



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

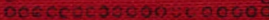
- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

BIBLIOTHEK
DER
UNTERHALTUNG
UND DES
WISSENS

PT
1337
B5
1913
PT.9



Bücher-Sammlung

von



Eine rationelle
Körperpflege



bedingt
Gesundheit
und langes Le-
ben, erhält die
Energie und Spann-
kraft, die Haupt-
faktoren für das heutige
wirtschaftliche Fortkommen!

Täglich $\frac{1}{4}$ Stündchen Sanax-Massage

ist die beste und bequemste Körperpflege, festigt Gesundheit und Körperkraft, beugt der Entwicklung von Krankheiten vor und entfernt etwaige Krankheitsstoffe und krankhafte Ablagerungen aus den Geweben. Wer sich gesund erhalten will, muß für die Sanax-Massage $\frac{1}{4}$ Stündchen täglich erübrigen.

Zu beziehen durch alle Geschäfte,
□ wo obige Plakate ausliegen. □

Sanax-Fabrik: BERLIN N. 24, Friedrichstr. 131 d.

HAUSFRAUEN welche auf eine gründliche, appetitliche und allen sanitären Anforderungen entsprechende **Reinigung von Haus- u. Küchengeräten** Wert legen, werden gebeten, einen Versuch mit



zu machen.

**EIN ERSTKLASSIGES HYGIENISCHES
REINIGUNGSMITTEL
FÜR KÜCHE UND HAUS.**

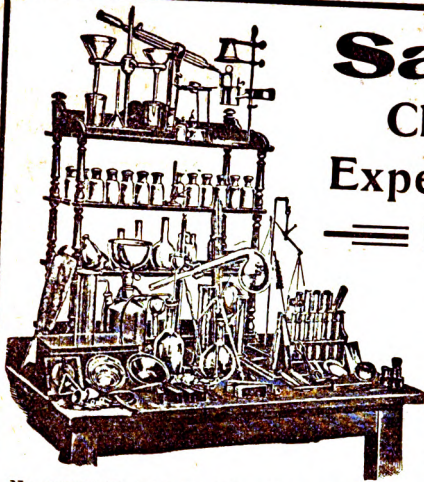
Leichte, flotte Arbeit. — Weitgehendste Verwendbarkeit. — Größte Schonung der Hände. — Kein Angreifen der Haut wie bei Soda, Schmierseife und dergleichen. — Vollständige Geruchlosigkeit der Gegenstände nach der Reinigung.

SAPONIA reinigt rasch und leicht fettige und beschmutzte Gegenstände aus Metall, Email, Marmor, Holz, Glas, Porzellan usw., wie Küchengerätschaften, Badewannen, Fenster, Türen, Linoleum, Waschtische, Klosette etc.

Zu haben in Drogerien, Kolonialwaren-, Seifen- und Haushaltgeschäften.

Proben versenden auf Wunsch gratis und franko

SAPONIA-WERKE Offenbach a. M.



Sarans

Chemische Experimentier- kästen.

Hochinteressante
Beschäftigung für
Jedermann.

Nur allererste Zu-
taten. Ia Gerätéglass.
Jedem Kasten liegt
ein sehr ausführ-
liches Lehrbuch bei.

Nr. 1690 N **Der kleine Chemiker.** Inhalt: Abdampfschale, Dreifuß, mit Dreieck und Gewebe, Spirituslampe, Reagiergläser mit Halter, Retorte mit Stativ, Reibschale, Sandbadschale, Trichter, Mensur, Rührstäbe, dix. Glasstäbe, Lackmus Filtrierpapier, Schlauch, ein ausführliches Lehrbuch, in fester Kiste, die als Regal dienen kann . . . **Mk. 12.—**

Nr. 1691 N **Chem. Experimentierkästen,** bedeutend reichhaltiger, mit 35 verschiedenen Apparaten, feine Qualität, mit ausführlichem Lehrbuch, in fester Kiste, die als Regal dienen kann . . . **Mk. 16.—**

Nr. 1692 N **Chem. Experimentierkästen,** erheblich reichhaltiger wie vorige, mit 45 verschiedenen Apparaten in größerer Kiste, die ebenfalls ein Regal darstellt. (Nur als Frachtgut versendbar) **Mk. 25.—**

5 Chemikalien, für die wichtigsten Versuche ausreichend, in Flaschen . . . **Mk. 1.50**

12 " darunter Braunstein, Marmor, Chromsaures Kali etc. " **4.—**

24 " darunter Zink, Wismuth, Antimon, Ätzkali etc. " **9.—**

Abt. I. Sarans Experimentierkästen, Influenzmaschinen, Funkeninduktoren, Tesla-Apparate, Drahtlose Telegraphie, Motore, Dynamos, Eisenbahnen, Dampfmaschinen, Kinematographen, Schwachstrom-Artikel, Telephone, Klingeln, Taschenlampen, Luchs-Elemente bis 2000 Brennstunden. Illustrierte Preisliste Nr. 4A gratis.

Abt. II. Rohguß, Armaturen, Einzelteile zum Bau von Dampfmaschinen, Benzinmotoren, Eisenbahnen, Schiffen, Aeroplanen, sowie zum Bau aller elektrischen Maschinen, Apparate und Instrumente. Illustrierte Preisliste Nr. 4R 20 Pfg.

Abt. III. Mikroskope, Fernrohre, Feldstecher, Prismengläser, „Sarans Prismenglas Lux“, achtmalige Vergrößerung, Mk. 65.—. Illustrierte Preisliste Nr. 4P gratis.

FRITZ SARAN, Berlin W.57,
Potsdamerstr. 66,
Halberstadt, Rathenow, Wien, Mariahilferstr. 8.

**Bibliothek
der Unterhaltung
und des Wissens**





Zu der Novелlette „Der rote Fled“ von Fr. Holzner. (S. 15)
Originalzeichnung von A. Haushofer.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit
Originalbeiträgen
der hervorragendsten
Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen
Illustrationen

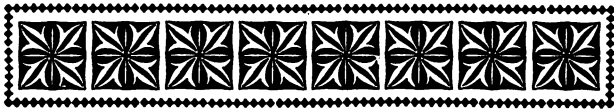


Jahrgang 1913 ♦ Neunter Band



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart ♦ Berlin ♦ Leipzig

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart



Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Der rote Fleck.	
Novellette von Fr. Holzner. Mit Bildern von A. Haus- hofer	5
Die Apachen.	
Ein Pariser Roman von Friz Levon (Fortsetzung) .	16
In den Vorbergen des Himalaja.	
Von R. Zollinger. Mit 9 Bildern	70
Die Welt der anderen.	
Novelle von Luise Westkirch	86
Dienstbotentrachten.	
Von Ola Allsen. Mit 11 Bildern nach Original- vorlagen	155
Die Entführung.	
Eine moderne Mustererzählung. Von Heinrich Binder	170
Insekten als Nahrungsmittel.	
Von Th. v. Wittembergk. Mit 8 Bildern	192
Mannigfaltiges:	
Eine merkwürdige Liebesgeschichte	202
Arktische Reizbarkeit	206
Besseres Tageslicht in den Zimmern	209
Mit 2 Bildern.	
Schlachtandenken	211
Hinrichtung eines spanischen Granden im 15. Jahr- hundert	213
Gute Verdauung	214

	Seite
Selbstpeinigungen indischer Fakire	217
Mit Bild.	
Glanzleistung eines Reporters	219
Bachstelze und Kreuzotter	221
Anziehungskraft des Verbrechertums	222
Merkwürdige Särge	224
Niggergeschichten	225
Blüten als Wärmequelle	227
Mit 2 Bildern.	
Zwei Zahlenwunder	230
Eine unheimliche Gemäldesammlung	230
Das gebratene Hühnchen	232
Die Frühjahrskraftspeise	233
Wie August der Starke mit Gespenstern umsprang .	236
Verschiedene Wertschätzung der Nationen	238
Die Amulette gekrönter Häupter	238
Schmetterlingsfälscher	239
Die Rätsel des Herzogs von Altenburg	240





Der rote Fleck.

Novellette von Fr. Holzer.

Mit Bildern
von A. Haushofer.



(Nachdruck verboten.)

Ein eigentümliches Frostgefühl, das mir durch den ganzen Körper zieht, überkommt mich, so oft ich mich im Kaffeehause auf meinen Platz niederlasse, dort an dem kleinen Marmortische dem Büfett gegenüber. Anfangs erklärte ich mir dieses unangenehme Gefühl auf ganz natürliche Weise: es wurde hervorgebracht durch Berührung der kühlen Marmortafel mit der warmen Hand. Später schien mir dieses Frostgefühl die bloße Folge jener schmerzlich-süßen Aufregung zu sein, die sich immer meiner bemächtigt, wenn ich in ihrer Nähe bin. Aber das war ein Irrtum, denn ich hatte dieses Gefühl schon damals, als Olga noch nicht im Büfett saß, sondern ihre fade, blonde Vorgängerin.

Erst heute hat mir der alte Zahlkellner Jean, der schon so viele Offiziergenerationen der hiesigen Garnison hat kommen und gehen sehen, diese sonderbare Geschichte erzählt. Und jetzt weiß ich, daß es nichts anderes ist als — Furcht. Furcht und Entsetzen bemächtigen sich meiner, so oft mein Blick auf jenen Fleck fällt, der die Marmortafel verunziert. Ein ganz sonderbarer Fleck ist's von rostig gebräunter Färbung, wie sie mitunter in weißem Marmor vorkommt. Beobachte ich ihn etwas länger, so scheint er sich zu röten, und am

Abend bei der Helle des elektrischen Lichts kommt es mir vor, als würde er glänzen und zitternd strahlen, als wäre roter Wein an jener Stelle ausgegossen.

Gleich beim ersten Anblick kam mir der Gedanke, es wäre ein großer Blutstropfen, der da, aus irgend einer Höhe herabgefallen, auf der Platte zerspritzte.

* * *

Ich saß heute ganz allein. Olga war noch nicht im Büfett. Unter dem Eindruck jener Vorstellung neigte ich mein Taschentuch im Wasser und begann den Fled zu reiben in der Hoffnung, die Platte davon zu reinigen.

„Den werden Sie nicht wegwaschen, Herr Leutnant,“ störte mich plötzlich der alte Jean auf, der, da er nicht viel zu tun hatte, offenbar ein Gespräch anfangen wollte. „Jeder möchte glauben, der Fled rühre vom Blut her, das da verspritzt wurde. — Na, was Wahres ist schon dran. Ich selbst glaube, diese Platte ist nicht immer so rostig gewesen.“

Mein Interesse merkend, erzählte er, vor fünfzehn Jahren habe sich gerade auf meinem Plaze ein Offizier erschossen — seinen Namen habe er sich nicht gemerkt — aus unglücklicher Liebe zur damaligen Kassiererin.

„Nun, bei jungen Leuten ist so etwas nichts Seltenes,“ philosophierte Jean. „Verliebt sich da und möchte natürlich auf der Stelle heiraten! Ein Leutnant! Wohin soll der mit einer solchen Liebe? — Und sie, ein vernünftiges Mädels, das alles genau erwog, wollte seine Zukunft nicht zerstören und wies ihn ab. Der Leutnant gleich den Revolver zur Hand und erschießt sich vor ihren Augen.“

Der an der rechten Ecke der weißen Marmortafel befindliche rostigbraune Fled grinste mich förmlich an.

* * *

Ich glaube fest, daß im Leben nichts geschieht ohne bestimmte Voraussetzung, daß unsere Geschehnisse von einer höheren Macht gelenkt werden. Dieser Glaube und



— der rötliche Fleck auf dem Marmor bilden die Quellen meiner Angst. Ist es nicht auffallend, daß, ohne die Geschichte des Flecks auf dem Tische zu kennen, ich als einziger von den Gästen des Rasseehauses den Fleck ganz blutig sah? Ist es nicht sonderbar, daß ich, ohne

der Erzählung Jeans Glauben zu schenken, Angst fühle bei seinem Anblicke? Und erwäge ich weiter: Warum wählte gerade ich, der ich Olga liebe, mir den Platz, an dem sich vor Jahren ein unbekannter Kamerad erschoss? Warum mußte ich, der ich auf jenem verhängnisvollen Platze zu sitzen pflege, mich in die schöne Wirtstochter verlieben, deren Erscheinung in das Büfett des alten Kaffeehauses so wenig paßt?

Umsonst suche ich eine Erklärung dafür, daß ich, so wie mein unbekannter Vorgänger, einen Platz an demselben Tische wählte, um mich von dort an dem Anblick des Gegenstandes meiner Liebe zu weiden.

Der Umstand, daß ich den unbekanntem Kameraden, den Selbstmörder, unwillkürlich meinen Vorgänger nenne, erklärt meinen Schrecken besser als alle anderen Worte, die ich dafür anführen könnte. Oh, ich fürchte mich, fürchte mich entsetzlich, daß auch ich —

Der Gedanke, den Verlust Olgas nicht überleben zu können, kam mir schon früher, ehe ich noch die Geschichte des roten Flecks kennen lernte. Aber früher nur dunkel und entfernt, nimmt er jetzt bestimmte, drohende Formen an, aus denen sich immer deutlicher das Bild eines bleichen, zerrissenen Gesichtes mit der Wunde an der rechten Schläfe entwickelt. Ganz deutlich stelle ich mir die Szene vor, wie sie mir Jean schilderte. Ich sehe jenen Unbekannten, dessen Liebe so groß war, wie es meine Liebe ist, wie er zum letzten Male aufgerichtet an seinem Platze sitzt und mit langem Blicke von der Geliebten Abschied nimmt. Dann hebt er die Waffe empor, neigt die kühle Mündung zu der brennenden Schläfe — und drückt ab. Mir ist, als höre ich den dumpfen Knall, schaue seinen Kopf, sehe einen leichten Blutstrahl aus der Wunde quellen und einen großen, auf den Marmor verspritzten Tropfen,

darin die vom Kronleuchter ausgestrahlten Lichter rötlich reflektieren. Und sein bleiches Gesicht wird mir immer bekannter, die Züge steigen immer deutlicher aus dem Qualm und Rauch heraus, bis ich endlich — mein eigenes totes Gesicht erkenne.

Die Schicksale der Menschen wiederholen sich. Es gibt keinen einzigen Menschen auf der Welt, dessen selbst noch so verwickeltes Schicksal ausschließlich nur sein eigenes wäre. Welche Phantasie und grenzenlose Erfindungskraft wäre dazu notwendig, um für jeden einzelnen ein besonderes Schicksal auszudenken! Das ist ja gar nicht möglich. So wird sich denn auch das Schicksal des Unglücklichen, der vor Jahren an dieser Stelle hoffnungslos liebte, an mir erfüllen.

Bis jetzt wiederholt sich ja alles mit strenger Genauigkeit. Ich bin Offizier, jung und kräftig, wie er es gewesen, besuche dasselbe Kaffeehaus wie er, sitze auf seinem Platze und liebe ein junges Mädchen da drüben am Büfett wie er. Gleich aufrichtig ist meine Liebe, meine Absicht gleich ehrlich wie bei ihm.

Nur die Entscheidung ist noch nicht bestimmt, und ich schiebe sie hinaus — aus Furcht vor dem Ende.

* * *

Die Angst vor meinem Schicksal, das mir in allen seinen Einzelheiten vorschwebt, hält mich ab, mich Olga anzuvertrauen. Möglich ist, daß sie etwas ahnt. Ihr ausdrucksvolles Gesicht zeigt sich gespannt, wenn ich einige Worte mit ihr wechsle, ihr Blick ruht oft fragend auf mir, wenn ich auf meinem Platze sitze und mir Mühe gebe, den rätselhaften Fleck mit einem Zeitungsblatte zu verdecken. Weiß Olga, was in mir vorgeht? Vielleicht fühlt sie meine Liebe heraus, vielleicht liest sie mir's aus den Augen und ahnt es aus meinen Worten, wenn ich mit ihr spreche.

Aber die wirkliche Tiefe meiner Gefühle ahnt sie gewiß nicht. Sie weiß nicht, daß ich mich sehne nach ihr wie die Blüte nach dem Morgentau. Und gewiß



weiß sie nicht, daß mein Schicksal mir vorbestimmt, daß jeder meiner Blicke, jedes meiner Worte nur eine Wiederholung dessen ist, was vor fünfzehn Jahren war.

* * *

Nichts geschieht, und nichts ändert sich. Stets dieselbe Empfindung, das Frostgefühl im Körper, so oft ich mich an meinen Platz im Kaffeehause setze, und die stete Angst vor der endlichen Entscheidung. Umsonst suche ich mich zu überreden, daß das Meinige durchaus keine Wiederholung des Schicksals meines unglücklichen Kameraden sein muß. Das hängt doch schließlich von Olgas Entscheidung ab. Sagt sie „nein“ — nun, dann weiß ich, was mich erwartet. Doch kann Olga auch „ja“ sagen.

Warum also frage ich sie nicht?

* * *

Zwischen acht und neun Uhr abends ist das Kaffeehaus meist beinahe leer. An einigen Tischen hinter dem Billard lesen einige ältere Herren ihre Zeitungen. Die Kellner gönnen sich nach einem bewegten Nachmittag Ruhe. In dem ganzen Lokal herrscht Stille.

In dieser Abendstunde besuche ich das Kaffeehaus am liebsten. Da kann ich ans Büfett treten und mit Olga plaudern. Sie ist nicht beschäftigt, liest oder beschäftigt sich mit einer Handarbeit.

Heute trat ich zum Büfett, entschlossen, ihr alles zu sagen. In dieser ungewöhnlichen Stille schien mir Olga noch schöner wie bei Tag oder bei dem Rauchnebel in der Nacht. Sie nähte etwas an einem weißen Stoff und hob nicht einmal den Kopf in die Höhe, als ich näher trat. Erst beim Klirren meines Säbels sah sie auf und bewillkommte mich mit dem gewohnten, freundlichen Lächeln. Ich glaube, es war Freude, die ich aus ihren Augen las. Kräftig und warm drückte sie mir die Hand, legte die Arbeit zurück, heftete einen fragenden Blick auf mich, als fordere sie mich auf: „Woblan denn, sprich, du großer, schüchterner Junge!“

Wie erwähnt, war ich entschlossen, ihr alles zu sagen. Aber trotzdem hielt ich mich nur an ganz gewöhnliche, gleichgültige Sachen, wußte nicht, wie ich von ernstern Dingen anfangen sollte. Unsicher und verlegen plauderte ich nur von meiner Person. Endlich vertraute ich ihr an, daß ich nicht gerne Soldat sei, und auf des Vaters Wunsch später den landwirtschaftlichen Beruf ergreifen würde — am liebsten dort unten in dem lieben Dalmatien, wo der Himmel so blau und die Sonne so heiß ist.

Lächelnd hörte sie zu, als ich ihr die Reize meines Geburtslandes schilderte, und ihre Augen flammten bei der Schilderung der Pracht des Meeres.

„Dort möchte ich auch leben,“ sagte sie gedankenvoll.

Ich fühlte, wie mein Herz bei diesem ihrem Wunsche rascher klopfte.

Und dennoch sagte ich ihr nicht, was ich sagen wollte, forderte sie nicht auf, dort mit mir zu leben und in meinem Hause als Herrin zu walten. Warum tat ich es nicht? Ihre Augen, ihr Mund, der Ausdruck ihres Gesichts riefen mir zu: „Sprich — sprich doch!“

Und ich schwieg, schwieg wie eine Memme, zurückschreckend vor jener rätselhaften Drohung.

Das Kaffeehaus begann sich zu füllen. Ich drückte Olgas Hand und setzte mich auf meinen Platz, wieder mit dem frostigen Gefühle in Leib und Seele. Der rote Fled auf dem Marmor strahlte und glänzte — höhnisch und mich verlachend.

* * *

Es gibt keine andere Erklärung, und ich glaube daran trotz inneren Widerwillens. Der alte Jean sagte mir soeben, wann das Schreckliche sich ereignete. Es

war am 24. Dezember, am heiligen Abend, als der verhängnisvolle Schuß trachte.

Das Schicksal meines Vorgängers wiederholt sich also an mir folgerichtig und ausführlich. Eine entscheidende Frage konnte ich nicht früher aus mir herausbringen, als er es getan. Das war die Hand, die mir die Kehle zusammenpreßte.

Wessen Hand?

Ich weiß es nicht, unterliege aber ihrer Macht bedingungslos.

Ich versuche nicht einmal, die Entscheidung früher herbeizuführen, als mir bestimmt ist. Ich sehe auf Olga hin, lese beständig ihre Frage aus ihren traurigen Augen heraus und — schweige.

Um mich herum das freudige Wogen der nahen Weihnacht. Nur ich fühle keine Freude. Ich lese das Schreiben, worin mich meine Mutter einladet zu den Festtagen, und ich antworte nicht, bedaure nicht einmal, daß ich zum ersten Male die Feiertage ohne sie erleben werde. Alles schwindet mir vor den Augen, Freudiges und auch Trauriges, vor mir schwebt nur der verhängnisvolle Tag mit dem letzten Augenblick in schrecklicher Erwartung.

* * *

Nichts geschieht, nichts ändert sich. Doch heute fällt die Entscheidung. Habe mir einen Revolver gekauft, eine wunderschöne und treffliche Waffe.

Mit ängstlicher Pünktlichkeit schreite ich in den Fußtapfen meines Vorgängers weiter.

Im gleichen Augenblicke wie er trete ich an das Büfett, wo mich Olga erwartet, blaß und aufgereg.

Das Raffeehaus ist leer. Der alte Jean schlummert sanft in einem Winkel. Ich lege meinen Mantel ab,

und Olgas beide Hände ergreifend beginne ich zu sprechen.

Was ich rede, weiß ich nicht. Die Worte strömen mir



aus dem Munde, ich fühle, wie sich meine Kehle erweitert, als schwinde der Druck der geheimnisvollen, starken, fremden Hand, die

mich bis jetzt zu sprechen hinderte. Ich fühle Olgas Hände in den meinen zittern, sehe ihre Wangen erröten, Tränen stürzen in ihre Augen, ihr Kopf neigt sich zur Seite.

Und dann vernehme ich wie aus der Ferne das

gedämpfte und dennoch so frohlockende „Ja“, höre verworrene, freudige Worte und fühle eine brennende Träne auf meiner Hand.

„Ja, ich habe Sie von Herzen lieb, und wenn Sie mit mir zufrieden sind, wie ich bin, gehe ich gerne mit Ihnen dahin, wo die Sonne wärmer ist und heller der Himmel!“

In meiner Seele klingt es wie der Freudengesang der heiligen Nacht.

Mit einem Schlage schwinden alle Schrecken aus meiner Seele, ein Gefühl großen Glückes erfüllt meine Brust, ich fühle mich frei, stark und verwegen und ziehe Olgas Kopf an mich, mit wilden Küssen ihre Lippen bedeckend.

Da erwacht der alte Jean aus seinem Schlummer und stört mich aus der süßen Berausung auf.

„Jean, Jean, Ihr Fleck hat gelogen! Ich bin es nicht, an dem sich das Schicksal wiederholen wird!“ rufe ich ihm zu und lache in wilder Freude.

„Wer hat gelogen? Was fehlt denn heute dem Herrn Leutnant?“ stottert Jean ganz verblüfft.

„Ihr roter Fleck hat gelogen! Mein Blut wird ihn nicht frisch färben!“ entgegnete ich ihm, und einer plötzlichen Eingebung folgend, springe ich auf den Tisch zu, auf dessen marmorner Platte der geheimnisvolle Fleck sich rötet, und schlage mit der Faust den Rand dieser Platte, wo der Fleck schimmert, ab*).

Knirschend fällt das Stück Marmor zu Boden.

*) Siehe das Titelbild.





Die Apachen.

Ein Pariser Roman von Fritz Levon.

(Fortsetzung.)



(Nachdruck verboten.)

Paris ist nicht nur die Stadt des Ländelns und der „Verhältnisse“, sondern es gibt vielleicht auf der ganzen Erde keinen Platz, wo die Liebe des Volkes so fröhlich und harmlos auftritt, wie das verrufene Seinebabel, in dessen vornehmen Vierteln die Kokotte Edelsteine verstreut wie Kiesel und Perlen wie Rindertränen. Wenn wir sie sehen, diese Pärchen, in dem Bois de Boulogne auf den Rasen gelagert, zwischen sich eine Flasche Wein zu achtzig Centimes und über sich eine Million Sonnenstrahlen — auf den kleinen Seinedampfern, eingeteilt in die Menge und lachend, wenn einer dem anderen in die Arme gedrückt wird — wenn wir ihre Lieder hören, in denen heute wie vor hundert Jahren das kleine Vöglein sein Nest baut und die Rose ihren Duft verstreut: dann glauben wir nicht unter einem Volke zu sein, dessen politische Leidenschaft Revolutionen gebiert und dessen Fürsten einst die Welt verteilten.

Und wir denken am wenigsten jener dunklen Nächte, in denen das Verbrechen seine Schleusen öffnet und sich gleich einem Schlammsstrom bis an die Pforten der Paläste ergießt. —

Jean Lecocq, der Apache, und Käthe Tonndorf, die Philistertochter aus der Saalgasse — sie waren

beide selig wie die Kinder vor dem Weihnachtsfest und wie die Brautpaare vor der Hochzeit.

Der junge Chemiker hatte es verstanden, die Rolle des Fabrikarbeiters aufrecht zu erhalten. Aber wenn Rätke ihn nach der Arbeitstätte fragte, so machte er eine leichte Handbewegung und deutete auf das Häusermeer von Paris. Da unten irgendwo — die Fabrik feiere augenblicklich, es sei Streit. Aber er hätte sich dreihundert Franken zurückgelegt, die müßten jetzt draufgehen, und wenn sie verbraucht wären, dann sei auch der Ausstand zu Ende.

Es waren allgemeine Redeweisen, die das Licht der Gegenwart festhielten und die Schatten der Zukunft bannten. Das Ohr der Liebe hört nur zu willig darauf, oder es hört neben den Liebesworten überhaupt keinen Laut. Einmal muß ja doch die Zeit kommen, da das tiefe Schweigen diese lachende Welt auslöscht.

Berlin lag unendlich weit in der Ferne. In den ersten Tagen ihres Pariser Aufenthalts hatte Rätke Egberts Brief beantworten wollen, dann war jener seltsam berauschte Abend gekommen, an dem sie entdeckte, daß ihr Herz nicht verschenkt, sondern nur verpfändet sei. Nun hatte sie es ausgelöst und einem anderen gegeben — nein, nicht gegeben, sondern sich nehmen lassen in jenem Sturm der Leidenschaft, die nicht wägt und zählt und mißt.

Die so tödtlich ist und so gefährlich. Die Brandwunden macht und Balsam darauf tropft.

Die immer und ewig bleiben wird, und wenn die große Fälscherin Zeit alle Worte der Welt umprägt.

Jeden Tag, den die Sonne hergab, waren sie beisammen. Jean kam niemals in die Kneipe von Mutter Vernet, er sprach kein Wort darüber, er tat, als wenn

Räthe ein Schmetterling sei, der des Nachts in Rosenkelchen schwebt.

Aber die Alte war klug und schwieg dazu.

Sie wußte ganz genau, daß ihre Nichte ein Verhältnis mit dem jungen Chemiter angeknüpft hatte, daß sie tagsüber mit ihm Paris und die Umgegend durchstreifte, und in ihrem Bräutigam einen fleißigen Arbeiter sah, der nur augenblicklich durch die Verhältnisse zur Untätigkeit gezwungen wurde — aber das alles paßte ganz vortrefflich in ihre Rechnung.

Einmal mußte ja doch der Tag kommen, da es diesem hübschen deutschen Gänschen wie Schuppen von den Augen fiel und sie erkannte, daß man mit ihrem Herzen und ihrem Glück ein frevelhaftes Spiel getrieben habe. Und wenn sie dann nicht etwa aus Gram in die Seine ging, wie die kleinen tollköpfigen Pariser Mädchen das mitunter taten, dann war sie reif, um eine Bierde der Apachentneipe zu werden, das „Raninchen“ zum Mittelpunkt der Ritter des Montmartre zu machen.

War dies Weib eine Ranaille?

Ach, sie war nicht viel besser oder schlechter als Tausende ihresgleichen, die allein in der Welt stehen und durch das Schicksal gezwungen werden, den bitteren Kampf um das Dasein mit nicht ganz sauberen Waffen zu führen. Sie unterschied sich nur von den übrigen durch das häßliche Merkmal der Verwandtschaft mit ihrem Opfer; aber es gibt ja sogar Mütter, die ihr eigenes Fleisch und Blut verkuppeln. Was wollte es da groß bedeuten, daß Räthes Mutter vor Jahren den Namen ihrer Schwester getragen hatte! Sie war ja durch die Heirat mit dem Deutschen aus der Familie geschieden, sie war tot, und das Gras auf ihrem Grabe wuchs aus fremder Erde empor.

Räthe empfand in diesen Tagen die Wohlthat der Postkartenerfindung. Sie hatte sich längst vorgenommen, einen ausführlichen Brief an den Vater zu schreiben, und es fehlte ihr auch nicht die Zeit dazu. Aber so oft sie die Feder ansehen wollte, kam ihr die Erkenntnis, daß sie die Bogenseiten doch mit irgend etwas ausfüllen müßte, mit einer Schilderung ihres Lebens und Treibens, ihrer Arbeit, ihrer Umgebung.

Und sie erkannte, daß ihr das unmöglich sei.

Sie mußte alsdann die Augen öffnen, sie mußte Rechenschaft geben über sich und andere, und wenn das alles schwarz auf weiß geschrieben steht — ach, selbst die Diplomaten halten lieber lange Reden, als daß sie ein einziges Mal die Feder ansehen. Denn es lügt sich so leicht mit den Lippen, und die Wahrheit ist so schwer zwischen den Zeilen zu verbergen.

Eine Sache gab es, die Räthe zwar nicht gerade beunruhigte, die ihr aber doch ein gewisses Kopfzerbrechen verursachte. Sie war nun mit ihrem Schatz in halb Paris herumgewesen und hatte ihn mehr als einmal gebeten, ihr doch seine Wohnung zu zeigen. Er hatte immer wieder Ausflüchte. Bald war der Weg zu weit, bald hatte er Hunger und mußte mit ihr in irgend ein Restaurant, oder es gab sonst ein unüberwindliches Hindernis.

In Wahrheit war es ihm unmöglich, den Wunsch des Mädchens zu erfüllen, denn er hauste noch immer in jener verlassenen Baubude mitten im Apachengebiet, und ein einziger Blick in dieses „Heim“ hätte die ganze Wahrheit unbarmherzig enthüllt.

Für die dreihundert Franken, die Jean von Renard erhalten hatte, wäre allerdings eine anständige Wohnung zu beschaffen gewesen, aber das köstliche Bummel-
leben der beiden jungen Leute verschlang ohnehin genug,

und solange der Sommer währte, und solange die Polizei keine Razzia anstellte, war das jekige Freilogis gerade gut genug — die schönen Fünffrankenstücke konnten besser angewendet werden.

Aber nun kam ein Sonntag. Das Pärchen wollte ihn vom Morgen bis zum Abend zusammen verbringen, und Madame Vernot gab Rätthe auf deren Bitten bereitwillig Urlaub.

„Wenn du nur heute abend wieder da bist, Kind,“ sagte sie mit ihrem gütigsten Lächeln, „dann gönne ich dir gerne das kleine Vergnügen. Ich hab’ ja doch schon längst bemerkt, daß sich was anspinnt, und der junge Mensch scheint ja so weit ganz anständig zu sein.“

Wie immer trafen sie sich an der Bank in den Anlagen, wo sie den ersten Ruß getauscht hatten.

„Heute aber wird es,“ sagte Rätthe. „Wir gehen zuerst nach deiner Wohnung, denn die will ich endlich einmal sehen, dann können wir irgendwo frühstücken, und der Nachmittag bleibt uns für einen Ausflug übrig. Es muß doch irgendwo eine billige Verbindung nach deinem Stadtviertel geben, denn du bist täglich auf dem Montmartre, und ich merke dir niemals eine besondere Ermüdung an.“

Jean Lecocq war die Zärtlichkeit in Person. „Natürlich, mein Liebling, heute wird es Ernst. Aber am Sonntag sind die Fahrgelegenheiten alle überfüllt, und wir haben so viel Zeit vor uns, daß wir recht gut zu Fuß gehen können. Sieh nur diesen köstlichen Sonnenschein, und dabei ist es nicht im mindesten schwül!“

Das war sie wohl zufrieden. An der Seite dieses schönen Mannes durch ganz Paris zu bummeln — denn seine Wohnung lag angeblich südlich vom Quartier Latin — dünkte sie ein köstliches Vergnügen, besonders weil er heute einen funkelneuen Anzug trug, der für

sechzig Franken aus dem „Bonmarché“ stammte. Rätthe hatte sich ja auch schön gemacht, und sie sah wirklich aus wie eines jener graziösen Pariser Mädchen, die mit einer Bluse und einer Schleife Wunderdinge schaffen.

So zogen sie Arm in Arm von dannen. Jean war zuerst etwas schweigsam, denn er grübelte darüber nach, wie er sich aus der Klemme ziehen sollte; aber als sie so zwitschernnd wie ein Vögelchen auf ihn einplauderte, da hob er endlich den Kopf und verließ sich auf den Zufall.

So kamen sie an den Louvre. Die Pforten des berühmten Kunstinstituts standen weit offen, denn es war heute Volkstag und freier Eintritt.

„Du hast noch nicht die Venus von Milo gesehen,“ sagte Jean, „wollen wir die günstige Gelegenheit benützen?“

„Ist die wirklich so sehenswert?“

„Das Schönste, was ich kenne — außer dir.“

Die kleine Schmeichelei mußte belohnt werden, und Rätthe ging mit hinein. Sie hatte ja als Jenerser Kind und durch ihren Vater Interesse für die Kunst gewonnen, und es durchschauerte sie ganz seltsam, wie sie den weltbekannten langen Säulengang entlang schritt, an dessen Ende die Rotunde das hehre Bild der Göttin birgt.

Es war ganz still in der Nähe, denn das Volk drängt sich nicht an dieser Weihstätte, aber als sie Arm in Arm vor der Statue standen, da sagte Rätthe nach einer langen Pause: „Wie jammerschade, daß die Arme fehlen! Man würde sonst wenigstens wissen — — Aber komm,“ setzte sie leise hinzu, „wir wollen gehen.“

Sie war sehr rot geworden.

Draußen schien die Sonne plötzlich heißer, es flim-

merte in der Luft. Das war wohl nur der Gegensatz zwischen den kühlen Hallen des Louvre und den Häusermassen, die ihre Glut aushauchten.

Aber Rätthe sagte plötzlich: „Wenn es noch weit bis zu deiner Wohnung ist, dann werde ich müde. Überhaupt —“

Er griff das Wort auf wie einen Ball, und weil sie gerade auf dem Pont des Arts standen, wo sich tief unten an der Raimauer eine Anlegestelle für die kleinen Seinedampfer befindet, machte er den Vorschlag, daß sie zunächst einmal den Fluß hinunterfahren wollten, um die ärgste Hitze draußen im Grünen abzuwarten.

„Vielleicht bis Saint Cloud,“ sagte er, „oder sonst irgendwo in die Nähe. Da sind ja tausend Gelegenheiten zur Rückkehr, besonders an einem Tage wie heute.“

Es war wirklich nur das Bestreben, die fatale Wohnungsfrage möglichst hinauszuschieben, und Rätthe ging ganz arglos darauf ein. Mit ein wenig Spürsinn hätte sie wohl merken können, daß er eines der größeren Schiffe wählte, die nicht nur die unmittelbare Umgebung von Paris abstreifen, sondern weiter hinausfahren, seltener anlegen und nicht alle halbe Stunde die Rückkehr ermöglichen.

Aber sie dachte an nichts, als was der Augenblick brachte.

Die Nummer des Schiffes war 13, denn diese schmutzen und flinken Dinger führen keinen besonderen Namen; es sind ihrer so viele, daß sie nur durch die Zahl unterschieden werden. Rätthe meinte lachend, es sei eigentlich eine Unglücksnummer.

Aber er entgegnete ebenso scherzend, auf diesem schönen Fluß sei noch kein Mensch verunglückt, er müßte

denn geradezu hineinspringen, und dazu wären sie beide doch noch viel zu jung.

Sie waren fast alle jung, die auf diesem Schiffe lachten und kosteten und die kleinen Chansons sangen von dem Vögelchen, das sein Nest baut, und von dem Habicht und der Taube.

Weil es auf dem Verdeck sehr voll war, gingen die beiden hinunter in die Kajüte und ließen sich eine Literflasche von dem gelblichen Landwein geben, der so angenehm auf der Zunge prickelt und ganz unvermerkt in das Blut geht.

Als sie aber endlich den letzten Tropfen aus dem gemeinsamen Glase getrunken hatten und die Treppe hinaufkletterten, da lag Paris weit hinter ihnen, und die beiden Ufer der Seine waren mit einsamen grünen Büschen bewachsen.

„Das fährt wohl bis ans Ende der Welt?“ sagte Rätbe etwas verdukt.

Jean zuckte die Schultern. „Wir haben uns wohl wirklich da unten ein bißchen festgekneipt. Aber an der nächsten Haltestelle steigen wir aus — es ist ja alles ganz einerlei an einem Tage wie heute.“

Ein ganz kleines Nest war es, wo sie ans Land kamen. Einen Namen trug es ja wohl, aber den wußten sie nicht und achteten auch nicht darauf. Sie sahen nur ein kleines Wirtshaus und ein paar verstreute Hütten — dahinter aber den tiefen, grünen, dämmerigen Wald.

Das Schiff fuhr mit ganz wenigen Passagieren noch weiter; es mußte also auch zurückkommen, und vielleicht kamen noch ihrer mehr.

Well aber die Sonne schon schräg stand, gingen sie zunächst in den Wald, denn wenn die Pariser aus ihren Steinmauern herauskommen, dann suchen sie immer

zuerst die Bäume auf und laufen den Libellen nach — alles andere dünkt sie dagegen eine Narrheit.

Diesen Wald hatte sicherlich heute noch kein Mensch betreten. Die Wege waren ganz mit Gras überwuchert, und das Wild zeigte sich so zutraulich, als ob noch niemals eines Jägers Büchse das Echo geweckt hätte. Selbst die Vögel sangen in einer absonderlichen Weise — ganz leise und süß, um das schlafende Geheimnis nicht zu wecken.

Und es gab kein Ende in diesem Walde. Eine ganze Stunde waren sie schon gewandert, ohne auch nur auf die Hütte eines Forstwarts zu stoßen. Als sie aber endlich ein Stückchen Himmel vor sich sahen, da war das rosig gefärbt und die Sonne wollte sich zu Bett legen.

Da meinte Rätthe, es sei nun wohl an der Zeit, umzukehren, denn man könnte doch nicht so genau wissen, ob noch viele Schiffe den Strom hinaufgingen, und eine andere Beförderung Gelegenheit sei sicherlich nicht mehr vorhanden.

„Es müßten denn unsere eigenen Füße sein,“ entgegnete er sorglos und betrachtete prüfend die feinen Schuhchen, die Rätthe trug. „Für eine Deutsche sind sie viel zu klein,“ setzte er hinzu.

Nun begann sie ein wenig zu zanken und belehrte ihn, daß die Thüringer Mädels es mit der ganzen Welt aufnehmen könnten, denn die seien nicht von der schwerfälligen norddeutschen Rasse. „Und wenn wir in Jena mit den Studenten tanzen, dann färbt das auch ein bißchen ab. Hast du es nicht gemerkt, als du mich auf dem Montmartre zum ersten Male im Arm hattest oder später auf der Bank im Mondlicht?“

Als er sie darauf haschen wollte, lief sie vor ihm davon. Es war nicht so sehr ernst gemeint, denn er

sollte sie natürlich einholen, und er war auch schnell genug bei der Hand. Aber als sie seinen Atem hinter sich spürte und im Umbliden seine leuchtenden Augen sah, die in der Dämmerung etwas Raubtierartiges hatten, da strengte sie sich wirklich an und hätte fast um Hilfe gerufen.

Da hatte er sie. Er legte ganz fest beide Arme um ihre Schultern und küßte sie auf den Mund — es war fast wie bei jenen Apachentänzen auf der Bühne, die sie nun schon mehrfach gesehen hatte, ohne doch ihren Namen zu kennen, und sie verlor fast den Atem.

„Ich bitte dich, Jean — es ist hier so einsam!“

Nun gingen sie wieder ganz ehrbar, Arm in Arm wie ein solides Brautpaar. Sie achteten auf den Weg. Die Richtung des Flusses war ihnen nach der Himmelsgegend und dem Abendrot bekannt, und Jean Lecocq dachte an gar nichts weiter, als daß sie nun gerade das letzte Schiff erreichen würden, und dann sei es natürlich zu spät, um in Paris eine Wohnung zu besichtigen, die es gar nicht gab.

Er dachte wirklich an nichts weiter, denn wenn er auch unter Leuten lebte, denen selbst ein Menschenleben unter Umständen nicht viel gilt, so wollte er doch ein geschenktes Vertrauen nicht mißbrauchen.

Endlich blickte ihnen das Wasser der Seine entgegen. Sie kamen gerade an der Stelle wieder heraus, wo das kleine Wirtshaus lag, hinter dessen Fenstern bereits die Lichter brannten, und als sie hastig, wie von einer unbestimmten Ahnung erfüllt, nach dem Anlegeplatz hinuntergingen, da war der Fluß stille und einsam.

Es stand eine Tafel an der Treppe, die sie beim Aussteigen übersehen hatten. Jean zündete ein Streichholz an, um nach der Uhr zu sehen und den Fahrplan

zu betrachten, während Rätthe ganz starr flußabwärts blickte, denn wenn noch ein Schiff kam, dann mußten seine Lichter jetzt auftauchen.

Plötzlich ließ ihr Begleiter das glimmende Hölzchen fallen und setzte hart den Fuß darauf. „Zehn Minuten zu spät. Das letzte Schiff ist vorüber.“

Rätthe schrie leise auf. „Aber Jean, was beginnen wir jetzt?“

„Ich denke, wir nehmen am besten zunächst unser Abendbrot zu uns. Du mußt doch auch Hunger haben, Schak.“

„Ja, zum Umfallen. Aber was dann?“

Er betrachtete den Horizont, an dem nach diesem heißen Tage dunkle Wolken aufstiegen, und hob die Schultern. „Ja, was ist da zu machen? Zu Fuß erreichen wir Paris nicht mehr, und außerdem wird es ein Gewitter geben. Wir werden wohl die Nacht hier bleiben müssen. Es ist wenigstens ein Glück, daß das Wirtshaus einen anständigen Eindruck macht.“

* * *

Der Vormittag war schon ziemlich weit vorgeschritten, als Rätthe Conndorf zum Montmartre emporstieg. Das Gewitter der letzten Nacht hatte die Luft gereinigt; sie war so klar, daß man jeden einzelnen Träger des Eiffelturms zählen konnte, obwohl der gigantische Bau sich nur wie ein Spinnwebgewebe gegen den Himmel abhob.

Neben dem Eingang zum Montmartrefriedhof blieb das Mädchen stehen und sah nach dem Babelbau hinüber. Sie war schon einmal mit Jean da oben gewesen, um die Aussicht zu genießen, und sie hatte damals mit leisem Grauen das Schwanken des Ungeheuers gespürt, obwohl der Führer ihr vorrechnete,

wie viele Meter tief die Grundanker des Turmes in der Erde versenkt seien.

Ob einer da schon mal heruntergestürzt sei, hatte sie gefragt.

„Nicht gestürzt, Fräulein, aber wohl gesprungen — o ja, mehr als einer und eine.“

Daran dachte Rätke ganz flüchtig, und dann fiel ihr etwas anderes ein — scheinbar ganz zusammenhanglos, aber es kam wohl daher, weil sie neben dem Friedhof stand:

„Die Vögel ziehn, die Blätter rauschen nieder,
Die Liebe stirbt im Winter wie das Grün —“

Es paßte so schlecht wie möglich auf die Umgebung, denn Paris lag in einem leuchtenden Sommerglanz, es dachte kein Mensch an niederfallende Blätter und den Gesang des Vögelchens an der Gruft.

Aber die Menschen sind bisweilen so sonderbar. Weil ihnen ein gütiges Geschick die Raffandragabe versagt hat, tasten sie sich in eine unbekannte Zukunft hinein, und was unter ihre Finger kommt, das sind Rätsel.

Rätke ging weiter. Sie sah heute vielleicht besonders hübsch aus, denn die Leute schauten ihr nach.

Jetzt war sie vor dem „Kaninchen“.

Sonst pflegte Rätke immer die Kleider aufzuraffen, wenn sie das Haus durch den dunklen und schmutzigen Eingang betrat, aber heute trug sie eine gewisse Gleichgültigkeit zur Schau. Oder sie dachte wirklich an andere Dinge, denn als ihr in der Gaststube, durch die sie ihre Kammer erreichen mußte, die fette Stimme der Madame Vernot entgegenklang, fuhr sie ein wenig zusammen und sah sich verwirrt um.

„Kommst du endlich?“ fragte die würdige Dame. „Ich wollte dich schon durch die Polizei suchen lassen, denn so was ist in Paris keine Kleinigkeit.“

Es war immer noch ein bißchen Versteckspiel zwischen Tante und Nichte über den Charakter der Kneipe, aber die Sache war allmählich doch sadenscheinig geworden, und die Bezugnahme auf die Polizei wirkte geradezu komisch.

Darum zuckte Rätthe mit den Lippen, als wenn sie lachen wollte. „Reg dich doch nicht auf. Die Polizei wirst du wohl nicht belästigen, denn du bist froh, wenn sie dich in Ruhe läßt. Und der Weg nach der Morgue ist so weit —“

Die Alte lenkte ein. „Wie du nur gleich bist, Rätthe! Als Tante werde ich doch wohl noch fragen dürfen, wo du gewesen bist?“

„Weit draußen, in einem kleinen Nest an der Seine. Wir hatten uns bei einem Ausflug verspätet, Jean und ich. Wir erreichten das letzte Schiff nicht mehr. Das ist alles.“

„Na ja, das könntest du ja gleich sagen. Willst du eine Tasse Kaffee?“

Das Mädchen hatte sich vor den Spiegel gestellt und den Hut abgenommen. Es fehlten ihr wohl ein paar Haarnadeln, denn die lose zusammengesteckte Frisur wollte nicht recht halten. Plötzlich glitt die ganze Herrlichkeit herunter auf die Schultern und zuletzt bis zu den Hüften.

Wie wenn ein Rabe sein Gefieder ausbreitet.

„Das kommt davon,“ sagte die Alte, „wenn man liederlich Toilette macht.“

Da fuhr Rätthe herum und sah mit zornfunkelnden Augen von einer Wand zur anderen. „Soll ich dir sagen, was liederlich ist? Willst du es wissen? Jeder Tisch und jeder Stuhl in diesem Loch, jede Schnapsflasche auf dem Büfett, alles, was man mit den Händen greifen kann — alles! Mein Vater wollte mich in ein

anständiges Haus schiden, und ich selbst dachte zu der Schwester meiner Mutter zu kommen — na ja, das letztere stimmt ja auch, aber sonst stimmt nichts!“ Sie holte tief Atem und fuhr dann ruhiger fort: „Du brauchst keine Angst zu haben, daß ich fortlaufe. Ich bin nun einmal hier und muß bleiben, denn auf der Gasse soll man mich nicht finden. Aber lange dauert das nicht mehr. Gott sei Dank, mein Bräutigam ist ein ehrlicher Mann, und wenn der Streik vorüber ist, dann hat er Brot für uns beide. Er wird mich heiraten, und er fährt schon morgen nach Deutschland, um mit meinem Vater die Sache in Ordnung zu bringen, denn ich bin keine von denen, die man so um Gottes willen aufammelt. Es soll alles seine Art haben. Und nun kannst du mir meinetwegen Raffee geben, denn den verdiene ich noch damit, daß ich deinen Apachen des Abends die Gläser kredenze.“

Da war das schlimme Wort heraus, zum ersten Male mit unzweideutiger Klarheit.

Die Alte duckte sich zusammen. Aber sie hatte trotz ihrer schwammigen Gestalt eine elastische Natur, und sie richtete sich wieder auf wie der Baum nach dem Ungewitter.

Eigentlich war ja alles in bester Ordnung.

Und in dem Gedanken an die wackelige Bude da draußen im Baugelände, von der ihr Jules Renard erzählt hatte, kitzelte sie die Frage, ob Jean Lecocq denn auch schon für eine nette Familienwohnung gesorgt hätte. Aber sie schluckte den niedlichen Scherz hinunter, denn einestheils war sie eine vorsichtige Frau, und andererseits —

Nun ja, dieses leichtgläubige dumme Ding war zwar nur eine Deutsche, aber sie blieb doch immerhin sozusagen die Tochter ihrer verstorbenen Schwester.

* * *

Der alte Linde hatte es wirklich durchgesetzt, daß seine Pensionierung schon zum 1. August herauskam, denn die im Beamtenbafeln fo berücksichtigten Fünf- undfechzig konnte er aufweifen, und es waren genug Bewerber vorhanden, die aufrücken wollten.

Seitdem er in Jena gewesen war und akademische Luft geatmet hatte, ekelte ihn der Bureaudienst förmlich an, und als er das kostbare Papier in Händen hielt, das ihm jährlich zweitausendvierhundert Mark Ruhegehalt zusicherte, fuhr er stracks nach Jena zurück und feste sich bei Friß Tonndorf fest in der Bude seines Sohnes wie ein richtiger Bruder Studio. Und er begann nun auch das Leben eines solchen zu führen, das heißt er tat nichts mehr und interessierte sich lebhaft für Früh- und Dämmerfchoppen.

Niemals, solange er zurückdenken konnte, waren seine Sorgen fo gering gewesen, denn das voraussichtlich recht langwierige Studium des Sohnes hatte ihm doch bisweilen arg in den Knochen gelegen, und nun war der Bengel mit einem Sprung ein selbständiger Mann geworden, der fast fo viel verdiente, wie ein Amtrichter als Anfangsgehalt bekam.

„Es ist doch was mit dem Aufschwung in Deutschland,“ sagte er wohl zu seinem neugewonnenen Freunde Tonndorf. „Überall Leben und Fortschritt, überall Gelegenheit zum Gelderwerb — nur wir kleinstaatlichen Beamten haben sozusagen nichts. Aber das haben wir wenigstens sicher.“

Und mit diesem etwas verschimmelten Wiß verband sich doch ein heimliches Behagen. Es war wirklich etwas Sicheres, monatlich zweihundert Mark aus einer Kasse schöpfen zu können, die niemals versagte, die niemals Bankrott machen konnte!

Oder das Weltall hätte zusammenstürzen müssen.

Ruprecht Linde fing an zu schmökern. Er hatte sich niemals um die Literatur kümmern können, denn wenn die acht Bureaustunden heruntergeschunden waren, dann kamen die Schoppen und die Zeitung und das Bett. Aber seitdem Egbert die schönen Wissenschaften vertrat — er drückte sich wenigstens so in seinen Briefen aus — seitdem empfand der Alte die Pflicht, das Versäumte nachzuholen, und Fritz Tonndorf hatte das ganze Gewölbe voll alter Scharfeten.

Aber allmählich kam der Jurist und der Altmenesch wieder zum Vorschein. Der Antiquar hatte mit seiner feinen Spürnase aus verstaubten Winkeln eine ganze Masse Zeug zusammengehamstert: Hexenprozesse, gegen deren langatmige Protokolle das rotgeschriebene „factum“ unter dem Schöppenstuhlurteil mit schauerlicher Kürze abstach — Verhandlungen des Reichskammergerichts, die durch hundert Jahre verschleppt und endlich versandet waren — Strafakten der Justizkollegien, die längst hätten eingestampft sein sollen und in irgend einem Archiv geschlummert hatten, bis man sie als Makulatur verkaufte.

Unter diesen war besonders ein Juwel: die Untersuchung gegen einen berüchtigten Raub- und Mordgesellen, der in den Jahren 1770 und 1771 die Umgegend von Magdeburg unsicher gemacht hatte und einige Jahre später seine Schandtaten unter dem Rade — von unten herauf — büßen mußte.

Diese Schätze schleppte Ruprecht Linde aus dem Gewölbe vier Treppen hinauf in seine Bude. Sie waren nicht zum Verkauf bestimmt, sondern nur zum Liebhaberbesitz, und man konnte an den drei dicken Bänden wochenlang lesen, obwohl hinten sehr viel leeres Papier war und vorne noch viel mehr leerer Formeltram. Wie hatten diese alten Justizbeamten prachtvoll

mit ihren Gänsefüßeln geschrieben, und wie schien das Papier für die Ewigkeit geschaffen!

Der Assessor — denn er war wirklich mit diesem Titel pensioniert worden — streichelte es mitunter voll Zärtlichkeit und gewann dadurch Friß Tonndorfs ganzes Herz. Denn die beiden alten Knaben hatten ja nichts weiter zu lieblosen, und das war ein Punkt, der zuzeiten leise und vorsichtig zwischen ihnen erörtert wurde.

Die Kinder!

Daß die einander gerne gehabt hatten, wußten sie beide, oder sie ahnten es wenigstens, und wenn sie des Abends in der „Rose“ oder in der „Guten Quelle“ beisammen saßen, dann hob wohl Ruprecht Linde grüßend und mit seinen Augen zwinkernd das Glas.

Aber Friß Tonndorf wollte nichts davon wissen.

„Es kommt vor,“ sagte er. „Bei uns in Jena fliegen die Herzen leicht zusammen, und wenn's keine Kameradschaft ist, so wird Liebe daraus. Die Treue ist auch im Saaltal nicht seltener und nicht häufiger als anderwärts, und sie kann ihre Brücke bis Berlin ausspinnen. Aber in Paris weht eine andere Luft.“

„Sind auch Menschen wie wir,“ meinte der Assessor.

„Die Menschen machen es nicht, lieber Freund. Es ist das Große und Gewaltige und Betäubende einer Weltstadt, was die Gedanken nicht zur Ruhe kommen läßt und die Erinnerung verwischt. Ich selbst war nahe daran, Deutschland zu vergessen, und ich hatte doch keinen Tropfen romanischen Bluts in den Adern. Meine Rätthe aber ist durch ihre Mutter eine halbe Französin, oder mehr als halb, denn die Kinder haben immer das meiste von der Mutter. Wenn ich sie nicht hätte ziehen lassen, so wäre sie mir schließlich durch die Lappen gegangen — ich glaube nicht, daß sie jemals wieder zurückkommt.“

„Was schreibt sie denn?“

„Wenig oder gar nichts. Lieber Himmel, sie hat wohl viel um die Ohren, und ein alter Keel wie ich darf keine großen Ansprüche machen. Aber das Papier ist in Paris nicht teurer als bei uns, mit den Ansichtskarten vom Louvre ist mir auf die Dauer nicht gedient.“

Die Unterhaltung fand am Fuße des Fuchsturms statt, den die beiden häufig besuchten, und Fritz Sondorf deutete auf das alte Gemäuer, aus dessen Rissen das Gras wucherte.

„Neulich schickte sie mir zur Abwechslung eine vom Eiffelturm, und sie schrieb dabei, das wäre doch was anderes als unser Gerümpel. Sie ist am Fuße des Hausberg geboren und mit Saalwasser getauft, aber das klingt nicht nach Heimweh oder auch nur nach Heimatliebe, denn das Weh will ich ihr gerne ersparen.“

Er hatte die Karte hervorgeholt und dem Assessor gezeigt. Der betrachtete mit Interesse die wenigen geschriebenen Zeilen, die ganz gegen alle Mädchenart nicht einmal den Raum ausnutzten und überhaupt einen seltsam flüchtigen Eindruck machten.

„Da könnte manches dazwischen stehen,“ sagte er nachdenklich. „Übrigens ein pompöses Bauwerk, dieser Eiffelturm; ich möchte das wohl mit eigenen Augen sehen.“

„Ich auch, Herr Assessor. Als ich Paris verließ, dachte man gerade daran, ihn zu errichten. Aber er stand noch nicht, es war erst der Platz bestimmt — auf dem Marsfelde und in nächster Nähe der Jena-Brücke. Also geht er uns auch was an, es gibt immer wieder Beziehungen in der Welt.“

„Reisen Sie doch hin!“ riet Linde, der sich immer noch mit der Postkarte beschäftigte, denn er hatte in

Eisenach als Schreibsachverständiger fungiert und verstand ein bißchen von der Graphologie.

„Ich habe schon selbst daran gedacht,“ sagte Tonndorf. „Mein Gewölbe kann ich ganz gut ein paar Wochen schließen, oder Sie setzen sich als Vertreter hinein. Es war überhaupt ein Leichtsinns von mir, das Mädel so in die Welt hinauszuschicken. Fünfundzwanzig Jahre können vieles ändern, vielleicht haben sie meiner Schwägerin auch ein anderes Gesicht gemacht.“

„Dann würde ich nicht lange zögern. Diese Schrift gefällt mir nicht, Herr Tonndorf. Es ist keine Klarheit darin, sondern jeder Buchstabe sieht wie ein Geheimnis aus.“

Sie brachen die Unterhaltung ab und stiegen talwärts. Es war ein schöner stiller Abend, aber hinter den jenseitigen Höhen lagerten verdächtige Wolken.

Später lösten sie sich in ein Gewitter auf, obwohl die Luft nicht schwül gewesen war. Und als Ruprecht Linde in seiner Studentenbude hinter den Magdeburger Räuberakten saß und nebenbei darüber nachdachte, wie doch so viele Dinge ganz unerwartet kommen, trat Friß Tonndorf ein und hatte einen Brief in der Hand.

„Endlich!“ sagte er. „Der erste und vier Seiten lang. Können Sie raten, was er bringt?“

„Eine Liebesgeschichte?“

„Wie kommen Sie darauf?“

„Es stand schon in der Handschrift auf der Eiffelpostkarte. Unruhig flatternde Herzen treiben ihren Pulsschlag bis in die Fingerspitzen.“

„Unruhig flatternde Herzen!“ wiederholte der Alte nachdenklich. „Eigentlich ist in dem Briefe davon nichts zu merken — im Gegenteil, die Rätthe schreibt sehr kühl und verständig. Aber mit der Liebesgeschichte hat es seine Richtigkeit. Sie ist verlobt, und zwar, wie es

den Anschein hat, mit einem soliden und anständigen Menschen. — Nun hören Sie doch bloß den Donner- schlag! Das muß der Richtung nach im Paradies nieder- gegangen sein.“

„Ja,“ sagte Ruprecht Linde, „warum gibt man der Gegend auch so 'nen überirdischen Namen? — Also ein solider, anständiger Mensch! Ein Deutscher?“

„Nein, natürlich Vollblutfranzose — Jean Lecocq heißt er. Er ist Werkführer in einer chemischen Fabrik, also schon was Besseres. Aber darauf lege ich nicht das Hauptgewicht —“

„Sondern —“

„Er kommt in diesen Tagen hierher. Er will meine Bekanntschaft machen und förmlich um das Mädchen anhalten. So was passiert nicht alle Tage.“

„Nein,“ sagte Linde, „einem Franzosen hätte ich das gar nicht zugetraut. Sie wollen ihn aufnehmen?“

„Das ist ganz selbstverständlich. Die Liebe geht immer ihren eigenen Weg, Vater und Mutter können höchstens Steine und Disteln aus dem Wege räumen.“ Er sah sich um und lächelte. „Wenn das Mädel hier wäre, dann möchte es schwer halten, hier Platz zu schaffen. Nun kann er in ihrem Stübchen schlafen; es sind noch ein paar Erinnerungen darin, die ihn wohl nicht stören werden, und in Paris lernt man es, sich mit dem Raum zu beschränken. Ich hatte seinerzeit ein Bett, einen Tisch und zwei Stühle. Ich möchte wohl wissen, ob mein zukünftiger Schwiegersohn es besser gewohnt ist.“

Er ging, drehte sich aber noch einmal an der Tür um.

„Ich glaube, lieber Linde, wir beiden alten Knaben sind in den paar Wochen Freunde geworden. Das kann so bleiben, wenn auch das andere ins Wasser gefallen ist. Schreiben Sie an Ihren Jungen, daß er

sich unter den Berliner Mädels umsehen soll. Die Jenenser sind zu flatterig, sie können nicht auf einen Literaten warten. Werkführer in einer chemischen Fabrik — ei, das läßt sich hören, es ist doch etwas Solides daran. Ich wollte nur, die Rätthe hätte ein bißchen Genaueres darüber geschrieben.“

Als das Gewitter sich gelegt hatte, schrieb Ruprecht Linde an seinen Sohn. Es war ein Brief, der bisweilen durch Geräusch von der Gasse unterbrochen wurde, denn die Studenten kamen jetzt wie die Schnaken aus ihren Löchern heraus und entschädigten sich durch allerhand Unfug dafür, daß der Himmel in ihre Alleinherrschaft hineingeredet hatte. Aber im großen und ganzen wurde es ein sehr verständiger Philisterbrief, der sich mit den ernstesten Aufgaben des Lebens befaßte und ganz am Schlusse so beiläufig erwähnte, daß Rätthe Tonndorf sich in Paris mit einem soliden Manne verlobt habe.

* * *

Egbert Linde war Kriminalstudent geworden und hatte sich in Moabit heimisch gemacht.

Nachdem er einige Wochen lang Berlin von innen und außen kennen gelernt und jede Straßenbegebenheit unter eine fette Spitzmarke gebracht hatte, zitierte Hans Lux ihn eines Tages in sein Redaktionszimmer und sagte: „Es wird Zeit, daß Sie sich verändern, Herr Kollege. Ich habe einen Weinreisenden aufgefißt, der seinen Beruf wegen Zipperlein aufgeben muß und zum Laufen verurteilt ist — er wird Ihren bisherigen Posten würdig und mit Phantasie vertreten. Wir sind alle der Veränderung unterworfen, ich selbst gehe zur Abwechslung unter den Strich und bearbeite das Theater nebst einiger Kunst und Literatur. Sie sind mir nun einmal zugeteilt und sollen mich darin unterstützen.“

Als Egbert ein begeistertes Gesicht machte, kam die Dufche.

„Es gibt nämlich heute zweierlei Theater,“ fuhr Lux fort. „Die einen waren ehemals Kunststätten und wandeln sich allmählich in Kientöpfe um — die anderen waren Tempel der Gerechtigkeit und sind Schaubuden geworden, in denen Sensationsstücke spielen. Wer heute einen guten ‚Gerichtsaal‘ liefert mit Stimmungsbildern und Knalleffekten, der ist in der Presse ein gemachter Mann. Ich stelle Ihnen zweihundert Mark monatlich in Aussicht, und Sie können damit das ‚Blaue‘ in der Spandauer Straße beziehen. Wie weit sind Sie mit dem Stenographieren?“

„Fräulein Specht ist eine vorzügliche Lehrerin.“

„Ja,“ entgegnete Lux nachdenklich, „ich bin auch bei diesem Mädchen in die Schule gegangen. Ich habe von ihr gelernt, wie man des Lebens Unverstand ohne Wehmut genießt und ohne mit den Füßen zu strampeln — es ist eine große Kunst. Jetzt werde ich bei Frau Eugenie in die Schule gehen.“

„Wegen der Bühne?“

„Nein, dafür genügt mir die Belehrung, die Hamlet seinen Schauspielern erteilt. Aber ich werde mir die Karten legen lassen. Neulich hat mein Leibarzt mir etwas von der Zukunft orakelt, und für ein Extrahonorar macht Frau Eugenie das wieder wett.“

Er hüstelte in sein Taschentuch.

Egbert fand einen glücklichen Übergang. „Fräulein Specht wird sich freuen, wenn Sie wieder einmal kommen. Sie beklagt sich, daß es in der letzten Zeit nicht mehr der Fall gewesen ist.“

„Während der letzten Zeit war ich in Soden,“ sagte Lux bedeutsam. „Gehen Sie nie nach Soden, Herr Kollege, wenn Sie es vermeiden wollen, daß junge

Mädchen sich über Sie beklagen. Oder hat es eine schon sowieso getan?"

Dieser Mann war ja wohl ein Augur, der den Flug der Raben kannte und das Rauschen ihrer Flügel hörte. Egbert Linde stützte den Kopf auf, nahm eine tragische Miene an und begann von seiner Liebsten aus Jena zu erzählen.

„Verlobt sind wir ja nicht gerade,“ sagte er, „aber die Treue haben wir uns doch versprochen. Als ich in Berlin eine Stellung gefunden hatte, schrieb ich es ihr nach Paris. Seitdem ist keine Antwort eingetroffen, aber der Brief ist auch nicht zurückgekommen. Wenn jemand sich beklagen kann, dann bin ich es.“

„Haben Sie nochmals geschrieben, Kollege?“

„Fällt mir gar nicht ein!“

„Siebenzig mal sieben,“ sagte Lux. „Wissen Sie, wo das steht?“

„Jrgendwo in der Bergpredigt, glaub' ich. Warum?“

„Das handelt vom Vergeben zwischen Feinden. Ich habe in der Liebe wenig Erfahrung, aber mich dünkt, da müßte tausend mal tausend stehen. O Jena, du Schmetterlingsnest!“

Egbert stuzte und dachte nach. „Also eine Studentenliebe, wollen Sie sagen. Warum sollte die nicht haltbar sein?“

„Weil sie nicht durch Arbeit geht,“ sagte Lux ernst. „Ich war ja auch dort, sie haben mich so gut wie jeden anderen an das Geleitshaus hinausgeschungen, und irgendwo mag auch ein Fenster geklungen haben. Aber wenn wir an diese Zeit zurückdenken: es waren Tage der Rosen und des Ländelns, und die Treue lag in dem Kelche einer Mohnblüte. Es gibt nichts, was schneller zerflattert als der Mohn, es gibt nichts, was leichter vergessen macht, als sein Saft. — Gehen Sie

nach Moabit und schreiben Sie Kriminalberichte, das ist ein gutes Elixir gegen Träumen und Schmachten — da lernt man die Rehrseite des Lebens kennen.“ —

Seitdem weilte Egbert als täglicher Gast in den dumpfen Sitzungssälen der Justiz. Es war keine holde Tätigkeit, denn rechts und links von ihm saßen die waschechten Kriminalstudenten, und was da vorn hinter dem grünen Tisch verhandelt wurde, das war eine schlechte Kost für gesunde Geschmacksnerven.

Aber Egbert wurde sehr bald inne, daß das große Publikum seine Nerven abgestumpft hat und Paprika begehrt, wo man früher mit einer Prise attischen Salzes fürlieb nahm; er lernte, wie man einen pikanten Stil schreibt, das Sensationelle mit fetten Worten unterstreicht, Nebensächlichkeiten aufbauscht, wenn sie nur der Mode des Tages kitzeln, und über juristische Schwierigkeiten tändelnd hinweggleitet.

Vor groben Schnitzern, die man gerade in den Berichten über Gerichtssitzungen besonders häufig findet, schützte ihn seine juristischen Kenntnisse, so mangelhaft sie sonst beschaffen sein mochten — und schließlich lernte er, der keine Verantwortung für die Beobachtung starrer Formen trug, der die ganze Tragödie eines Kriminalfalls gewissermaßen vom Parkett aus betrachtete, er lernte jene Menschenkenntnis, die man den Männern am grünen Tische so gern abspricht.

Egbert machte psychologische Studien. In diesem weltstädtischen Milieu, wo der Typ des Durchschnittsverbrechens nur eine untergeordnete Rolle spielt, erkannte er sehr bald den großen Irrtum Lombrosos von der geistigen Belastung des Verbrechertums, und er gestand eines Tages seinem Freunde Hans Lux, daß er auf dem Wege zum Kriminalanarchisten begriffen sei.

„Je größer die Fähigkeiten eines Menschen sind,“

sagte er, „um so eher wenden sie sich gegen die Gesellschaft — es muß nur die Möglichkeit gegeben sein, sie im Krieg gegen das Gesetz leichter zu verwerten zu können als unter seinem Schutze.“

Lux entgegnete: „Vielleicht sind Sie auf der richtigen Spur. Man erklärt neuerdings den ersten Napoleon für das bedeutendste Verbrechergenie der Welt; und ich glaube wirklich, daß er als Moralphilosoph niemals Bedeutendes geleistet hätte.“

* * *

Eines Tages traf der Brief des alten Linde ein, der die Nachricht von Rätthes Verlobung in Paris enthielt. Unter Donner und Blitz war er geschrieben, und wie ein Wetterstrahl hätte er füglich einschlagen müssen. Aber es war merkwürdig genug, daß Egbert eigentlich keine absonderliche Erschütterung verspürte.

Natürlich, er empfand einen Anflug jener Sentimentalität, die der Jugend so wohl tut, weil sie das lächelnde Abbild tieferer Schmerzen ist, die uns aus der Pandorabüchse des Lebens aufgespart bleiben — mitten in den Tagen der Rosen immerzu Rosen pflücken, wird schließlich ein langweiliges Geschäft; wir wollen uns auch mal den Finger ritzen und mit der Hand schlenkern.

Egbert dünkte sich ein wenig tragisch. Es war wirklich, abgesehen von einigen Jugendeheleien, seine allererste Liebe gewesen, und der sagt man stets die Zartheit der Mohnblüte nach. Sie hatten sich geherzt und geküßt, und ihre Küsse waren gewesen wie das Mondlicht, wenn es über den Nebel hinstreift — und in der nächsten Stunde findet man nicht mehr seine Spur.

Das alles war nun zerrissen und verweht und aus-

gelöscht. Vergessen konnte man es niemals, und von Rechts wegen war es zum Heulen. —

Als der junge Mann bis auf diesen Punkt gelangt war, schneuzte er sich die Nase und ging hinüber in die Regionen der Familie Specht, denn es war um die abendliche Stunde, wo Berta ihm den stenographischen Unterricht erteilte. Sie hielt mit ihrem eisernen Pflichtgefühl sehr pünktlich darauf, obwohl Egbert ein bißchen liederlich war und lieber plauderte als krause Zeichen hinmalte.

Sie waren wie gewöhnlich allein. Frau Eugenie irrlichterte immer in allen Winkeln der Wohnung herum, nur zu ihrer Tochter schien sie kein richtiges Verhältnis finden zu können, und Willibald Specht war überhaupt nur zum Essen und Schlafen daheim. Hans Lux behauptete sogar, daß er bisweilen in der Kneipe unter dem Billard nächtige.

Die Lampe sang. Und sie warf wohl ein trübes Licht, denn Egbert malte seine Krähenfüße immer verdrossener.

Berta sagte endlich strafend: „Heute sind Sie wieder recht faul. Glauben Sie denn, Herr Linde, daß so was einem zugeflogen kommt? Ich habe zwei Jahre daran knacken müssen, bevor ich auf den Kern kam.“

„Sie haben auch die Geduld dazu, Fräulein Specht.“

„Die kann man sich angewöhnen.“

„Jawohl,“ sagte er und schabte an seinem Stift, „wenn einem immer andere Gedanken dazwischen kommen! Dumme Gedanken meinetwegen — aber sie kommen doch.“

„Solche Anfechtungen habe ich auch durchgemacht, Herr Linde. Oder glauben Sie nicht?“

Er sah sie prüfend an und schüttelte den Kopf.

„Rühl, blond, normal vom Kopf bis zur Zehe. Nein, Fräulein Specht, ich glaube es nicht.“

„Desto besser. Also blond muß man vor allen Dingen sein, um Verstand zu besitzen? Sie sind ja freilich auch von meiner Farbe —“

„Und habe doch die heiße Torheit im Herzen. Oder ist das keine, wenn man an ein treuloses Mädchen denkt?“

Über Bertas Gesicht flog ein ganz feines Rot. Sie nahm den Stift zur Hand und begann in Egberts Heft zu korrigieren.

Nach einer Weile legte sie ihn wieder hin. „Wieder sonderbar, daß Sie gerade zu mir das sagen! Natürlich haben Sie eine Liebste in Jena zurückgelassen. Das tun ja wohl alle Studenten ohne Ausnahme, und mit der Treue wird es auch nicht weit her sein, aber die meisten hüten ihr Geheimnis und verschweigen ihren Schaden. Oder wollen Sie Trost von mir?“

Sie sah wohl aus, als ob sie trösten könnte, und er dachte sich das gar nicht so unangenehm. Vor allen Dingen aber hatte er das dringende Bedürfnis, sein Herz auszuschütten, und er rückte mit seinem Stuhl herum, so daß sie fast Seite an Seite saßen.

„Ich habe auch schon mit ihm darüber gesprochen,“ sagte er bedeutsam. „Sie wissen natürlich, Fräulein Specht, wer damit gemeint ist, denn ich besitze keinen zweiten Freund in Berlin. Und Ihnen geht es vielleicht ähnlich.“

Berta nickte. „Also Herr Lux. Ich möchte wohl wissen, wie er über eine Studentenliebe denkt. Seine Ansichten sind immer wertvoll, auch wenn sie nicht auf Erfahrung beruhen, denn ich habe selten einen klügeren Mann kennen gelernt.“

„Er sagt, sie ginge nicht durch die Arbeit, und deshalb wäre kein Bestand darin.“

„Das sieht ihm ähnlich. Er mißt alles an der Pflichterfüllung, auch die Schläge des Herzens. Und dabei ist er doch kein Pedant.“ Sie blickte eine Weile starr vor sich hin und wendete sich dann lächelnd wieder an ihren Genossen. „Also nun weiß ich alles, Herr Linde, denn in solchen Dingen kombinieren wir schnell. Ein süßes Ding, weder kühl noch blond, eine Lilie auf dem Felde, ein Sonnenstrahl zwischen Wolken. Sie haben niemals über den Ernst des Lebens miteinander geredet, aber Sie haben miteinander getändelt und gekost, wie es bei Verliebten Brauch ist. Dann kam das schlimme Auseinandergehen, und man wollte darüber sterben — heute ist ein anderer gekommen, und nun hat das Herzchen wieder auf einige Semester Ersatz. Ist es darum wert, Herr Linde, mit den Gedanken in Jenas Gassen herumzulaufen wie der bekannte wilde Gefell?“

„Sie ist in Paris,“ sagte Egbert halblaut.

Berta machte große Augen. „Das arme Ding! Sie hat hinaus gemußt aus dem Vaterhaus? Dann will ich meine ganze Flatterrede zurücknehmen, dann braucht sie wirklich jemand, der ihr näher ist als Berlin von Paris. Wenn ich mir vorstelle, daß ich aus diesem Winkel hinter der Heiligegeistkirche heraus müßte —“

„Einmal werden Sie es doch müssen,“ sagte er und malte mit seinem Stift allerhand Arabesken auf das Papier.

„Wann?“

„Wenn Sie heiraten, Fräulein Berta.“

„Na endlich!“ sagte sie lachend. „Ich kann meinen Stammmamen nämlich gar nicht leiden, aber deswegen braucht man mich doch nicht unter die Haube zu bringen!“

Wollen Sie sich einen Ruppelpehz verdienen? Mein Vater wird sehr wenig damit einverstanden sein, denn die Wigblätter werden immer magerer, und der Geldbeutel will nicht zurückbleiben — außerdem fehlt es noch zum Heiraten an einer kleinen Nebensache: wo ist der Mann?“

„Hans Lux!“

Egbert erschrak, als ihm das Wort herausgefahren war, denn man kann mit einem Mädchen wohl über die Liebe schwätzen, aber niemals über den heimlich Geliebten — da wird sie rot und verlegen und bricht die Unterhaltung ab, oder es passieren noch ganz andere Dinge.

Berta Specht aber blieb ganz ruhig sitzen.

Sie nahm Egbert nur das mißhandelte Übungsheft aus der Hand und sah, daß er den Versuch gemacht hatte, ihre beiden Namen in ein schönes Monogramm zu verschmelzen. Sie lächelte flüchtig über diese Spielerei.

„Hans Lux ist ein Mann, der jedes Mädchen glücklich machen würde,“ sagte sie. „Aber nicht jedes Mädchen ist imstande, seine Ansprüche zu erfüllen. Auch gegen eine, die geistig unter ihm steht, würde er gütig und nachsichtig sein, aber es bliebe immer das Gefühl einer Kluft auf beiden Seiten. Und nun werde ich Ihnen noch schnell ein paar Sätze aus dem Lehrbuch diktieren, denn sonst ist diese Stunde ganz unnütz verträbelt — oder glauben Sie, daß wir hier zusammen sitzen, um Stidmuster zu entwerfen?“

Sie arbeiteten nun eifrig.

Als Egbert sein Zimmer aufsuchte, befand er sich in einer seltsamen Gemütsverfassung.

Er hatte bis heute als sicher angenommen, daß Hans Lux von Berta geliebt würde, wenn auch natür-

lich heimlich und vielleicht ohne Gegenliebe. Aber diese kühle und verständige Art, mit der sie zwischen ihm und sich selbst eine Grenze zog, dieses Abwägen geistiger Vorzüge und Unterschiede, das der Liebe so fremd ist, machte ihn wieder unsicher.

Und was dann?

Sein eigenes Verhältnis zu Käthe war gelöst, wenn überhaupt jemals ein festes Band bestanden hatte, denn Küsse sind wie der rinnende Tropfen an einem Wasserglas. Und wenn man sagt, daß zwischen Liebe und Haß nur eines Messerrückens Breite liegt: wahrlich, zwischen einer überwundenen und einer keimenden Neigung ist oft kaum die Schneide eines Messers.

* * *

Am letzten Abend der arbeitsreichen Woche saß Egbert in seinem Zimmer und arbeitete an einem großen Gerichtsreferat.

Sie hatten in Moabit einen jener internationalen Hochstapler verurteilt, die durch ihre überlegene Intelligenz die Gesellschaft täuschen und den besten Beweis dafür liefern, daß unsere ganze sogenannte Kultur im Grunde genommen nichts weiter ist als eine dünne Firnissschicht über Moder und Barbarei.

Heute wußte die ganze Welt, daß dieser elegante Mann ein ganz gemeiner Verbrecher war, der jahrelang mit dem Auswurf der Zuchthäuser verkehrt hatte. Und dennoch war es ihm gelungen, ebenfalls geraume Zeit die Rolle eines Grafen mit Erfolg zu spielen, Herzen zu erobern und Herzen zu brechen — hatte denn niemand ihm jemals in das Auge gesehen?

Denn so oft Egbert während der langen Verhandlung seinen Blick nach der Anklagebank richtete, wurde ihm immer wieder eines klar: die Seele des Menschen

kann durch Worte und Gesten und Handlungen verhüllt werden, aber die Augen können sich nur mit den Lidern bedecken, niemals mit einer Lüge. —

Mitten hinein in dieses Arbeiten und Grübeln klang eine Stimme, die Egbert täglich hörte, aber in diesem Hause noch niemals vernommen hatte: Hans Lux begrüßte auf dem Korridor Frau Eugenie und fragte, ob er eine Tasse Tee im Familientkreis einnehmen dürfte.

„Wie ehemals,“ setzte er hinzu. „Sie wissen ja, Frau Specht, was dieses Wort bedeutet. Wir leben alle mit unserem Verstand in der Gegenwart, aber unser Herz hängt an der Vergangenheit. — Ist Fräulein Berta daheim?“

Sie war es leider nicht. Sie hatte sich seit einigen Wochen den Sonnabend von sieben bis neun Uhr mit einem stenographischen Kursus für junge Damen besetzt.

„Auch mein Mann ist ausgegangen,“ fuhr Frau Eugenie fort. „Sie wissen ja, Herr Lux, in den Künstlerklub. Aber wenn Sie mit mir allein fürlieb nehmen wollen —“

Egbert hörte nichts mehr, die Unterhaltung war in ein Murmeln übergegangen, und die Wohnstubentür klappte.

In Frau Eugenie's Lustulum schaute der Redakteur sich um.

„Es kommt mir nicht auf den Tee an,“ sagte er. „Was mich herführt, kann auch ohne Ästhetik erledigt werden. Wirklich, Sie haben noch immer die alten Kränze an der Wand hängen! Warum werfen Sie das Gemüse nicht ins Feuer?“

Die verfloffene Tragödin suchte den Maria-Stuart-Bild hervor. „Sagten Sie nicht selbst, daß unser Herz an der Vergangenheit hängt, Herr Lux?“

„Wenn man eine hat — allerdings. Aber dieses süßlich duftende Zeug erinnert so aufdringlich an Särge und brennende Kerzen. — Sie dürfen mir das nicht übelnehmen, Frau Eugenie.“

Er hatte sich auf einen Stuhl gesetzt und die langen Beine übereinandergelegt.

„Nämlich, teuerste Freundin, ich feiere morgen meinen Geburtstag, und Sie begreifen wohl, daß wir da lieber an die Wiege als an den Sarg denken. Ich möchte Sie zu einer Landpartie einladen, oder wenn Sie wollen, zu einer Sandpartie, denn was Besseres findet man doch nicht in unserer gesegneten Mark. Haben Sie Gefühl für so was, verehrte Tragödin?“

„Gefühl wohl, aber keine Toilette,“ sagte Eugenie dumpf.

Hans Lux zog den Kopf zwischen die Schultern und machte ein nachdenkliches Gesicht. „Wie steht es mit den beiden jungen Leuten? Halten Sie mich für eine ausreichende Tante?“

„Für Berta garantiere ich,“ sagte Frau Specht mit einer großen Handbewegung.

„Und ich Sorge dafür, daß Herr Linde keine Dummheiten macht. Auf Ihren Mann rechne ich unter allen Umständen. Er soll sein Skizzenbuch mitnehmen und die Narheiten des Lebens aufzeichnen. Wir werden zusammen ein Vierblatt abgeben, wie es noch unter keiner Schnittersense gemäht wurde.“

Er stand auf und betrachtete noch einmal das ganze Zimmer.

„Wie mich dieses Milieu anheimelt, Frau Eugenie! Ich sehe die Zeit wieder, als ich das ‚Blaue‘ bewohnte, als die blonden Böpfe Ihrer Tochter sich unter diesen welken Kränzen ausnahmen wie ein lächelnder Anachronismus. Oh, daß die Jahre wie die Krebse wären

— langsam und rückwärtschreitend! — Sind Sie noch immer abergläubisch?“

„War ich das jemals, Herr Lux?“

„Sonst müßten Sie ja heucheln, denn ich weiß doch, daß Sie aus den Karten die Wahrheit sagen. Es gibt in unserer Zeit so viel umgeprägte Werte, daß auch diese Narrheit eine Währung beanspruchen kann — ich bitte Sie, Frau Eugenie, lassen Sie mich auch einmal in ihnen lesen.“

Sie sah ihn mit ihren dunklen Augen an und schüttelte langsam den Kopf. „Ich bin auf Stimmungen abgetönt, Herr Lux. Wer durch das Loch im Vorhang erkennen konnte, ob das Publikum in der nächsten Stunde klatschen oder pfeifen wird, der weiß auch einen einzelnen zu beurteilen. Sie haben heute irgend eine Antwort vom Schicksal bekommen. Es ist besser, daß Sie die müßigen Fragen unterlassen. Zwischen uns beiden ist das Kartenlegen ein Unsinn. Aber ich werde mich dennoch hüten, Ihnen Komödie vorzuspielen.“

Er gab ihr die Hand und lächelte. „Wie klug Sie sind! Ich fange an, Respekt vor Ihrer Kunst zu fühlen. Also im Ernst: heute am Tage vor meinem Geburtstage hätte eine gute Karte mich erfreuen, eine schlechte mich betrüben können. Es ist aber vielleicht besser, man läßt sie beide unter den Tisch fallen. Im übrigen bleibt es bei der verabredeten Sonntagspartie. Wir finden uns zu dem Neunuhrzug auf dem Anhalter Bahnhof zusammen. Das übrige bleibt dem Wettergott und der Stimmung überlassen.“

* * *

Sie kamen wirklich alle drei zu der festgesetzten Stunde: Willibald Specht wie immer mit einem ziemlich bedeutenden Raizenjammer, Berta zum ersten Male,

seitdem Egbert sie kannte, in hellen Farben, die ihr vortrefflich standen und sie jünger erscheinen ließen — Linde mit einer großen Portion Neugier.

Und er fiel sofort über Hans Lux mit der Frage her, was sie denn mit diesem traurigen Neunuhrzug beginnen sollten. Der fahre ja tatsächlich und wahrhaftig bloß bis nach Jü—ter—bog und halte auf jeder unmöglichen Zwischenstation!

Lux warf einen lächelnden Blick auf Berta. „Stellen Sie dieselbe Frage, Fräulein Specht?“

„Nein,“ entgegnete sie ruhig. „Es genügt mir, daß Sie es so bestimmt haben, denn dann ist auch ein vernünftiger Zweck dabei.“

„Ich danke Ihnen, Kamerad. Diesem Jüngling wollen wir den Zweck andeuten: ganz Berlin läuft heute nach anderen Weltgegenden, folglich werden wir nicht ganz Berlin sein.“

„Fürchten Sie sich vor dem Butterbrotpapier?“ fragte Egbert, der noch nicht ganz den Menschenhunger verlernt hatte.

„Ich fürchte am Sonntag alles, was Papier heißt. Nur Ihr Skizzenbuch, Herr Specht, macht eine Ausnahme. Sie sollen mir heute etwas zeichnen, was noch niemals aus Ihrem Stift gekommen ist, und ich will es als mein Geburtstagsgeschenk über den Schreibtisch hängen.“

Berta trug eine Rose an der Brust. Die gab sie dem Schriftsteller. „Ich komme mit leeren Händen, Herr Lux, wir wußten nichts von dem heutigen Tage. Wollen Sie diese Blume von mir annehmen — es ist eine der letzten.“

„Ja,“ entgegnete er, „der Sommer ist über den Berg. Man könnte ihn darum beneiden. Aber wir wollen heute nicht sentimental werden, man feiert nur

einmal im Jahre Geburtstag. Oh, wie wohl dieser Anblick tut: zurückfliehende Häuser, rückwärtswehender Rauch! Die Vorwärtsbewegung ist das Beste, was wir im Leben haben, und je schneller das geht, desto früher kommt das Ziel.“

Sie sahen im fahrenden Wagen, und Lux setzte sich dem Mädchen gegenüber.

„Der Frühling könnte Sie heute beneiden, Fräulein Specht. Aber dennoch sehe ich einen Zug in Ihrem Gesicht, der mir mißfällt. Muß der Mensch denn immer arbeiten und sorgen und denken? Kann er nicht eine einzige Stunde des Lebens genießen, die so klar ist wie der Tautropfen?“

„Nein,“ entgegnete sie plötzlich, „dann wird eine Träne daraus.“

Hans Lux warf einen schnellen Blick nach der anderen Seite des Abteils. Dort sahen Egbert und Willibald Specht an den Fensterplätzen und sprachen über die Kunst des Schreibens. Der Maler behauptete, er könne jede beliebige Handschrift in einer Stunde erlernen; Egbert aber bestritt das energisch und meinte, nur ganz charakterlose Menschen wären einer solchen Anpassung fähig.

Lux dämpfte die Stimme. „Nun weiß ich es,“ sagte er. „Es gibt ein Bild, das die Seherin Velleda vorstellt, das schöne blonde Germanenweib, wie es im Eichwalde steht und nach dem Klirren der römischen Legionen aushorcht. So sahen Sie vorhin aus, als das Wort von den Tränen über Ihre Lippen kam. Was sehen Sie?“

„Leid,“ erwiderte sie einsilbig.

Dieses verhaltene Gespräch konnte nicht mehr fortgesetzt werden, denn sie waren an einer kleinen Station angelangt, wie sie überall in der Mark verstreut

liegen, und Lux behauptete, hier sei das Ziel ihrer Fahrt.

Als sie aber ausgestiegen waren und den Bahnhof hinter sich hatten, bog er in einen Hohlweg, der sie tiefer in das Gelände hineinführte, und nach einer Weile öffnete sich vor ihnen eine jener Erdfalten, die der Reisende am wenigsten hinter Sandflächen und Kieferbeständen vermutet, mag er auch in der Geographie gelernt haben, daß selbst die Wüste Sahara ihre Oasen birgt.

An einem kleinen See lagerte sich ein Dorf. Der Kirchturm ragte aus einem Gewirr von Erlen und Birken hervor, magere Äcker zogen sich nach den Sandhängen hinauf, über dem Ganzen ruhte der braungoldene Schimmer eines späten Sommertages.

„Meine Heimat,“ sagte Lux. Er hatte sich mitten in die Sonne an einen Wall gelagert und sah den Schwalben nach, die pfeilschnell unter der blauen Himmelswölbung hinschossen; dann wendete er den Kopf. „Wissen Sie, warum ich ausgerechnet heute diesen Weltwinkel aufgesucht habe?“

Berta gab eine ausweichende Antwort. „Es war jedenfalls keine bloße Laune, denn die habe ich noch niemals an Ihnen erlebt.“

„Gut, Sie sollen es später erfahren. Was meinen Sie, Meister Willibald, würde sich eine Skizze von diesem Idyll über dem Schreibtisch eines modernen Preßmenschen gut ausnehmen?“

„Es wird auch nur eine Karikatur,“ sagte der Maler grämlich. „Ich bin so in das verwünschte Verzeichnis hineingeraten, daß ich nicht einmal einen geraden Kirchturm fertig bringe. Vielleicht sind auch die schrägen Gestalten daran schuld, die ich diese Nacht wieder mal gesehen habe.“

Die kleine Gesellschaft ging ins Dorf.

Sie nahmen das Mittagessen in dem Wirtshaus ein und machten mit Glimpf und Schimpf aus der Not des Landlebens eine Tugend. Aber als der übernächliche Maler sich für den Heustadel interessierte und Egbert gleiche Gelüste kundgab, winkte Hans Lux mit den Augen und verließ geräuschlos das Gastzimmer.

Als Berta nach einer Weile folgte, traf sie ihn in dem kleinen Gärtchen, wo er zwischen Blumenbeeten stand und eine Herbstaster betrachtete.

„Sie wird ihren Stern bald aufgehen lassen,“ sagte er. „Wissen Sie auch, daß ich eine Torheit begangen habe, die beiden Großstädter, den Eingeborenen und den werdenden, in diese Wüste hinauszuführen? Sie und ich, wir hätten diesen Weg allein machen sollen, denn wir wissen, was Einsamkeit wert ist. Aber die Sitte war dagegen, denn Sie zählen erst zweiundzwanzig Jahre, und ich selbst bin heute sechsunddreißig alt geworden.“

„Und dennoch würde ich mit Ihnen ohne Furcht bis an das Ende der Welt gehen,“ sagte Berta offen.

Er streifte ihre schöne, blühende Gestalt mit einem nachdenklichen Blick und horchte dabei auf das Summen der Bienen. „Jetzt nehme ich Sie beim Wort. Bis ans Ende der Welt ist gar nicht so weit, als mancher glaubt, und in diesen engen Verhältnissen sind es keine hundert Schritte. Kommen Sie mit. Jeden dieser Schritte könnte ich mit geschlossenen Augen gehen, und es gibt nicht wenige, die das wirklich tun, aber dann werden sie getragen.“

Er schritt langsam mit dem Mädchen die Dorfstraße hinunter und sah sich von Zeit zu Zeit um.

„Hier hat sich in einem Vierteljahrhundert nichts verändert. Dort liegt das Pfarrhaus, unter dessen Dach

ich geboren wurde, und das Dach ist noch ebenso morsch wie damals. Nur der Efeu ist weiter hinaufgestlettert, und er wird es nächstens ganz überspinnen. Wissen Sie, wohin wir gehen?“

„Auf den Friedhof,“ sagte sie und nickte vor sich hin.

„Richtig. Sie kennen meine Gedanken und meine Ausdrucksweise — das Ende der Welt ist dort, wo die Kreuze stehen. Und nun sollen Sie mir auch Ihr eigenes Denken aufdecken, wie Velleda, die Seherin, es tat vor zweitausend Jahren. Was ist das für Leid, von dem Sie sprachen?“

„Ich sah meinen Vater an,“ entgegnete sie leise. „Heute ist er wieder erst gegen Morgen heimgekommen, und so geht das beinahe Nacht für Nacht. Er sagt, die Nachtstunden müßten Stoff geben für seine Skizzen, und bisweilen mag er auch etwas einheimsen, was ihm bezahlt wird, aber das meiste, was er tut, ist keine Ausaat und keine Ernte, es ist so öde und unfruchtbar wie die welken Kränze in der Pukstube meiner Mutter, und es ist ebenso unwürdig wie ihr Gaukelspiel mit den Karten.“

„Die Kinder tragen keine Verantwortung für das Handeln der Eltern,“ sagte er ablenkend.

Über das schöne Gesicht des blonden Mädchens fuhr ein helles Rot. „Nein, Herr Lux, wir stehen in unseren eigenen Schuhen, und meine sind rein. Aber Sie haben bei uns gewohnt, und Sie haben hinter die Kulissen gesehen. Damals war ich ein junges Ding und kümmerte mich nicht viel um die Meinung anderer — aber nun ich Sie kenne und an Ihnen sah, was Arbeit und Pflicht und Ehre bedeuten, seitdem werde ich rot, wenn Sie den Fuß über unsere Schwelle setzen. Gestern waren Sie bei meiner Mutter, gütig und nachsichtig wie immer —“

„Und morgen werde ich wiedertommen,“ setzte er hinzu, als ihr die Stimme brach. „Aber ich bedarf dazu einer besonderen Erlaubnis, es muß zwischen uns beiden ein Vertrag geschlossen werden.“

Sie waren bei dem Friedhof angelangt, und Hans Lux öffnete seiner Begleiterin das Gittertor. Es wuchsen einige Dornen in der Nähe, und als sich ihr Kleid darin verfing, riß er es heftig los, ohne Rücksicht auf das leichte Gewebe.

„Greiffst du schon aus der Erde? Das ist nichts für deine Krallen!“ sagte er wie zu einem Unsichtbaren, und dann führte er das Mädchen zu einer Bank, die neben zwei efeuüberspannenen Gräbern stand.

„Das sind Ableger vom Pfarrhaus, Fräulein Berta. Ich meine diese Ranken. Aber auch was darunter ist, oder was darunter war, denn es ist lange her. Meine Eltern starben früh, und als ich auswanderte, war ich in Wirklichkeit heimatlos. Wissen Sie, was die spätere Zeit, was die Tage bis heute ausgefüllt hat?“

„Arbeit,“ sagte sie und begann mit den Augen zwischen dem grünen Gewirr zu suchen. Aber es war kein Stein und keine Nummer und kein Name mehr zu finden. Da gab sie es auf und blickte ihm in die nachdenklichen Augen.

Er aber wiederholte ihr letztes Wort. „Arbeit? — Als wenn Sie nichts anderes reden könnten als das! Meine Tage werden ausgefüllt mit der tiefen Sehnsucht nach einem Heim.“

Wieder kam das Suchen in ihre Augen, wo doch nichts zu finden war. Und sie entgegnete: „Sie täuschen sich, Herr Lux. Was bedeutet das Heim für einen Mann, dessen Geist die Welt umfaßt? Eine Laune vielleicht, eine Anwandlung, ein Spielzeug.“

„Es hätte die Probe gegolten,“ entgegnete er und

begann die Rose, die sie ihm geschenkt hatte, langsam zu zerpflücken. Als ein Blatt nach dem anderen hingeflattert war, warf er den leeren Stiel zwischen die Escuranten und richtete sich auf. „Es ist seltsam, daß wir immer den versagten Schätzen am meisten nachgraben, wo doch so vieles zutage liegt, was des Aufhebens wert ist. Da sitze ich nun hier mit meinen sechs- und dreißig Lenzen und male mir die Keize einer Kinderstube aus, während die Bienen über den Gräbern summen. Ich war nämlich gestern beim Doktor —“

Das kam so plötzlich und miltönend wie das Schwingen einer gesprungenen Saite, aber als das Mädchen ihn erschrocken anblickte, lächelte er ein wenig und sprach gelassen weiter.

„Es hat alles seinen natürlichen Zusammenhang, auch diese unnatürliche Fahrt zwischen Sand und Kreuze. Also man geht mal auf die Bank, um einen Kurs zu erfragen, oder zum Anwalt wegen eines Rechtsrates, und so kommt man auch in gewissen An gelegenheiten vor die Tür des Arztes. Ob er mir wohl das Heiraten empfehlen könnte, fragte ich diesen Wahr sager, und er begann an mir herumzuklopfen. Nicht etwa am Schädel, sondern anderswo, und dann kam das Orakel: er könnte es mir ganz und gar nicht anraten, denn das sei eine Torheit und ein Verbrechen gegen die Zukunft und eine pure Unmöglichkeit. Und dabei ist der Kerl selbst Vater von drei blühenden Kin dern. Was sagen Sie dazu, Berta?“

Sie hatte es aufgegeben, in die Escuranten zu starren und auf den Sand und in den blauen Himmel. Sie nahm ihr Taschentuch und führte es an die Augen. Aber über ihre Lippen kam kein Laut.

„So war es nicht gemeint, Kamerad,“ fuhr Hans Lux fort. „Wir sind doch deshalb an diesen Platz

gepilgert, wo man ganz leicht und selbstverständlich von solchen Dingen spricht, wenigstens viel besser als in dem lebenshungrigen Berlin. Ubrigens hat der Doktor mich nicht geradeswegs hierher zu meinen Vätern geschickt, sondern er meinte, ich könne ja recht gut noch eine Reihe von Jahren leben, nur die Familiengedanken sollte ich mir aus dem Kopf schlagen und froh sein, daß ich keine hätte. Leicht gesagt. Aber er wird wohl wissen, was für mich das Beste ist.“

Seine Art war so seltsam, daß Berta ihr Tränentüchlein wieder einsteckte. Es lag nicht die mindeste Sentimentalität in seiner Stimme, sondern ein stille Heiterkeit, die dem Frieden der Umgebung vollkommen angemessen war.

Und dann sah er das Mädchen von der Seite an. „Haben Sie gar keine Frage, Berta?“

„Doch,“ entgegnete sie. „Das alles ist sehr traurig, und die meisten schleppen es mit sich herum. Warum haben Sie es mir gesagt? Vielleicht trage ich noch schwerer daran.“

„Sie?!“

Mit einem warmen Aufleuchten seiner großen und schönen Augen umfaßte er die Gestalt des Mädchens und legte plötzlich seine Hand in ihren Schoß.

„Berta, wie wenig kennen Sie sich selbst, oder wie gut verstehen Sie das uralte Frauenspiel! Sie sollten schwer an irgend einer Wahrheit tragen, Sie, deren ganzes Leben nichts als Wahrheit ist? Deren königliches Haupt sich nur in Scham neigt, wenn die Lüge, die Erbärmlichkeit und die Schwachheit es mit den Fledermausflügeln streifen? Nein, Kamerad! Daß der Mann neben Ihnen abwärts geht, ist ein Verhängnis, dem wir uns fügen müssen, aber Sie sollen wenigstens erfahren, daß er ohne dieses Verhängnis seine Hand

nach dem Leben ausgestreckt hätte.“ Er atmete tief auf und fuhr fort: „Daß wir uns lieb haben, Berta, wissen wir beide. Es ist niemals darüber gesprochen worden, aber das gemeinsame Denken, die gemeinsame Arbeit — jawohl, Berta, wir haben wirklich zusammen gearbeitet — alles das machte die Worte überflüssig, bis die Zeit herantam, wo Sie eine Tat erwarten konnten. Seit kurzem stehe ich auf der Höhe meines Erfolgs, bin ich ein selbständiger Mann geworden, vermag ich eine Familie zu ernähren. Und als ich dennoch meine Hand nicht regte, diese Hand, die das Glück an sich reißen möchte, da blickten Sie sich in Ihren Wänden um und sahen die kartenschlagende Mutter und hörten bei Nacht den schweren Schritt Ihres Vaters. An Ihrem eigenen Werte konnten Sie nicht irre werden, Berta, aber an mir haben Sie gezweifelt, Sie hielten auch mich für einen Anhänger der Lehre, daß die Sünden der Väter in den Kindern ihr Echo finden sollen. Seit dieser Stunde, die ich Ihnen und mir schuldig war, seit dieser letzten Minute vielleicht wissen Sie die Wahrheit: ich möchte zu Ihnen kommen mit meiner sehnsüchtigen Seele, und Sie dürfen nicht zu mir kommen mit Ihrer blühenden Jugend — wir sind es dem Leben schuldig, Berta, daß die Natur in Fesseln geschlagen wird. Es ist eine Welt so närrisch wie am Fasching, und sie ist nicht den Ragenjammer des Aschermittwochs wert.“

Er wartete keine Antwort ab, sondern erhob sich und schritt langsam zwischen den Gräbern entlang. Es waren ihrer nicht viele, aber welke Kränze lagen doch überall verstreut, und in der warmen Luft hauchten sie noch einen süßlichen Duft aus.

Als Berta wieder neben ihm stand, hatte seine Stimme den leidenschaftlichen Klang verloren. „Wie

im Salon Ihrer Mutter," sagte er lächelnd. „Ein bißchen Moder, ein bißchen Lavendel und eine ganze Masse Vergangenheit. Ich habe immer gerne darin gegessen, als ich noch die blaue Pracht bewohnte, und es gelüstet mich, wieder daselbe zu tun. Mein junger Kollege ist ja eine vortreffliche Brücke zwischen Ihnen und mir — darf ich sie recht oft betreten und wieder meine freien Abende in dem Kreise der Familie Specht zubringen?“

Sie blickte ihn nicht an, sondern murmelte nur einige Worte, aber sein scharfes Gehör hatte die doch aufgefangen, und er schob vertraulich seine Hand in ihren Arm, um sie dem Ausgang zuzuführen.

„Sie haben recht, Berta, an der Familie ist mir nicht so schrecklich viel gelegen. Wir brauchen uns keine Sorge darum zu machen, es wird niemand uns stören, und es wird keiner Einspruch erheben, wenn wir unter den Kränzen und Schleifen zu zweit miteinander plaudern. Es geht ja im Leben ein jeder seinen Weg, und wir wollen unseren entlang wandern. Ich weiß auch, wovon wir am liebsten reden werden, Berta —“

Sie waren jetzt auf einem ganz einsamen Pfade, der hinter dem Dorf entlang führte und in dieser Sonntagstille wie ausgestorben war.

Hans Lux hob plötzlich seine Hand, um mit einer ganz flüchtigen Bewegung die blonden Flechten des Mädchens zu streifen.

„Daß Sie eine Braut werden sollen und ein strahlendes Weib! Wenn wir nach diesem kurzen Feiertag heimfahren, liegt die rote Dunstwolke über Berlin, und wir müssen wieder hinein in den Glutofen der Arbeit. Heute nehmen die Frauen mehr daran teil als vor fünfzig Jahren, und sie halten sich das Schicksal alter Tanten und grämlicher Jungfern tapfer vom

Leibe. Aber das beste Glück findet sich doch an der Seite eines tüchtigen Partners — er darf nur nicht das Orakel der Ärzte anrufen und an seinem Geburtstag zwischen Gräbern herumkauern. Sehen Sie, meine schöne blonde Freundin, unter diesem alten Kastanienbaum habe ich als Knabe mit meiner allerersten Jugendliebe ein Butterbrot geteilt — soll der Mensch nicht damit zufrieden sein, auch wenn er das letzte Stück Brot allein essen muß?“

* * *

Sie waren wieder in der roten Dunstwolke untergetaucht und wanderten vom Bahnhof nach der Heiliggeistkirche. Erst zu viert, dann trennte sich Hans Lux ab, und bald darauf fand auch Willibald Specht einen Seitenweg, denn er war in der Dorffchenke nicht zu seinem Recht gekommen.

Zuerst blieben die beiden jungen Leute schweigsam.

Dann sagte Egbert: „Dieser Ausflug war seltsam. Wenn alle Berliner ihren Sonntag so abseits verbringen, dann unterscheiden sie sich jedenfalls sehr von anderen Hauptstädten. So oft man die Schilderungen aus Paris liest —“

Er brach ab und senkte den Kopf.

„Ja so, Paris geht mich nichts an, und doch mußte ich heute den ganzen Tag daran denken. Gibt es Ahnungen, Fräulein Specht?“

„Man sagt, daß eine sehr große und tiefe Liebe sie auslösen könne,“ entgegnete das Mädchen zögernd, „aber ich weiß wirklich nicht, ob das noch bei Ihnen zutrifft.“

„Nein,“ versicherte er eifrig, „Sie verstehen mich falsch. Wenn mein Herz jemals an der Seine war, heute ist das ganz gewiß nicht mehr der Fall, und ich meine überhaupt etwas ganz anderes. Es ist seltsam

und läßt sich nur schwer in Worten ausdrücken, wir wollen lieber nicht mehr davon reden, sonst lachen Sie mich schließlich noch aus — Sie mit Ihrem kühlen Berliner Verstand!“

Als sie das Haus betraten, kam Frau Eugenie ihnen auf den Fußspitzen entgegen und flatterte mit den Händen. Theatralische Angewohnheiten hatte sie ja immer beibehalten, und man durfte nicht allzuviel Gewicht darauf legen; aber die beiden jungen Leute wurden doch neugierig, als sie sie in das Zimmer mit den welken Kränzen führte und die Tür behutsam schloß.

„Endlich!“ sagte sie und sank auf einen Stuhl. „Denke dir, Berta, ich habe die blaue Stube vermietet, und der Herr ist sehr zufrieden damit, er verlangt nicht die geringste Änderung, obwohl, unter uns gesagt, die Gardinen nicht mehr ganz neu sind. Er ist auch sofort eingezogen und arbeitet wahrscheinlich bereits an einem Werk. Denn als ich Sie, Herr Linde, als seinen Wandnachbar bezeichnete, da lächelte er sehr verbindlich und sagte etwas von einem Kollegen.“

Berta nahm die Sache kühl auf. „Seitdem Herr Lux fort ist, steht das Zimmer leer. Was für ihn gut genug war, Mutter, damit können auch andere zufrieden sein. Wie heißt der Herr, und was macht er für einen Eindruck?“

„Er hat die Manieren eines feinen Mannes. Er kommt aus Paris und nennt sich Renard, aber ich habe noch niemals einen Franzosen kennen gelernt, der die deutsche Sprache so meisterhaft beherrschte. Er muß ein berühmter Schriftsteller sein, denn jedes seiner Worte klingt wie Musik. Ich hoffe, Herr Linde, Sie werden bald mit ihm Freundschaft schließen, und dann wollen wir einen schöngeistigen Kreis bilden, wie ich ihn seit meiner BühnENZEIT nicht mehr genossen habe.“

Bei dem Worte „Paris“ kreuzten sich Bertas und Egberts Blicke.

„Gibt es Ahnungen?“ sagte sie halblaut. Und dann fuhr sie fort: „Von einem berühmten französischen Schriftsteller Renard habe ich noch nie gehört, aber das will freilich nicht viel sagen. Vielleicht kann Herr Lux Antwort geben —“

Frau Eugenie fuhr aufgeregt dazwischen. „Lux? Ja so, wie war's denn heute mit dem Ausflug? Habt ihr euch gut unterhalten?“

Egbert hatte das Zimmer verlassen, und die beiden Frauen waren allein. Die Tochter schwieg eine Weile, dann begann sie ihre reichen Haare aufzulösen, bis die blonde Flut wie ein Mantel um sie niederfiel.

„Wie wohl das tut nach diesem heißen Tage! — Ob wir uns gut unterhalten haben, Mutter? Es war wohl ein bißchen anders wie im Grunewald oder auf einem Kummelplatz — wir waren in einem kleinen Nest zwischen Sand und Kiefern. Hans Lux ist dort geboren, und er wollte gerne seinen Geburtstag dort feiern. Vielleicht ist es der letzte oder der vorletzte — wer kann das so genau wissen.“

„Der Stärkste war er nie,“ sagte Frau Eugenie unsicher.

„Nein, der Arzt hat es ihm bezeugt. Und seit heute glaube auch ich daran. Weißt du auch, Mutter, daß er mich liebt?“

„Da sei Gott vor!“ sagte die Frau erschrocken. „Ein kranker Mann!“

Berta saß da und spielte mit ihren Haaren. Es war ein nervöses Spiel, das sah man an dem Zucken der schlanken Finger, aber sonst war sie ganz ruhig und konnte auch ihre Stimme beherrschen.

„Du brauchst dich nicht zu sorgen, Mutter. Wenn

Hans Lux liebt, ist das eine andere Liebe wie bei den gewöhnlichen Menschen. Ich habe mich nie darauf angesehen, ob ich schön bin und blühend, aber er sagt es, und ich glaube ihm wie ein gehorames Kind. Und das alles liebt er nicht für sich, sondern er will, daß ich es für meine Zukunft an einen anderen verschente. Nur ein Stückchen von meiner Seele will er behalten, solange er lebt. Dann — später — soll das auch einem anderen gehören. Das ist groß, Mutter — kannst du die Größe begreifen?“

„Ich habe sie dargestellt,“ sagte die Frau leise und zaghaft.

„Ja — auf der Bühne. Aber das ist Leben. Ein selbstloser Rest, aber doch sein Leben. Er wird jetzt öfters zu uns kommen, und du darfst nichts dagegen einwenden. Das ist für dies Haus eine Ehre. Und er wird auf den Augenblick warten, wo ich meine Frauennpflicht erfülle und meine Hand einem anderen gebe. Ich will das tun, Mutter, sobald der andere kommt. Kann ein Weib mehr tun?“

Sie stand auf, warf die blonde Fülle der Haare hinter sich und verließ das Zimmer.

Frau Eugenie sah ihr nach und sah auf ihre Kränze und Schleifen. „Spielen kann man das,“ murmelte sie, „es wäre eine schöne und tragische Rolle. Aber die dort spielt nicht, sie hat keinen Tropfen von dem mütterlichen Blut geerbt. Es liegt in unserer Zeit ein Rätsel, das ich nicht begreifen kann — es ist wohl die kommende Zukunft.“

* * *

Egbert Linde war auf sein Zimmer gegangen, um den Artikel zu Ende zu schreiben, an dem er gestern gearbeitet hatte.

Dieser enge, nach dem Hofe gelegene Raum war so still, daß er das Summen der Müden hören konnte, die draußen in der dumpfen Luft ihr Spiel trieben. Nach diesem schwülen Tage wollte wohl noch einmal ein Gewitter heraufkommen, bevor der Herbst seinen Einzug hielt.

Egbert fühlte sich bekloffen. Er grübelte über die Ursache, denn seine gesunden Nerven waren von Witterungseinflüssen unabhängig. Es mußte ein anderer Grund vorliegen.

Und dann entsann er sich plötzlich seiner neuen Nachbarschaft.

Die beiden Mietzimmer, das grüne und das blaue, lagen ziemlich abseits in der geräumigen Wohnung, und da bisher nur das eine bewohnt gewesen, so hatte sich in Egbert das Gefühl der völligen Alleinherrschaft herausgebildet. Nun teilte er das Reich mit einem anderen, es lag nur eine dünne Scheidewand zwischen hüben und drüben. Und diese Nähe wirkte unbehaglich, nicht etwa durch Geräusche oder ähnliche Belästigungen, sondern durch das gerade Gegenteil.

Frau Eugenie hatte gesagt, daß der neue Mieter bereits eingezogen und daß er zu Hause sei. Aber er verhielt sich so lautlos, wie es kaum ein Schlafender fertig bringt, dessen Atem doch zu hören ist oder eine unwillkürliche Bewegung des Körpers.

Hatte er etwa den Nachbar eintreten hören und lauschte er an irgend einer Stelle, die in diesem alten, morschen Bau wohl unschwer zu finden war?

Da war es schließlich kein Unrecht, wenn man zuvorkam.

Es befand sich zwischen den beiden Zimmern eine Verbindungstür, die natürlich verschlossen und außerdem durch ein Sofa verstellt war. In dem Schlüsselloch

steckte von drüben ein Schlüssel, aber die Türfüllung klappte ein wenig, und wo man mit Ritt nachgeholfen hatte, war die Arbeit lässig und unvollständig.

Egbert streckte sich mit einem tiefen Seufzer der Ermüdung auf das ebenfalls seufzende Sofa. Er schämte sich auch etwas und bedauerte seine eigene Neugier — aber es war ihm ganz unmöglich, anders zu handeln, und er dachte nur daran, daß Berta ihn strafend angesehen haben würde.

Überhaupt, dieses schöne blonde Mädchen!

Jeden Tag entdeckte Egbert neue Vorzüge in ihrem Wesen, in ihren Zügen, in ihrer Gestalt. Heute war sie geradezu entzückend gewesen. Aber natürlich — gegen einen Hans Lux konnte er nicht aufkommen, die beiden hatten ja den ganzen Nachmittag miteinander geheimnißt, und nächstens gab es wohl gar eine Verlobung!

Nach dieser Betrachtung brachte Egbert sein Auge an den Türspalt, und er gab sich einer anderen Beobachtung hin.

Der Franzose saß an seinem Schreibtisch. Das blaue Zimmer war tatsächlich mit diesem Möbel versehen. Es trug das Gepräge erster Klasse, und nach Frau Eugenie's Ausspruch sollte der neue Mieter einen entsprechenden Eindruck machen.

Aber Egbert in seiner feindseligen Stimmung konnte das nicht finden.

Gewiß, das war ein kluges und interessantes Gesicht, einer von jenen festgemeißelten Köpfen, die durch ihre Willenskraft in einer schwachen und verweichlichten Zeit überall auffallen. Aber anziehend waren diese Züge keineswegs.

Der junge Reporter hatte allmählich seine Erfahrungen in Moabit gesammelt, und er fand, daß

dieser Renard, wie der Franzose sich zu nennen beliebte, einen kriminalistischen Einschlag hatte, namentlich jenes unstete Flirren der Augen, das am stärksten auf der Anklagebank hervortritt, aber sich auch in das tägliche Leben überseht.

Selbst bei der Arbeit, die doch eine geistige Sammlung erforderte.

Denn Jules Renard arbeitete in diesem Augenblick bei dem Scheine der Lampe an einem Manuskript. Egbert konnte das deutlich sehen, sein bereits in solchen Dingen geschulter Blick erkannte es an der Form des Papiers, an der Art, wie jener bisweilen innehielt, in die Luft schaute, wieder ansetzte und in kurzen Zeilen schrieb.

Das war kein Brief, bei dem die Feder das Papier nicht verläßt, es war geistige Arbeit, die eine Befriedigung erzeugt, und Egbert erkannte diese Seelenregung an dem stolzen Schürzen der bärtigen Lippen, an einem flüchtigen Triumphlächeln, das eine verächtliche Beimischung hatte.

Also wirklich ein Schriftsteller und kein politischer Agent, wie Egbert beim ersten Blick gewöhnt hatte. Ein Mann, der sich in diesen Winkel zurückzog, um die Welt durch irgend etwas zu überraschen.

Das blieb doch immerhin seltsam, denn die französischen Autoren pflegen sich ohne Ausnahme in Paris niederzulassen. Sie schöpfen ihre Ideen aus der Hauptstadt des Landes; was darüber hinausgeht, ist ihnen fremd.

Nach einer kleinen Weile änderte sich das Bild.

Renard schob das Manuskript beiseite, öffnete seinen Schreibtisch und brachte eine umfangreiche Mappe zum Vorschein. Er entnahm derselben einen Stoß Papiere, lose Blätter von sonderbarem Aussehen, hielt jedes

einzelne in den Lichtkreis der Lampe und untersuchte es mittels einer Lupe.

Und nun konnte Egbert deutlich sehen, daß keiner dieser Bogen beschrieben war. Es waren keine Papiere, sondern es war Papier — gelblich, rauh, vom Alter angegriffen und am Rande zermürbt. Egbert hatte dergleichen schon gesehen in öffentlichen Sammlungen, unter Glas und Rahmen, besonders im Goethehaus zu Weimar und in der dortigen Bibliothek. Aber dann stand eine Schrift darauf, alt, verblaßt, ehrwürdig, ein Gegenstand scheuer Bewunderung.

Hier nichts von dem allem. Und die Art, wie dieser unbekannt und geheimnisvolle Mann seine scheinbar zwecklosen Untersuchungen anstellte, hatte etwas so Seltsames und Unheimliches, daß Egbert den Entschluß faßte, seinen ganzen Scharfsinn der Lösung des Rätsels zu widmen. Möchte der neue Stubennachbar ein harmloser Narr oder ein wunderlicher Scharfetenksammler sein — die Hörsäle von Moabit geben auch Gelegenheit zu einer ernsteren Auffassung, und Egbert wollte seine Studien nicht umsonst gemacht haben. —

Übrigens geschah während der nächsten Tage nichts Bemerkenswerthes.

Der Fremde erwies sich als ein stiller und anspruchsloser Mann, der fast den ganzen Tag in seiner Stube hockte und sich um die Hausgenossen so gut wie gar nicht kümmerte. Frau Eugenie's Versuche, einen schöngeistigen Verkehr anzubahnen, ließ er vollständig unbeachtet. Dagegen wendete sich sein Interesse allmählich dem Hausherrn zu.

Willibald Specht war wieder einmal im Tiefstand der Raffenebbe, mußte infolgedessen arbeiten, und das wurde ihm schrecklich sauer; er saß fluchend über seinen Witzblattzeichnungen und erklärte das ganze Dasein

für einen schlechten Witz. Jules Renard kam bisweilen zu ihm in das Atelier und sah zu, wie unter dem Stift dieses genialen Bummlers die tollsten Karikaturen entstanden.

Die Brücke zwischen den beiden Männern war schnell gezimmert.

Der Franzose bezeichnete sich selbst als Mitarbeiter französischer Journale, der vom „Figaro“ den Auftrag erhalten habe, eine Artikelserie über Deutschland und insbesondere über Berlin zu schreiben, wozu ihn seine genaue Kenntnis der deutschen Sprache besonders befähige. Es lag auf der Hand, daß er den Wunsch hegte, zu diesem Zweck Berlin genau kennenzulernen, und Willibald wiederum konnte sich rühmen, einen vorzüglichen Führer abzugeben.

„Nur erst wieder Luft haben,“ meinte er. „Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, Herr Renard, dies ist die greulichste Fronarbeit von der Welt, und der Humor geht dabei vor die Hunde. Aber wenn erst ein paar hundert Märker beisammen sind, dann sollen Sie Berlin kennen lernen, und der ‚Figaro‘ wird Ihnen jeden Artikel mit Gold aufwiegen!“

„Das ist auch nicht so glänzend,“ hatte Renard vorsichtig erwidert. „Vielleicht gäbe es für uns beide einen besseren Weg zum Verdienst.“

Da leuchteten die Augen Willibald Spechts hell auf.

Nach Verlauf einiger Tage erhielt Egbert einen Brief von seinem Vater aus Jena.

Der Alte schrieb etwas grämlich: „In der letzten Zeit ist hier allerhand passiert. Daß die Tochter meines Freundes Tonndorf sich in Paris verlobt hat, teilte ich Dir schon in meinem letzten Briefe mit, und ich fügte absichtlich hinzu, daß der Bräutigam ein solider junger Mann sei, denn Du und die Rätze, ihr habt

doch wohl miteinander geflirtet, und so was ist alsdann der beste Abschluß einer Studentenliebe.

Man soll aber niemals in den Wind reden.

Inzwischen ist der Bräutigam, wie sich's gehört, nach Jena gekommen und hat bei dem Vater in aller Form um die Hand der Tochter angehalten. Er nennt sich Jean Lecocq und will Werkführer in einer chemischen Fabrik sein. Ob's wahr ist, weiß ich nicht, denn ich konnte mich nicht mit ihm verständigen. Aber Du kennst den alten Tonndorf und weißt, daß er für die Franzosen schwärmt. Er nahm den jungen Mann in sein Haus auf, willigte in die Verlobung und war ganz närrisch über die Aussicht, seine letzten Tage in Paris verleben zu können. Nach ein paar Tagen reiste der Bräutigam wieder ab, und nun stellte sich etwas sehr Seltsames heraus.

Du weißt, Egbert, daß ich immer viel Interesse für alte Akten gehabt habe, und Tonndorf besitzt deren eine ganze Menge. Die Perle seiner Sammlung bildet ein interessanter Kriminalprozeß aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, und ich hatte das ganze Bündel des bequemen Studiums halber auf mein Zimmer genommen.

Nach der Abreise des Franzosen entdeckten wir, daß die Akten nicht mehr vollständig sind. Nicht im eigentlichen Sinne des Wortes, denn von dem Inhalt fehlt kein Blatt; aber hinten sind eine ganze Menge leerer Seiten herausgeschnitten, und ich konnte anfangs gar nicht begreifen, welchen Zweck der Täter damit verfolgt haben könnte.

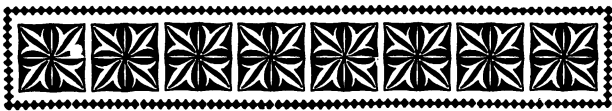
Aber Friß Tonndorf belehrte mich, daß dieses alte Papier sehr selten und sehr schwer zu erlangen sei. Er sprach von allerhand Fälschungen, die damit vorgenommen werden, und erzählte, daß gerade Paris

mit seinen zahlreichen und berühmten Antiquariaten ein günstiges Feld für diese unsaubere Tätigkeit abgab.

Seitdem haben wir die Angelegenheit nicht mehr berührt, aber ich sehe es dem alten Manne an, daß er von einem Verdacht und von einer Sorge gequält wird. Denn wenn überhaupt ein Diebstahl vorliegt, dann kann nur Lecocq als Täter in Betracht kommen. Er war der einzige Hausgenosse während jener Tage, er bewohnte Rätches Zimmer und konnte ohne Schwierigkeit in mein eigenes gelangen. Deshalb reden wir nicht über die Sache, aber sie liegt zwischen uns beiden wie ein dunkles Geheimnis. Ich weiß auch, daß der Alte an seine Tochter nach Paris geschrieben hat, aber der Inhalt des Briefes ist mir unbekannt, und ebenso, ob eine Antwort darauf erfolgte. So leben wir in Unruhe, und Fritz Tonndorf redet davon, daß er noch einmal den Wanderstab ergreifen und die Reise nach Paris unternehmen müsse.“

(Fortsetzung folgt.)





In den Vorbergen des Himalaja.

Von R. Zollinger.

Mit 9 Bildern.

(Nachdruck verboten.)

Wer in den häuslichen Tugenden der deutschen Frau den schönsten und vollkommensten Ausdruck wahrer Weiblichkeit erblickt, der gelangt sehr schnell zu einem ungünstigen Urteil über die moderne Amerikanerin. In den Vereinigten Staaten selbst erheben sich ja neuerdings immer lauter die Stimmen, die den durch einen übertriebenen Kultus des weiblichen Geschlechts verwöhnten und verzogenen Yankee-Damen ernstlich ins Gewissen reden. Aber wenn es auch unzweifelhaft wahr ist, daß die Durchschnittsamerikanerin sich als ein Wesen höherer Gattung betrachtet, das zu nähren, zu schmücken und zu verhätscheln die selbstverständliche Pflicht des Mannes ist, so wäre es doch gewiß voreilig, ihr darum alle innere Tüchtigkeit abzusprechen.

Der anfängliche Mangel an Frauen in dem nur durch Einwanderung bevölkerten Lande hat auf die natürlichste Weise zu einer Überschätzung ihres Wertes und zu einer Art von Abgötterei geführt, die sich in den Beziehungen der beiden Geschlechter auch noch jetzt, wo das Zahlenverhältnis längst ein normales geworden ist, bemerkbar macht. Aber die freiwillige Unterordnung des stärkeren Geschlechts hat für die Charakterentwicklung der Amerikanerin neben mancherlei bedenklichen Wirkungen doch auch ihre Vorteile

gehabt. Sie hat dahin geführt, daß sich bei den Mädchen und Frauen jenseits des großen Seiches neben einer gewissen Selbstüberschätzung auch Selbständigkeit und Selbstvertrauen in ungleich höherem Maße ausgebildet haben als bei der in anderen Anschauungen aufgewachsenen schöneren Hälfte der europäischen Nationen. Die Amerikanerin glaubt sich zu allem befähigt, weil man ihr von Kindheit an versichert, daß sie es sei, und in dem unerschütterlichen Glauben an ihre ebenbürtige Leistungskraft wagt sie sich darum unbedenklich auch an Aufgaben, die man anderswo als lediglich dem Manne vorbehalten ansieht.

So geschieht es denn häufig genug, daß wir von erstaunlichen weiblichen Kraftleistungen hören, die eben nur eine Amerikanerin fertig bringen konnte. Eine Yankeetochter war es, die in Südamerika nach ungeheuren Anstrengungen einen der höchsten, bisher von Menschen erreichten Bergesgipfel erklimmte — eine Amerikanerin, die ohne jede weiße männliche Begleitung den dunklen Erdteil durchquerte, und eine Amerikanerin veröffentlichte soeben ihren interessanten Bericht über einen zu wissenschaftlichen Zwecken unternommenen Ausflug in die unwegsamen Vorberge des Himalaja, einen Ausflug, der sich an Gefahren und Strapazen zwar nicht mit jenen ersterwähnten Unternehmungen messen kann, für ein weibliches Wesen aber immerhin eine höchst achtungswerte Leistung darstellt.

Die tapfere Reisende ist Frau Mary Blair Beebe, die junge Gattin eines Ornithologen, den sie unerschrocken auf der Suche nach einer nur noch im Himalaja vorkommenden seltenen Fasanengattung begleitete, und dem sie, wenn man ihrem durchaus wahrheitsgetreu anmutenden Bericht Glauben schenken darf, dabei eine an Ausdauer, Beharrlichkeit und unverwüßt-

licher Munterkeit mindestens ebenbürtige Gefährtin war.

Aus der erschlaffenden Hitze und dem erstickenden Staub des indischen Flachlandes hatte sich das unternehmungslustige Ehepaar im Anfang des Monats April nach dem schon ziemlich hoch gelegenen Darjeeling begeben, das als sommerlicher Luftkurort in hohem Ansehen steht. Die Fahrt in den leichten, spielzeugartigen Wagen der von Siliguri nach Darjeeling führenden Bergbahn, die sie aus der dumpfigen Tropenwelt des Dschangels in rascher Steigung zu den luftigen Höhen der ersten, noch mit üppigster Blumenvegetation bedeckten Vorberge brachte, erregte bereits das helle Entzücken der naturfreudigen jungen Frau.

Als echte Amerikanerin, die keine Sehenswürdigkeit ungenossen an ihrem Wege liegen läßt, hatte sie sich natürlich darauf kapriziert, in Darjeeling den Dalai-Lama zu sehen, der eben damals aus politischen Gründen dort Zuflucht gesucht hatte. Aber sie mußte zu ihrem Leidwesen auf die Erfüllung dieses Wunsches verzichten, weil das göttlich verehrte Oberhaupt der tibetanischen Kirche in strengster Zurückgezogenheit verharrte, nachdem ein bekehrungseifriger Missionar es fertig gebracht hatte, ihm auf einem Spaziergange ein Traktätchen in die Hand zu drücken, und nachdem wiederholt weibliche europäische Reisende bis in die inneren Gemächer seines Hauses gedrungen waren, unbekümmert darum, daß die Satzungen seiner Religion ihm auf das strengste verbieten, derartige Besuche zu empfangen.

Innerhalb weniger Tage wurden in Darjeeling alle Vorbereitungen für die Expedition in die Berge getroffen. Die Ausrüstung mußte eine ziemlich umfangreiche sein, da die Schutzhäuser, auf die man in der

Folge angewiesen sein sollte, dem Touristen nichts anderes zu bieten haben als ihre kahlen vier Wände



From "Harper's Magazine"

Copyright, 1911, by Harper & Brothers.

Bergbahn nach Darjeeling.

und ein Dach über dem Kopfe. Man mußte also außer wissenschaftlichen Instrumenten, photographischen Ap-

paraten, Schießwaffen und Munition auch Bettzeug, Kochgerätschaften, Decken und Kleidungsstücke, sowie vor allem eine ausreichende Menge von Proviant



From „Harper's Magazine”.
Copyright, 1911, by Harper & Brothers.

Das Reisefaktotum Sanduk.

In der Tat erwiesen sich ihre Besorgnisse als grundlos, denn als das als Koch und Reisemarschall engagierte Faktotum, der Tibetaner Sanduk, mit seinen zweiunddreißig Trägern anrückte, erklärte er jede der einzelnen Traglasten als viel zu leicht. Die tibetanischen Kuli, unter denen sich zu Frau Beebes Überraschung

mitnehmen, und Frau Beebe versichert, es sei ihr als ganz unmöglich erschienen, daß alle diese Koffer, Kisten und Ballen auf den Rücken menschlicher Träger über die steilen Gebirgspfade geschafft werden könnten. Sie bemühte sich darum immer wieder, die Ausrüstung zu verringern, bis man ihr sagte, daß ein in die Berge reisender Engländer noch ganz andere Dinge mitzunehmen pflege.

auch sechs weibliche befanden, waren freilich anderer Meinung. Jeder behauptete, daß gerade die ihm zu-



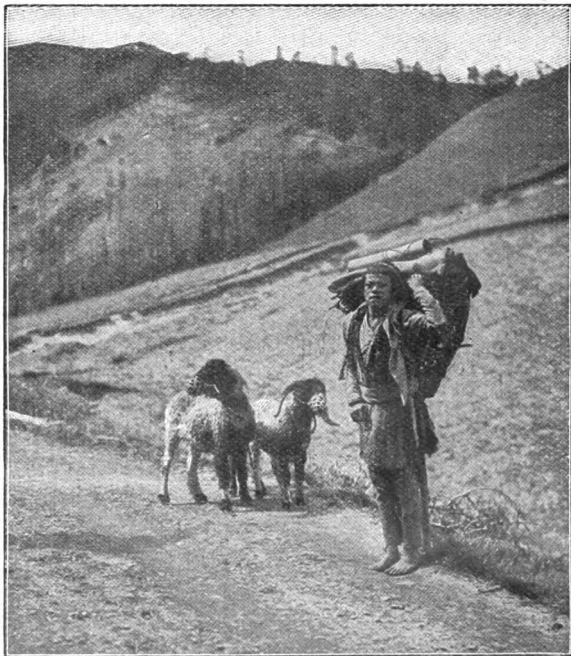
Copyright, 1911, by Harper & Brothers.

Aufbruch von Tonglu.

From „Harper's Magazine“

geteilte Last die allerschwerste sei, und es würde recht schwierig gewesen sein, eine Einigung zu erzielen, wenn

nicht Sanduks gefürchtete Autorität rasch Ordnung geschaffen hätte. Die kleine Revolte vor dem Ausbruch war übrigens die einzige, über die sich die Reisenden zu beklagen hatten. Während der ganzen Dauer der



From „Harper's Magazine“. Copyright, 1911, by Harper & Brothers.

Schafe mit Maulkorb.

Expedition zeigten sich die Tibetaner gutartig, harmlos und willig wie große Rinder, und namentlich der jungen Frau bezeigten sie bald eine Anhänglichkeit und Verehrung, die es trotz der Unmöglichkeit einer Verständigung durch das gesprochene Wort leicht machte, mit ihnen zu verkehren. Sanduk aber erwies sich geradezu

als ein Juwel, und so vollkommen er sich der Würde seines Amtes den Trägern gegenüber bewußt war, so dienstbereit, aufmerksam und ritterlich benahm er sich gegen seine junge Herrin.

Der erste Tagesmarsch, der durch eine herrliche



From „Harper's Magazine“.

Copyright, 1911, by Harper & Brothers.

Ausblick von Sandutphu.

Region von Eichen- und Ahornwäldern und über einen Blument Teppich von Orchideen und Lilien führte, endete an dem Schutzhause oder „Bungalow“ von Jorepokri, der nächste, auf dem schon eine Höhe von fast 4000 Meter erreicht wurde, bei dem Bungalow von Tonglu.

Diese für die Reisenden bestimmten Schutzhäuser, die in Entfernungen von je einer Tagereise bis in die

höheren Gebirgsregionen hinauf zerstreut sind, bedeuten eine vortreffliche Einrichtung, ohne deren Vorhandensein größere Märsche bei der Häufigkeit jäher Wetterumschläge und gefährlicher Schneestürme überhaupt kaum durchführbar wären. Sie enthalten zumeist zwei kleine Schlafräume und einen Aufenthaltsraum, sowie in halboffenen Anbauten einen Küchenraum und Ver- schläge für die Unterbringung der Träger und der Reittiere.

Auch diese letzteren, ausdauernde und bergsichere tibetanische Ponys, finden die uneingeschränkte Anerkennung der Frau Beebe. Allerdings mußte sich die Dame erst daran gewöhnen, daß die Tiere auch auf den bedenklichsten Felspfaden, über senkrecht abfallenden Wänden von unermesslicher Tiefe, stets am äußersten Rande dahinwandelten. Sie waren eben in ihrer Jugend zum Tragen von Lasten verwendet worden und hatten darauf bedacht sein müssen, eine unangenehme Berührung dieser Last mit der Felswand zu vermeiden. Nun aber waren sie zu alt, um noch von ihrer, für nicht ganz schwindelfreie Reiter etwas unangenehmen Gewohnheit zu lassen.

Während die majestätischen Gipfel des Himalaja bis dahin stets hinter einem undurchsichtigen Nebelschleier verhüllt geblieben waren, hatten die Reisenden von Tonglu aus zum ersten Male die Freude, wenigstens auf kurze Zeit des Rintschindschinga ansichtig zu werden, dessen Anblick auf Frau Beebe nach ihrer Versicherung fast überwältigend wirkte.

Auf endlosen Zickzackwanderungen gelangte man von Tonglu aus in einem weiteren Tagesmarsch nach der Ansiedlung Kalapotri, die für den armen Tandut zu einer Quelle bitterster Nöte und Kummernisse werden sollte. Die beiden harmlos und unverfänglich aus-

sehenden Hütten, aus denen diese Ansiedlung besteht, verdanken ihre Existenz in der Berg einsamkeit nämlich



Copyright, 1911, by Harper & Brothers.

Die Trägerinnen bei der Solette.

From „Harper's Magazine“.

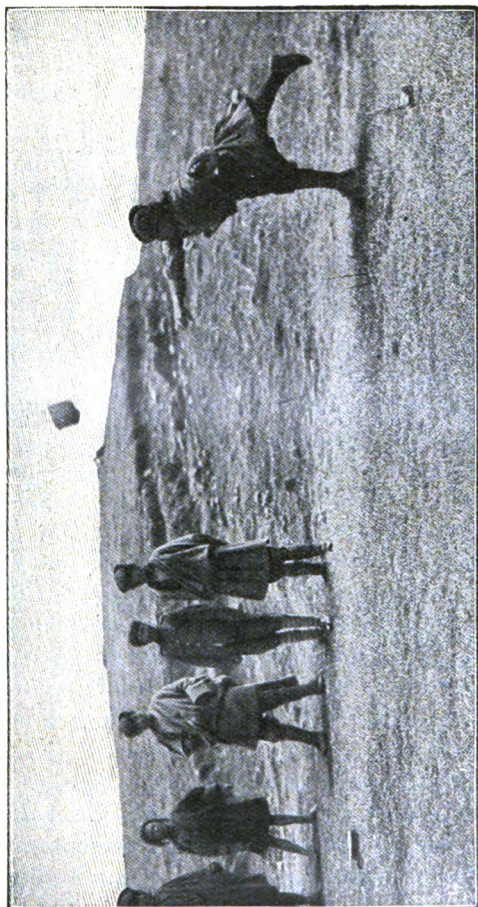
lediglich der allen Tibetanern und Nepalesen eigentümlichen Schwäche für geistige Getränke. Mag der

Verkehr hier in der Gebirgswildnis auch ein noch so spärlicher sein, die Bewohner der beiden Häuser müssen beim Schnapsauschank doch wohl ihre Rechnung finden, denn von den eingeborenen Bewohnern des Landes, die dieses Weges ziehen, widersteht keiner der lockenden Versuchung.

Auch der würdevolle, musterhafte Sandut fiel ihr zum Opfer und präsentierte sich dem reisenden Ehepaar alsbald in einem Zustande, der ihn zeitweilig zur Ausübung seiner verantwortungsvollen Pflichten ganz und gar untauglich machte. Größer aber als sein Vergehen war seine Reue, und es ist charakteristisch für das ritterliche Empfinden dieses Tibetaners, daß ihn vor allem das Bewußtsein, von einer weißen Dame in so unwürdiger Verfassung gesehen worden zu sein, fast bis zur Verzweiflung und bis zu ganz ernsthaften Selbstmordabsichten trieb. Natürlich wurde ihm die demütig erbetene Verzeihung um so bereitwilliger gewährt, als er für die Reisenden so gut wie unentbehrlich war, und er gab in der Folge nie wieder einen Anlaß zur Unzufriedenheit.

Das nächste Wegziel war Sandutphu, und der Marsch zu dem schon in sehr beträchtlicher Höhe gelegenen Bungalow bereitete den Reitern wie den Trägern erhebliche Schwierigkeiten, die indessen von den weiblichen Kuli ebenso frohgemut überwunden wurden wie von den männlichen. Der Name Sandutphu ließe sich ungefähr mit Alonitberg übersetzen, und über weite Strecken beherrscht in der That der blaue Eisenhut als Träger dieses furchtbaren Giftes die Vegetation. Wie gut den Nepalesen die gefährlichen Eigenschaften der Pflanze bekannt sind, beweist ihre Gewohnheit, den Schafen, die sie durch diese Regionen treiben, einen Maulkorb anzulegen, damit sie vor der Versuchung

gesichert sind, sich an dem todbringenden Futter gütlich zu tun. Der leidlich komfortable Bungalow von Gan-



Copyright, 1911, by Harper & Brothers.

Die tibetanischen Träger beim Spiel.

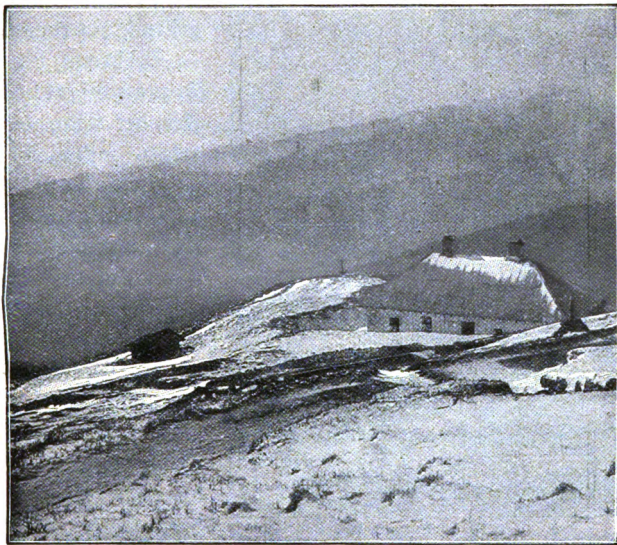
From „Harper's Magazine“.

dulphu war zu längerem Aufenthalt ausersehen, da er einen gutgelegenen Stützpunkt für die in noch höhere und

wildere Gebirgsregionen führenden wissenschaftlichen Ausflüge der beiden Reisenden abgab. Das Erwachen am ersten Morgen nach der Ankunft brachte Frau Beebe eine gewaltige Überraschung dadurch, daß sie sich unvermutet inmitten einer prachtvollen Schneelandschaft fand, denn über Nacht hatte es einen jener Schneestürme gegeben, die hier auch in der guten Jahreszeit zu den häufigen Vorkommnissen gehören. Die Tibetaner aber, deren gesunder Schlaf dadurch nicht im mindesten gestört wurde, waren in ihren halboffenen Verschlagen von einer zentimeterhohen Schneeschicht überdeckt worden. Vergnügt schüttelten sie sie am Morgen von ihren dicken Gewändern, und die Aussicht auf eine Reihe von Ruhetagen machte sie ausgelassen wie kleine Kinder.

Als echte Evastöchter erwiesen sich die Frauen und Mädchen, deren erste Sorge eine mit größter Hingebung vorgenommene Verschönerung ihrer äußeren Erscheinung war. Sie gruppieren sich zu diesem Zweck in einem sonnigen, geschützten Winkel vor dem Schutzhause und waren sich gegenseitig neidlos bei der Toilette behilflich. Der Anwendung des Wassers in irgendwelcher Form zwar gingen sie dabei geflissentlich aus dem Wege, einmal, weil sie sich bei den Tibetanern überhaupt keiner übergroßen Beliebtheit zu erfreuen hat, und zweitens, weil sie bei der — auch dem europäischen Alpinisten hinlänglich bekannten — Wirkung der Höhenluft auf die unbedeckte Haut hier in der Tat nicht sehr zweckmäßig gewesen wäre. Sie begnügten sich also, das Gesicht mit einer undefinierbaren bräunlichen Masse einzureiben, die nach Frau Beebes Versicherung mit Cold-cream nur eine sehr entfernte Ähnlichkeit hatte, und ließen ihrer weiblichen Eitelkeit lediglich bei der Behandlung und Anordnung des straffen,

schwarzen Kopfschaares, auf das sie ersichtlich besonders stolz waren, freien Lauf. Das Kämmen und Frisieren, das jede von einer dienstbereiten Mitschwester besorgen ließ, währte stundenlang, und die junge Amerikanerin konnte dabei die interessante Beobachtung machen, daß auch diese von der Modekultur noch gänzlich unbeleckt



From „Harper's Magazine“.

Copyright, 1911, by Harper & Brothers.

Das Schuhhaus bei Phallut.

Damen bereits gelernt hatten, mit künstlichen Mitteln nachzuhelfen, wo sie sich von der Natur zu stiefmütterlich bedacht glaubten. Das „falsche Haar“, dessen sie sich zur Vortäuschung einer nicht vorhandenen Fülle bedienten, bestand allerdings aus allerlei Materialien, wie sie zu solchem Zweck sonst nicht verwendet zu werden pflegen. Mußten doch selbst die Bastfasern dazu herhalten, die vorher zur Verpackung von Tabak gebraucht

worden waren. Unter der fertigen „Cléofrisur“ aber erfüllten sie ihre Aufgabe ebensogut als irgend ein anderes Hilfsmittel, und eines der Mädchen nahm sich nach beendeter Toilette sogar so nett aus, daß Frau Beebe die naiven Huldigungen ganz begreiflich fand,



From „Harper's Magazine.“
Copyright, 1911, by Harper & Brothers.

Blick auf den Mount Everest, den höchsten Gipfel der Erde.

in eine zu diesem Zweck hergestellte Aushöhlung des Bodens geworfen werden mußte, und es gab bei dieser Unterhaltung, deren die Tibetaner niemals müde wurden, so viel Lärm, Gelächter und Geschrei, wie wenn es sich um die aufregendsten Dinge von der Welt gehandelt hätte.

Da es Mr. Beebe trotz aller halsbrecherischen Strei-

die ihr von seiten der Männer dargebracht wurden.

Während die Frauen auf solche Art der Körperkultur oblagen, vergnügten sich die männlichen Kuli an diesem wie an allen folgenden Rasttagen mit einem Spiel, das für sie offenbar den Gipfel alles irdischen Vergnügens bedeutete. Es bestand darin, daß aus einer gewissen Entfernung ein großer Stein

ferien noch immer nicht gelungen war, der gesuchten seltenen Vögel habhaft zu werden, unternahm das Ehepaar schließlich noch einen Ausflug nach dem ziemlich entfernten Phallut, das man ihnen als einen der wenigen Aufenthaltsorte jener Fasanenart bezeichnet hatte, und während dieses Ausflugs hätte das bisher stets vom Glück begünstigte Unternehmen leicht eine recht bedenkliche Wendung nehmen können.

Die Reisenden, die sich um der Wegschwierigkeiten willen nur von wenig Kuli hatten begleiten lassen, wurden unmittelbar, nachdem sie das Schutzhause Phallut erreicht hatten, von einem der furchtbarsten Stürme überrascht, die sie jemals erlebt hatten. Selbst die immer sorglosen Tibetener zeigten sich erschrocken und ängstlich. Ein länger anhaltender Schneefall würde ja die kleine Reisegesellschaft, die nur für zwei Tage mit Proviant versehen war, von aller Welt abgeschnitten haben, da er den Rückweg nach Sandutphu ungangbar gemacht hätte, und da hier oben in der weltfernen Berg-einsamkeit irgendwelche Lebensmittel nicht zu erlangen gewesen wären.

Frau Beebe ließ sich aber auch durch diese immerhin recht kritische Lage die gute Laune und die Freude an der Großartigkeit der sie umgebenden Natur nicht verderben, und ihre frohgemute Zuversicht erwies sich als berechtigt; denn am folgenden Morgen strahlte wieder die Sonne vom wolkenlos blauen Firmament, und der tapferen Amerikanerin war sogar eine besondere Freude vorbehalten, der Anblick der ganzen, von allen Nebeln und Wolken befreiten Kette des Himalaja mit dem Mount Everest, dem höchsten Gipfel der Erde, der sein königliches Haupt sonst fast immer vor den Blicken der Sterblichen zu verschleiern liebt.





Die Welt der anderen.

Novelle von Luise Westkirch.

(Nachdruck verboten.)

Der junge Lehrer Heinz Osterwald stand auf dem Flure vor dem kleinen Spiegel, rückte seine Krawatte zurecht und knöpfte umständlich seine Handschuhe zu, nicht aus Eitelkeit, sondern um Zeit zu gewinnen, fünf Minuten des Alleinseins nur mit seiner Braut. Den ganzen Abend waren Vater und Mutter Waranger wieder nicht aus der Stube gewichen. Und es war doch der letzte Abend auf vier Wochen! Morgen um sieben Uhr reiste er mit seiner Kolonne Ferienkinder ab.

„Elli, könntest du mich nicht heute ausnahmsweise ein paar Straßen weit begleiten? Sei lieb! Setz deinen Hut auf!“

Elli Waranger stand an der Wohnstubentür, zierlich und sauber wie eine Porzellanfigur aus dem Glaskrant, mit der blassen Hautfarbe der Städterinnen und dunklen Augen voll scheuer Zärtlichkeit.

„Ich käme morgen früh gern auf den Bahnhof, Heinz,“ sagte sie zögernd.

„Ein Abschied vor fünfundzwanzig Schuljungen — danke!“

„Daß ich am Abend mit dir allein auf die Straße gehe, gibt Mama nicht zu — du weißt's. Wir sind doch noch nicht richtig verlobt.“

Er warf den Kopf zurück, und fast höhnisch erwiderte er: „Mir scheint, deiner Verständigkeit könnte die Mutter wohl vertrauen, wenn sie meiner Rechtschaffenheit nicht vertrauen will.“

„Es ist nicht Mißtrauen, Heinz. Mama stammt aus einer anderen Zeit. Solch abendlicher Spaziergang würde ihr Empfinden tief verletzen.“

„Und mein Empfinden, Elli?“

Sie ergriff bittend seine Hände. „Oh, Heinz, wenn ich erst deine Frau bin, dann lebe ich nach deinem Wunsch und Willen — nur nach deinem! Aber solange ich in meiner Eltern Haus bin, ist es meine Pflicht, daß ich ihre Wünsche achte.“

„Korrekt bis zum $\frac{1}{2}$ — versteht sich!“

Ihre Augen füllten sich mit Tränen. „Geh nicht im Born von mir, Heinz. Hab' Geduld. Sieh, deine Liebe ist mir ein so unbegreifliches, unverdientes Glück, daß ich immer in der Furcht lebe, ich verspiel's, wenn ich mich nicht ganz brav betrage. Sei mir nicht böse.“

„Nein, du Dummerchen!“

Er küßte sie.

Da bewegte sich leise die Wohnstubentür. Die Mutter! Der Abschied dauerte ihr schon zu lang.

Heinz schlug die Korridortür hinter sich zu. Er war jetzt doch böse. Er ging noch nicht nach Haus. Er ging in den Stadtpark. Der Nachtwind strich ihm um die Stirn, die Sterne funkelten. Wie war die Welt um ihn hoch und frei — und wie eng gebunden sein Leben, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft! Als Sohn eines kleinen Beamten war er zum Lehrer bestimmt worden. Ganz programmäßig ging er durch Schule und Seminar, immer der Ersten einer, ein Kluger, ein Streber. Früh hatte er eine Anstellung bekommen, und sobald er in eine Stelle einrückte, die eine Familie

ernährte, würde er sich verheiraten mit einem Mädchen, das die Vollkommenheit in Person war an Leib und an Seele. Daran gab's keinen Zweifel.

Auch Elli hatte einst davon geträumt, ein Gymnasium zu besuchen, zu einem gelehrten Beruf sich auszubilden, aber Bücher und Studium warf sie beiseite, als ihr älterer Bruder erkrankte. Der war der Stolz, die Hoffnung der Familie. Es verstand sich von selbst, daß sie ihre Ausichten ihm zum Opfer brachte. Da ihr Vater die Mutter nicht entbehren konnte, reiste sie mit dem Leidenden von Heilstätte zu Heilstätte. Die für ihre Ausbildung unerfleklichen Jahre gingen dabei verloren samt dem kleinen Vermögen, das ihr diese Ausbildung ermöglichen sollte. Dann starb der Kranke. Elli arbeitete jetzt Spizentrawatten und Kragen für ein Wäschegeſchäft, um zum Haushaltgeld beizutragen, das knapp geworden war seit des Vaters Pensionierung. Und sie klagte nie. Ja, sie war ein Engel an Opferwilligkeit und Pflichttreue.

Heinz war gesättigt worden mit dem allem, seit er denken konnte. Es war das tägliche Brot in seinem Vaterhause gewesen, war's im Hause seiner Braut. Und sein junges, heißes Blut rebellierte, und seine Sehnsucht verlangte nach etwas ganz anderem, etwas Ungeheurem, etwas, das wie der Sturmwind über die sich biegenden Bäume ohne Maß und Regel hinbrauste über Sitte, Gesetz und Pflicht. Das war, nicht weil es sein sollte, sondern weil es sein mußte. Ach, über diese Schonbarkeit für alles Bruchige, Kranke! Diese Rücksichtnahme auf alles Überlebte! Diese grauen Spinnfäden, die überall ihm das blühende Leben einspannen!

Am nächsten Morgen marschierte er an der Spitze

seiner fünfundzwanzig Ferientinder durch die Bahnhofshalle. Er liebte seine Jungen, den noch ungebrochenen Lebensmut, die gesunde Selbstsucht, die ihnen aus den Augen leuchteten. Das Herz schlug ihm, als er einen der Jungen leise zum anderen sagen hörte: „Weißte, Friße, mein Indianerzeug hab' ich heimlich eingepackt — neun rote Federn un das Kriegsbeil un Blau un Rot zum Anmalen.“ — Ja wenn es ihm auch nicht vergönnt war, Heldentaten zu vollbringen, so wollte er sie wenigstens spielen mit seinen Jungen!

Im vorigen Sommer hatte man ihn mit seiner Schar in ein elegantes Seebad geschickt. Das war einfach unerträglich gewesen. Verbote auf Schritt und Tritt. Die Dünen sollten sie nicht betreten, um sie nicht zu beschädigen, die vornehmen Badegäste am Strand durften sie nicht durch Lärm belästigen, auf der Promenade sich nicht tummeln. Diesmal hatte er es durchgesetzt, daß er in die Wildnis geschickt wurde, in ein verstecktes Nest in der Heide, wo es nur Brachland gab und Föhren und ein paar Unternehmer, die mit mehr oder weniger Glück nach Petroleum bohrten.

Es war spät am Nachmittag, als sie aus dem Zug stiegen und ihren Marsch zum Endziel antraten, eine lange, staubige Landstraße zwischen Feldern entlang. Aber die Stadtkinder begrüßten jauchzend den frischen Wind, der ungehemmt über die freie Fläche fuhr. Die Blumen am Rain, die Mäuschen, die aus ihren Löchern guckten, die Käfer im Gras, die Eidechsen, die quakenden Frösche wurden zum Ereignis. Dann kam das erste Dorf mit seinem Teich voll Enten und Gänse — wieder ein Wunder. Einige der Kinder hatten ihrer Lebtag noch keine lebendige Gans gesehen. Und jetzt schnitt eine Herde schlanker Dreiecke, die Bohrtürme Ölhausens, in den leuchtenden Himmel. Hinter der Einförmigkeit

der Felder breitete sich die braune Heide, von einzelnen Birken und Wacholdern überragt, an ihrer rechten Seite begrenzt vom dunklen Streifen eines Föhrenwaldes. Ein weißer, viereckiger Bau leuchtete davor, rätselhaft, lodend wie ein Märchenschloß.

Auf der Straße kam ein Mann daher, einen leichten weißen Panamahut auf dem Kopf, das von schwarzem Haar und Bart umrahmte Gesicht von der Sonne südlicherer Himmelsstriche gebräunt.

Osterwald lüftete höflich den Hut. „Ich bitte um Verzeihung. Ist das Haus dort vor dem Wald das Gasthaus Waldheim?“

„Jawohl. Schlagen Sie nur den Seitenweg rechts ein. Sie werden erwartet. Denn Sie sind doch der Herr Lehrer Osterwald mit den Ferient Kindern, nicht wahr? Ich bin der Ingenieur Börnholm. Wenn es Ihnen Vergnügen macht, kommen Sie doch nachher noch ein bißchen nach Neu-Pennsylvanien herüber. Wir vom Werk freuen uns auf den neuen Genossen in der Wüste.“

„Verkehren die Herren nicht in Gasthaus Waldheim?“

Der Ingenieur schüttelte den Kopf. „Der Besitzer ist von Haus aus kein Wirt. Sein Bruder, der drüben überm Wasser reich geworden ist und ihn schiffbrüchig auf dem Sand fand, hat ihn in Ölhausen angesiedelt zu einer Zeit, als wir alle noch meinten, daß das Gold hier nur so scheffelweise vom Boden aufzulesen wäre. Jetzt säuft er seinen Weinkeller leer und sich um den Verstand, während seine Tochter, ein resolutes Mädel, den Kram schlecht und recht zusammenhält. Sie brauchen darüber nicht zu erschrecken. Seinen Knacks hat fast jeder hier weg. Die Zivilisation ist ausgeschaltet auf diesen vier Quadratkilometern Heide. Aber für Ihre Jungen wird es das Paradies sein. — Auf Wiedersehen!“

Das Märchenschloß verlor ein wenig von seinem Glanz, als sie näher kamen. Es war ein großes Haus mit zwei Seitenflügeln, vor Jahren einmal grellweiß getüncht. Jetzt bröckelte der Verputz von seinen Wänden. Die grüne Farbe der Fensterrahmen war abgesprungen, mehrere Scheiben waren geborsten. Die Haustür blieb mürrisch verschlossen. Aber in einem Seitenflügel klappte ein Tor. Ein beladener Heuwagen stand drin. Und da war auch Leben.

Ein junger Mann und ein junges Mädchen schleuderten um die Wette in weitem Bogen Bohnenstangen als Lanzen in das Heufuder. Der Mann zielte kaum, schien gar keine Kraft einzusetzen, aber ohne je abzurutschen, sauste sein Geschloß durch die Luft, um federnd sich in die Heuschwaden einzubohren. Das Mädchen warf hastig anspringend, weit ausholend und doch meist fehlend, was sie jedesmal mit hellem Lachen feststellte. Ihr Lachen war laut, ihre Bewegungen von einer wilden Anmut. Eine helle Bluse hing um ihre schlanken Schultern, am Ärmel bemerkte der Lehrer mißbilligend einen Riß. Aber ihr Profil war scharf und rein geschnitten wie eine Gemme, und die blitzenden blauen Augen und das krause, silberig flimmernde Haar, das ihren Kopf umflatterte, gaben ihr etwas Stolz, Freies. Sie glich keinem Mädchen, das Heinz Osterwald je gesehen hatte, und sie gefiel und mißfiel ihm zugleich.

Als die Schar sich näherte, wandte sie den Kopf. „Wahrhaftig, da sind unsere Jungen schon! — Also, gute Nacht, Herr Macclean.“

Sie stieß die Haustür auf.

„Tante Hanne! Tante Hanne!“

Eine alte Frau mit grauem Struwelkopf erschien im Türrahmen. „Ach, du mein!“

„Ja, was ist denn? Das Essen steht doch bereit! —

Guten Abend, alle mitkommen. Nur immer herein! Und gleich zu Tisch! Aber vielleicht will der Herr Lehrer erst die Schlafstuben sehen?“

Eine weite, mit Steinen gepflasterte Halle tat sich auf, dämmerig und feucht. Zu beiden Seiten Wirtsstuben, um deren Tische und Bänke die Fliegen summten. Die Treppe war breit und ausgetreten. Am Geländer fehlten Sprossen. Von den Wänden rieselte der Ralk. Oben wieder ein weiter Flur mit vielen Türen. Die Betten in den Stuben waren sauber überzogen, aber Stühle und Tische schadhaft. Heinz hob die Laten von einigen Betten und fand darunter das blanke Stroh.

„Schadet nichts,“ versicherte das Mädchen lachend. „Passen Sie nur auf, wie prachtvoll Ihre Zungen darin schlafen werden.“

Durch die weit offen stehenden Fenster schien in roter Glut die Abendsonne, und der feine Duft der Föhren drang würzig herein.

„Wenigstens werden wir gute Luft haben,“ meinte Osterwald.

Aber auch das Abendbrot war gut — Schinken, Landwurst, kräftiges Schwarzbrot.

Als er seine Schar über den dämmerigen Flur zurückführte, trat aus einer der leeren Gaststuben ein kraftvoll gebauter Mann mit einem Gesicht so brüchig und zerfallen wie sein Haus. Mit gebogenem Arm und steifer Würde bot er Osterwald die Hand.

„Ich heiße Sie w—willkommen, Herr L—Lehrer. Lassen Sie es mich aussprechen, es ist mir eine große Ehre, daß der Staat meinem Gasthaus seine Jugend, seine künftigen Bürger, auf einige Zeit anvertraut. Eine E—Ehre, ja — und ein B—Zeichen zugleich — haha — daß man mich da oben doch nicht ganz v—vergessen hat — ja.“

„Der Staat braucht viele Stätten für seine Ferienkinder, Herr Braun.“

Der Wirt vom Waldheim fuhr unbeirrt fort: „Sie wundern sich — ja, s—selbstverständlich wundern Sie sich, daß Sie m—mich hier treffen, einen Mann von meinen Fähigkeiten, meiner B—Bildung, hier! — Ach, mein lieber Herr, man hat nicht recht an mir gehandelt, ich muß es aus—ausprechen, die oben nicht, mein Bruder nicht, der mich lebendig in dieser Wüste begräbt. Denn ich bin jemand in der Welt gewesen. Eine glänzende Zukunft lag vor mir. W—wenn ich Ihnen die Intrigen erzählen wollte, die mich —“

Er brach ab, sah sich scheu um.

„Was willst du denn, Lisbeth?“

Die Haustochter war herangetreten, hatte herrisch seinen Arm ergriffen. „Du sollst schlafen gehen, Vater.“

„Willst d—du mich hindern, meinen G—Gast zu begrüßen?“

„Du bist krank. — Ja, der Vater ist krank, Herr Osterwald.“

Sie blickte den Lehrer gebietend an. Die Jungen um ihn reckten schon verständnisvoll grinsend die Hälse. Und mit troziger Kraft zog sie den schwankenden und sich sträubenden Mann durch eine Tür und warf sie hinter sich ins Schloß.

Im Flur stand Tante Hanne, schüttelte den Kopf und seufzte. „Es ist ein Kreuz — ein wahres Kreuz!“

Heinz mußte an Börnholms Worte denken. Der Wirt vom Waldheim hatte jedenfalls seinen „Knacks“.

Sobald seine Pflegebefohlenen in ihren Betten lagen, ging er nach Neu-Pennsylvanien hinüber. Der volle Mond schien taghell. Schwarz standen die Wacholderbüsche auf der weiten Heidefläche, auf der verstreut die Häuschen der Ingenieure und Arbeiter

lagen, fast alle mit dunklen Fenstern. Nur von der Terrasse des roten Backsteinhauses Neu-Pennsylvanien strahlte helles Licht. Die Grillen zirpten, leise leuchteten die Dampfpumpen, die Tag und Nacht das Öl heraufzwarngen aus dem Erdschoß. Und den Horizont begrenzend, schnitten in den lichterfüllten Himmel die grotesken Umrisse der Bohrtürme, im ungewissen Mondlicht anzuschauen wie eine Herde kauernnder Urtiere, über denen als ihr heißer Atem die weiße Rauchfahne der Dampfpumpen wehte.

Osterwalds Phantasie, die unverbraucht und unbändig war wie die eines Knaben, sah Wunder ringsumher. Die Begebnisse des Tages klangen nach in seinem noch nicht durch Erfahrungen stumpf gewordenen Gemüt. Rätselhaft aufregend standen vor seinem inneren Auge die geschmeidige, silberhaarige Dirne mit ihrem lanzenwerfenden Gefährten und der würdevolle Truntenbold, ihr Vater.

Die Terrasse von Neu-Pennsylvanien verstärkte den Eindruck des Wandelns in einem Märchen. Ein kunstloser Bau war's, dessen Dach durch plumptes Gebälk getragen wurde, dessen Fußboden eitel Ziegelsteine waren. Rohe Holztische standen darauf. Die Gäste, über die eine einzige von der Decke herabhängende Petroleumlampe grelles Licht warf, schienen aus allen Rassen und Zonen zusammengewürfelt. Das helle Blond des Nordländers glänzte neben dem tiefen Schwarz und den braunen Funtelaugen spanischer und italienischer Stämme. Weitgereifte Leute waren's sämtlich, die von Konstantinopel, von Syrien, von Südamerika und Australien sprachen wie vom nächsten Dorf, eine unsehbafte Art, Schweifende durch die weite Welt. Keiner hatte mit dem Nachbarn anderes gemein als das heiße Ringen mit dem Leben, von dem die

meisten die Narben sichtbar trugen. Es band sie auch nichts aneinander als der Drang nach Gewinn, die Eier nach dem Gold, das hier flüchtig aus dem Boden quillen sollte. Die hatte sie in diesem Weltwinkel zusammengetrieben, die würde sie morgen wieder auseinanderreiben in alle vier Winde. Ein babylonisches Sprachgewirr — Schwedisch, Englisch, Polnisch, Italienisch schwirrte mit gebrochenem Deutsch durcheinander. Aus schwarzen und grauen Augen leuchtete dasselbe rücksichtslose Abenteuerertum. Nur wenige Stunden Bahnfahrt hatte Heinz zurückgelegt und stand nun mit einem Schlag außerhalb seiner Welt, mitten im Land der Märchen, des Unwahrscheinlichen, das seine Sehnsucht gewesen war seit seinen Knabentagen.

Börnholm sah sein Staunen, sein Interesse. „Ja,“ sagte er, „Sie finden eine Sammlung von Menschen wie diese nicht noch einmal im Deutschen Reich. Von denen, die an diesen Tischen sitzen, hat jeder seine Geschichte — manchmal schlimm. Charaktererle sind die meisten. Sehen Sie zum Beispiel den Burschen drüben, der jetzt aufsteht und bezahlt, den Blondem, Schlanten.“

Heinz erkannte den Lanzenwerfer.

„Ein riesig interessanter Kerl,“ fuhr Börnholm fort. „Mit seinen sechsundzwanzig Jahren hat er vier Erdteile gesehen und ist so ziemlich alles gewesen, was ein Mensch sein kann: Cowboy, Lokomotivführer, Trapper, Händler — auch Eisenbahnräuber wird behauptet. Augenblicklich ist er unser erster Bohrmeister. Aber er geht nächstens wieder über das Wasser zurück. Er erstrebt die Milliarde. Und er hat das Zeug dazu, die Findigkeit — und auch die soliden Ellbogen, die glückliche Strupellosigkeit. Passen Sie auf, der errafft sie — vorausgesetzt, daß man ihn nicht vorher aufhängt.“

Verwirrt, entzückt, ungläubig sperrte Heinz Augen und Ohren auf, lauschte rechts und links auf Erzählungen von Begebenheiten, so wild, wie seine wildeste Phantasie sie ihm nicht vorgemalt hatte, auf Urteile aus einer Weltanschauung heraus, die nie zuvor mit ihrer frechen Pietätlosigkeit sein wohlherzogenes Hirn erschreckt hatte.

In Märchenstimmung lehrte er spät am Abend heim. Konnte der Mond, der mit tollmachendem Geflimmer den hohen Himmel und die weite Heide hier erfüllte, mit unirdischer Glorie das weiße Haus vor der schwarzen Föhrenwand übergöß, wirklich derselbe Mond sein, der der braven Elli jetzt ins Kammerfenster schien, vielleicht gerade auf das Briefblatt, auf dem sie an ihn schrieb?

Er bemühte sich, an Elli zu denken. Ihr liches Bild war ihm etwas wie das Schlüsselwort, das dem in einem bösen Zaubergarten Verirrten die verrammelten Tore aufsprengt. Aber ihr Bild verschwamm, erlosch vor dem Bild des wilden blonden Mädchens mit seiner heißen Lebenskraft und Lebenswonne. Er fand das erlösende Wort nicht.

Plötzlich stand der Spuk seiner Seele in Fleisch und Blut neben ihm auf der stillen Heide vor dem Haus, das mit dunklen Fenstern schließ, weiß und schimmernd wie aus dem Mondenstrahl selbst zusammengeronnen.

Ihm war, als ob er durch Stille und Schweigen das Schicksal gewaltig schreiten höre — sein Schicksal.

„Die Haustür ist offen,“ sagte sie. „Sie brauchen keinen Schlüssel.“

Sein Blick schweifte zum Ziehbrunnen hinter dem zerfallenden Gartenzaun. „Ich bin durstig,“ sagte er.

„Und verstehen nicht am Brunnen zu schöpfen? — Kommen Sie!“

Sie schritt ihm voran durch die offene Gartenpforte. Auf verwilderten Beeten blühten hohe, weiße Lilien.

Aus dunklem Buschwerk reckten Hunderte von Jasminblüten die Kelche. Wie eine Wolke hing schwerer, süßer Duft über dem Garten. Und selbst wie eine fremdartige weiße Blume erschien ihm das weiße, schlante Mädchen mit dem silberig flimmernden Blondhaar.

Sie zog mit ruhigen Bewegungen die Kette herauf, schwang den Eimer auf den Brunnenrand, tauchte die Schöpfstelle in das im Mondstrahl wie flüssiges Silber schimmernde Wasser und reichte sie Heinz.

Während er sie an seine Lippen führte, mußte er denken, daß, wenn er künftig seiner Klasse von Eleasars Begegnung mit Rebetka am Brunnen zu erzählen hätte, er wohl leuchtendere Farben für seine Schilderung finden würde als bisher. Langsam trank er, mit kühlem Schauer, als sei das flimmernde Wasser ein Hexentrank, durch den er seine arme Seele verkaufte. Über den Rand des Gefäßes sah er starr auf das Mädchen. Seine Augen redeten dabei ohne Scheu und Zügel all das tolle süße Zeug, das, ihm selber unbekannt, unter der Schwelle seines Bewußtseins auf dem Grund seiner Seele blühte und wucherte.

Sie senkte den Blick und wandte sich.

Sogleich war er wieder an ihrer Seite. „Wie mögen Sie schutzlos und allein wandern in der Einsamkeit der Nacht?“

„Ich bin nicht schutzlos,“ antwortete sie ruhig und deutete auf einen kleinen dunklen Knopf in ihrem Gürtel.

Heinz erkannte den Griff einer Browningpistole. „Verstehen Sie denn mit der Waffe umzugehen? Und halten Sie eine so brutale Wehr für notwendig hier?“

Sie zuckte die Achseln. „Allerorten ist's gut, gerüstet zu sein. Ich bleib' auch nicht hier.“

Wie eine Nessel in einem Blumenstrauß berührte ihn dies Wort. „Sie wollen fort?! — Und Ihr Vater?“

— Könnten Sie es übers Herz bringen, Ihren unglücklichen Vater allein zu lassen?“

Sie warf trotzig den Kopf zurück in den Nacken. „Den Vater rettet kein Engel vom Himmel. Soll ich mein junges Leben in Stücke brechen für einen Verlorenen?! — Schlafen Sie gut, Herr Lehrer.“

Das Dunkel der Diele schlang sie ein.

Mühsam tastete Heinz Osterwald sich seinen Weg. Hohn hatte aus ihren letzten Worten geklungen. Freilich, sie war keine, die wie Elli Waranger sich bückte und Lasten anderer auflud zu ihren eigenen und darunter leuchte. Und recht hatte sie! An die Tafel des Lebens gehört, was ganz und lebendig ist — auf den Rehricht-haufen die Scherben!

Nur die angeerbten, anerzogenen Vorurteile, nur der törichte Drill aus seiner Kinderstube hatten ihn wie unter einem Peitschenhieb zusammenzuden lassen, als ihre helle Stimme diese selbstverständliche Moral eines modernen, kraftvollen Menschen in die Nachtluft schmetterte. An solch schrillen Klang muß sich gewöhnen, wer frei sein will. Und er wollte frei sein! Er wollte sie von sich abstreifen, die rostigen Ketten einer überlebten Sittlichkeitslehre, gegen die er sich heimlich empört hatte seit seinen Kindertagen.

Früh am Morgen führte er seine Jungen in den Föhrenwald. Der war voll Wunder für Lehrer wie Schüler. Weglos, ohne eine einzige Verbotstafel! Einen Kaninchenbau gab es darin, eine richtige Kaninchenstadt mit Röhren und Ausschachtungen — in den Haupteingang hätte ein Junge bequem hineinkriechen können. Und auf jedem Baum gab es zwei, drei Nester. Zu Anfang bestand Meinungsverschiedenheit ob Krähen- oder Eichhornnester. Aber bald lernten

sie sie unterscheiden. Denn die Eichhornnester waren oben geschlossen zum Schutz vor Regen und Kälte, die Krähenester nicht. Und auf der Heide blühte gerade das Wunderpflänzchen Sonnentau, das lebendige Insekten verzehrt. Da mußte manch winziges Mädchen sein Leben lassen. Fünfundzwanzig Köpfe beugten sich in heißer Wißbegier vor, wenn das kleine Opfer zappelnd von dem Honigseim der Blattfläche loszukommen strebte, während langsam und unerbittlich der stachelige Rand sich über ihm zusammenschloß und es einschlang.

Und die Riesenlibellen, die wie blaue Edelsteine durch die Luft flühten! Die wunderbaren Käfer! Die nie gesehenen Schmetterlinge!

Sobald das Mittagmahl gegessen war, stürmte die Schar wieder hinaus. Die Jungen hatten nun schon Zutrauen zu dem Lehrer gefaßt, der sich um die Wette mit ihnen freuen konnte. Ede Fischer wagte die Frage, ob er seinen Indianerschmuck mit in den Wald nehmen dürfe? Fröhlich stimmte Osterwald zu. Und sogleich teilten sie sich in zwei feindliche Stämme. Häuptling des einen war Osterwald selbst. Den anderen führte der lange Hannemann. Der hatte von allen das verwegenste Mundwerk.

Der eine Stamm steckte als Abzeichen Tannenzapfen an die Mütze, der andere Birkenreis. Erst leisteten sie Ertledliches an Hohn und Herausforderung. Dann wurde das Kriegsbeil ausgegraben. Schwerter und Lanzen brachen sie sich frisch von den Bäumen. Aus Bindfaden und Weidenzweigen wurde der Bogen gebaut. Ede Fischers neun Federn proksten, seine rote und blaue Farbe klebte auf allen Gesichtern. Das Schlachtfeld war die weite Heide mit ihren Wacholder- und Ginsterbüschen, ihren vereinzelt Birken und un-

vermuteten Gräben, und wundervolle Hinterhalte gewährte der dichte Föhrenwald.

Lange und heiß tobte der Kampf, mit List und Kühnheit geführt, bis endlich das „Brausende Wildwasser“, der lange Hannemann, überwunden, gefangen und an den Marterpfahl gebunden wurde. Der „Große Biber“, Heinz Osterwald, ordnete an, daß jeder vom siegreichen Stamm der „Tannenzapfen“ den gefesselten Feind mit einem Föhrenzweig an der Nase kitzle.

Während der junge Häuptling diese grausame Tortur mit stoischem Mute, freche Herausforderungen ausstoßend, erduldet, hob Osterwald die Augen und sah auf dem höher gelegenen Weg, von der roten Glut der tiefstehenden Sonne angestrahlt, Lisbeth Braun stehen. Ein weißes Tuch war lose um ihr leuchtendes Haar geschlungen. Auf der Schulter trug sie eine Hade. Ihre Augen blitzten, ihre Lippen lachten.

„Jetzt, da möcht' ich gleich mittun, Herr Osterwald!“

Heinz Osterwald riß seine föhrenzweiggeschmückte Mütze von dem mit schönen Tätowierungen geschmückten Kopf. „So kommen Sie doch morgen mit uns, Fräulein Braun!“

Sie wies auf ihre Hade. „Ich tät's gern. Aber ich hab' gar zu viel zu schaffen. Hilfe bekommt man hier nicht. Es läuft alles aufs Werk. Und wir müssen doch Korn und Kartoffeln haben auf den Winter für uns und unsere Schweine und Hühner.“

Sie nickte und ging weiter. Heinz gebot auch Feierabend.

Sie brauchten viele Zeit und viele Seife, um sich aus blutdürstigen Indianern in gesittete Deutsche zurückzuverwandeln.

Im Vorübergehen warf Heinz einen Blick in die Gaststuben. Da saß als sein einziger Gast Herr Braun

würdevoll vor einer vollen Flasche. Der sorgte sich nicht darum, wie er zu Korn und Kartoffeln für den Winter kam.

Als die Knaben am nächsten Morgen wieder mit dem Indianerspielen beginnen wollten, sagte Heinz: „Nein, heute helfen wir Fräulein Braun auf dem Felde.“

Die halbwüchsige Hausmagd wurde in ganz Olhausen herumgejagt nach Schaufeln, Hacken und Harten. Erstaunt sah Lisbeth die Schar Heinzelmännchen zur Hilfe heranrücken. Sie hatte zu tun, jedem seine Arbeit zuzuweisen. Den frischen Jungen gefiel's fast so gut wie das Indianerspielen. Sie schafften wie im Tagelohn. Der junge Lehrer aber vergaß immer wieder seine Hände zu regen, verloren im Anschauen des Mädchens, dessen geschmeidige Glieder nicht Ermüdung noch Schlappheit kannten. Wie ein Springquell erschien sie ihm, mit rastloser Kraft emporstrebend, immer empor, und ringsum in lustigem Tanz den Tropfenfall ihrer Anmut, Tapferkeit und guten Laune um sich sprühend.

Als er am Abend heimkam, fand er einen Brief von Elli vor, zarte, liebe Worte. Ein gelbbraunes Stiefmütterchen lag zwischen dem Briefblatt. Sein dunkler Samt erinnerte Heinz an den Samt ihrer Augen, und er fühlte ein tiefes Weh im Herzen, ein Gefühl, als treibe er auf weitem Meer einer neuen Welt entgegen und die auf immer verlorene Heimat sende ihm den letzten Gruß.

Um innerlich ruhig zu werden, wollte er auf eine Stunde nach Neu-Pennsylvanien gehen. Vor der Haustür traf er Lisbeth.

„Ich hab' Ihnen schon gedankt für Ihre Hilfe mit den Jungen,“ sagte sie in ihrer freien, offenen Weise. „Ich möcht' Ihnen aber nochmals danken. Ehrlich gesagt, ich hab's Ihnen nicht zugetraut, daß Sie durch-

halten würden. Die Landarbeit ist Ihnen ja ganz ungewohnt. Aber Sie haben nicht locker gelassen. Ich seh', daß Verlaß auf Sie ist. Das freut mich.“

Er wurde rot vor Glück über ihr Lob, und er setzte sich neben sie auf die Bank. Der Mondschein lag wieder wie ein weißes Tuch auf der Heide. Aus fernem Lämpel klangen die Glockentuse der Unten. Da begann er zu reden, es war wie ein Zwang. Gerade weil er sich abtreiben fühlte von denen, die zu ihm gehörten, den Duldbenden, Gebundenen, Mühseligen, zu den anderen, den freien Tatmenschen, zu denen bewundernde Sehnsucht ihn seit seiner Kindheit riß, bewegte das Andenken an jene seine Seele, mußte er von ihnen sprechen. Von den engen Verhältnissen in seinem Vaterhause erzählte er, von der Pflichttreue seines Vaters in Dienst und Leben, seiner Sparsamkeit, seiner Fürsorge für die Seinen, von seiner Mutter stillem, unscheinbarem und unendlich segensreichem Walten im Haus und in der Kinderstube. Klein, selbstverständlich waren alle diese Dinge ihm bisher erschienen. Da er sie auszumalen begann, entdeckte er plötzlich die Größe, die in ihrer Kleinheit steckte. Es drängte ihn, diese Größe hervorzuheben vor der Andersgearteten, sie zu beleben durch eine Fülle lebenswürdiger und rührender Züge. Er sprach auch von Elli. Ihr Preis zwang sich ihm auf die Lippen. Als von einer Jugendgespielin sprach er von ihr, schilderte ihr Leben der Aufopferung und Entfagung.

Mitten im Satz brach er in einer peinlichen Empfindung ab. Ihm gegenüber auf der flachen Heide, im flimmernden Mondlicht stand ein schwarzer Schatten regungslos wie einer der Wacholdersträucher.

„Wer ist das?“

„Einer, der einen Abendspaziergang macht,“ ant-

wortete sie ungeduldig. „Erzählen Sie weiter! Es klingt wie ein Märchen.“

„Ein Märchen?“

„Ja. Andrew Macclean, der mich manchmal besucht, hat mir Wunderbares erzählt von fremden Ländern drüben überm Wasser, von Abenteuern, wunderbaren Menschen. Was Sie mir erzählen, ist aber viel wunderbarer.“

„Ich bitte Sie, Fräulein Braun, in solchen Verhältnissen, unter solchen Menschen wächst die Mehrzahl der Bürger in unserem Vaterland auf — Gott sei Dank!“

„Nein,“ sagte sie, „das kenn’ ich nicht. Und das glaub’ ich auch nicht. Hier nimmt jeder seinem Nächsten, was er bekommen kann. Ein Glück, eine Bequemlichkeit, eine Hoffnung aufgeben für einen anderen? — Niemals! Mein Vater hat mir nicht einen vergnügten Abend geopfert. Er schickte mich auf eine höhere Töchterschule, hielt mir auch ein feines Fräulein zur Erziehung. Die sorgte für sich und nicht für mich, gerade wie er selbst. Dann kam der große Krach. Vater verlor seine Stellung, und Onkel Friß setzte uns hierher — auch nicht aus Bruderliebe. Er wußte gut, daß Vater zum Wirt nicht taugt. Aber er wollte den entgleisten Bruder nicht neben sich haben in der Welt, in der er mit seinen Söhnen und Töchtern prunkt. Drum hat er uns hier in der Öde vergraben.“

Sie brach mit einer kurzen Handbewegung ab, als reue sie die halbe Klage.

„Er hat ganz recht getan,“ schloß sie trozig. „Was aus eigener Kraft nicht stehen kann, das soll man nur gleich zusammenstoßen.“

Von der mondbeschienenen Heide war der Schatten verschwunden. Nur die Wachholder starrten regungslos

und schwarz. Auf der Terrasse von Neu-Pennsylvanien erlosch das Licht.

Lisbeth stand auf. „Nein, ich hab's nicht geahnt, daß es solche Menschen gibt wie Ihre Eltern, wie Ihre Freundin. Ich begreife sie auch nicht. Aber wie Sie's sagen, klingt's schön. Märchen sind immer schön. Sie müssen mir wieder davon erzählen.“

Am nächsten Tag zeigte Osterwald seinen Schülern das Werk. Ingenieur Börnholm hatte ihm die Erlaubnis zur Besichtigung verschafft. Als Führer empfing ihn Andrew Macclean, der Lanzenwerfer, der junge Bohrmeister, von dem Börnholm erzählt hatte. Osterwald beobachtete ihn neugierig. Eine mittelgroße, sehnige Gestalt, ein ruhiges, fast unbewegliches Gesicht mit scharfen grauen Augen, ein Benehmen von der runden Glätte, die vom Sturzbach zu Tal gerollte Steine und weit in der Welt herumgewürfelte Menschen miteinander gemein haben. Ein wenig Überhebung lag in seiner kühlen Sicherheit. Er gab seine Erklärungen in einer Weise, als wollte er sagen: „Was geht denn euch das alles an?“

In Wirklichkeit interessierten sich die Knaben auch weder für die Röhren, die, immer enger werdend, eine durch die andere hindurch tief in den Erdgrund getrieben wurden, noch für den regelmäßigen Fall des schweren Bohrers, der mittels einer sinnreichen Vorrichtung die ausgeschachtete Erde gleich selbst mit aus der Tiefe heraufbrachte. Sie schnüffelten das Petroleum an, das in dickem Strahl aus den Pumpenröhren sprudelte, stellten fest, daß es barbarisch stänke, und waren enttäuscht, daß die Flaschenzüge in den Spitzen der Bohrtürme keine Glocken waren und nicht läuten konnten.

Osterwald aber beschäftigte mehr als alle technischen

Wunder die Frage, ob wohl Andrew Macclean gestern der Schatten auf der mondbeschienenen Heide gewesen sei, und wieviel seine Person etwa der jungen Wirtstochter gelten möge? Und diese Erwägungen benahmen ihn so sehr, daß er in der Reparaturwerkstätte einem tausenden Treibriemen bedenklich nahe kam. Ein Arbeiter riß ihn rechtzeitig zurück. In der Verblüffung über die hant an ihm vorübergegangene Todesgefahr streifte er mit seinem Blick zufällig das Gesicht seines Führers, und er erschrak. Wahrlich, das war Haß, bis zur Mordgier schadenfroher Haß, was jäh in den kühlen grauen Augen aufblitzte.

Warum haßte ihn der Mann? Er wagte nicht die Antwort auf diese Frage zu finden. In seinem Gemüt, das im Gleichgewicht gewesen war, solange er denken konnte, fühlte er plötzlich alle Schwerpunkte verrückt, alle Stützen wanken.

Am Abend ging er nach Neu-Pennsylvanien. Er sprach mit den Ingenieuren über den Eindruck, den die Bohrwerke auf ihn gemacht hatten. Am Nebentisch saßen wie gewöhnlich die Werkführer, die Bohrmeister, die Magazinverwalter. Die Unterhaltung summtete laut.

Auf einmal wurde es ganz still. Andrew Macclean redete allein.

„Ja, das ist so. Das beste Gesetz für das Eigentum eines Burschen ist das in den Rocky Mountains. Ich hab' da mal einen Winter als Trapper gehaußt. Gerichte gab's nicht, keine Konstabler, keine Gefängnisse. Wenn einer einem ein Pferd stahl, wurde er gehenkt. Wenn er ein Schwein stahl, wurde er gehenkt. Stahl er ein Taschenmesser, wurde er auch gehenkt. Und nahm er einem sein Mädchen oder gab ihm beim Whisky zu verstehen, daß er ihn nicht für einen Gentleman halte, dann war der Prozeß noch kürzer. Es ist

wirklich der feinste Ort für Gerechtigkeit und Höflichkeit, den ich kennen gelernt habe.“

„Der Tausend, Macclean,“ neckte der behäbige Magazinverwalter in das bewundernde Schweigen hinein, „wie viele haben Sie denn in dem gesegneten Winter aufgeknüpft?“

„Es hat nie jemand gewagt, mir etwas wegzunehmen,“ antwortete Macclean.

Er sah, während er redete, nicht mit einem einzigen Blick nach dem Tisch der Ingenieure hinüber, dennoch hatte Heinz Osterwald das unbehagliche Gefühl, als seien die sonderbaren Worte für ihn, von allen auf der Terrasse allein für ihn gesprochen worden. Rein Zweifel, dieser Mensch, mit dem er kaum fünf Sätze gesprochen hatte, haßte ihn. Und wenn er sich genau prüfte, so fühlte er: er haßte ihn auch. Er hatte im Seminar Unstimmigkeiten zwischen seinen Mitstrehenden kennen gelernt, Eifersüchteleien, kleine Intrigen — den Haß, den wirklichen ehrlichen Haß nimmer zuvor. Und da war der Haß, der tiefe Schatten. Es mußte auch irgendwo das Licht da sein, das diesen Schatten warf. Die tiefsten Schatten wirft das hellste Licht — die Liebe.

Nein, das war Überspannung, Fieberwahn! Seine Liebe gehörte Elli Waranger. Drei Tage konnten nicht sein ganzes Wesen umkehren, konnten nicht eine Empfindung auslöschen, die mit ihm groß geworden war.

Er vermochte sich doch nicht zu überwinden, an diesem Abend noch an seine Braut zu schreiben. Sie war einen in besserer Sammlung geschriebenen Brief wert, sagte er sich. —

Am nächsten Tag redete er mit Fräulein Braun.

„Wissen Sie, der junge Mann, der am Tag unserer Ankunft mit Ihnen um die Wette Lanzten ins Heu

warf, und der mir und meinen Jungen gestern die Bohrwerke gezeigt hat, Andrew Macclean —“

„Was ist's mit ihm?“

„Sie dürfen ihm nicht alles glauben, was er Ihnen erzählt. Er schneidet gewaltig auf.“

Heinz wiederholte lachend Maccleans Reden vom Abend vorher.

Lisbeth lachte nicht. „Hat er das gesagt?“

„Ja, Wort für Wort. Es war natürlich eine Prah-
lerei.“

Sie sah ins Leere. „Es ist nicht gut, daß Herr Mac-
clean das gesagt hat.“

„Nehmen Sie solche Reden ernst?“

„Nein. Natürlich nicht. Nur — Herr Osterwald,
ich wollt' Ihnen das schon sagen: Sehen Sie nicht
durch die Föhren, wenn Sie abends nach Hause kommen.
Sehen Sie lieber die Landstraße.“

„Wegen dieses Macclean doch nicht?“

„Weil's vernünftiger ist. Es laufen Leute aus aller
Herren Ländern hier zusammen, kommen heut, reisen
morgen. Sehen Sie nicht nach Dunkelwerden durch
den Wald! Versprechen Sie mir's!“

Es war Angst in ihren Augen, ihrer Stimme.

Da versprach er's, von warmem Wohlgefühl durch-
rieselt, weil sie sich um ihn sorgte.

Lisbeth blieb den Tag über gedankenvoll. Als die
Sonne tief am Himmel hing, stand sie harrend in einem
Ausläufer, den der Föhrenwald zur Landstraße hin-
streckte. Die letzten Arbeiter kamen von den Bohr-
werken, die wenigen Ansässigen von ihren Feldern, das
Ackergerät auf den Schultern, lange Schatten vor sich
in den Staub der Straße werfend, während sie dem
Dorf zutrotteten, dessen paar Häuschen auf dem flachen
Boden regellos standen wie eine Handvoll Würfel, von

einer Riesenfaust auf eine Trommelscheibe geschleudert. Dann wurde die Straße einsam. Der Tau begann zu sinken. Aus den Schornsteinen der Häuschen stieg der Rauch. Endlich schritt noch ein einzelner Mann langsam die Straße von den Werken her. Lisbeth trat aus dem dichten Föhrenbusch.

„Andrew Macclean! Auf ein Wort!“

Er blieb stehen. „Oh,“ sagte er, „haben Sie heute abend wirklich einmal wieder Zeit für mich?“

„Was sollen die Reden bedeuten, die Sie gestern in Neu-Pennsylvanien geführt haben?“

„Hat der deutsche Schulmeister sie Ihnen wieder erzählt? — Das sieht ihm gleich, dem bebrillten Affenpinscher!“

„Was hat er Ihnen getan?“

„Es ist wundervoll, daß Sie das fragen, Miß Lisbeth. So viel sollten Sie mich doch kennen, daß ich keinen Narren aus mir machen lasse — auch von Ihnen nicht.“

„Was wollen Sie damit sagen? Wenn in unser leeres Wirtshaus endlich einmal ein Gast eintehrt, und ich —“

Er blieb stehen, sah sie an, und vor seinem Blick verstummte sie.

„Wollen Sie mir jetzt eine Lüge sagen? Wollen Sie? — Ein Gast! — Wenn hundert Gäste in Ihr Haus kämen, mich würd's nicht kümmern. Der Hanswurst wagt es aber, Ihnen Liebe vorzuwünseln. Das ist's, was ich nicht leiden werde.“

„Herr Osterwald hat nie von Liebe zu mir gesprochen. Aber wenn er's täte — was für ein Recht hätten Sie, es ihm zu wehren?“

„Ich hätte kein Recht?“

„Nein! Und wenn ich ihn lieb hätte — ich sag'

nicht, daß es so ist —, aber wenn ich ihn wirklich lieb hätte, Sie müßten's auch leiden. Ich bin frei. Ich kann mich schenken, wem ich will. Ich hab' Ihnen kein Versprechen gegeben!“

„Ich pfeif' auf Versprechen. Wenn ich nicht die Liebe, das Herz hab', so mag alle Versprechen der Teufel holen. Aber — Sie wissen wohl gar nicht mehr, weshalb ich zu Ihnen gekommen bin an jedem Frühlingsabend? Sie haben es aus Ihrem Verstand gestrichen, was ich Ihnen gesagt habe von drüben? Wie ich Geld machen und ein angesehener Mann werden will und Sie einführen in meine Welt dort? Sie haben alle die Pläne vergessen, die wir miteinander ausgeheckt haben, Sie und ich, daß Sie fortverlangten aus den Verhältnissen hier, und daß ich Ihnen einen Weg brechen wollte ins Leben und meine Hände unter Ihre Füße breiten? Deshalb, Lisbeth, weil Sie zu mir gehören, weil Sie von meiner eigenen Art sind, weil Sie wie ich den harten Willen haben und den Mut, um aufzusteigen vom Grund, weil Sie frei sind von den kleinen Bedenklichkeiten und Sentimentalitäten, die Frauen gemeiniglich festbinden an den Fleck und die Stellung, in die ihre Geburt sie geworfen hat. Wir haben all das besprochen, oft und oft. Sie waren ganz in Harmonie mit meinen Absichten. Ist es möglich, daß all dies ein heuchlerischer Windmacher in drei Tagen wegbläuft?“

„Sie sollen ihn nicht schelten! Herr Osterwald ist ein ehrlicher Mensch!“

„Weil er sich selbst betrügt, indem er Sie betrügt!“

„Er hat mir von seiner Heimat erzählt, seiner Kindheit, Andrew. Es war rührend. Wie seine Mutter in der Not ihren Sonntagsstaat zerschnitten hat zu Röckchen für ihn und seine Schwester und bitterlich

weinte, weil bei den wilden Rangen die Mädchen doch nur ein paar Tage hielten. Und sein Vater hat geschrieben die langen Nächte hindurch und sich kein Vergnügen gegönnt. Zuschanden haben sie sich gequält für ihre Kinder, er in frühen Tod, sie in unheilbares Siechtum. Und sie haben kein Aufhebens davon gemacht. Und von einer Gespielin hat er mir erzählt. Die gab ihre Selbständigkeit und jede Zukunftshoffnung freiwillig auf, um einen Bruder zu pflegen, der von Anfang an verloren war. Lachen Sie nicht, Andrew! Ich hab' keine Mutter gekannt, und mein Vater — ist schlimmer als kein Vater. Ich hab' keine Geschwister, keine Freunde. Was er mir sagte, war anders als alles, was ich je gehört habe, und es hat mich gepackt — ja, noch mehr gepackt als die Wunderdinge, die Sie mir von Indien und Japan erzählt haben.“

„Sagen Sie's lieber offen: Sie sind verliebt in den Affen!“

„Ich hab' Heimweh nach dem, was er schildert, Sehnsucht! Wie man Sehnsucht nach dem Himmel hat. Können Sie das nicht verstehen? Gewiß, es ist schön, Geld zu machen, hinaufzukommen, einzig nach seinem Willen zu fragen. Aber vielleicht ist's noch schöner, seinen Willen zerbrechen für Menschen, die man liebt, sich klein machen, damit andere groß werden. Es steht in der Bibel, es wird von allen Kanzeln gepredigt. Könnte es nicht Wahrheit sein, daß selig ist, wer sich selbst zunichte macht für einen, den er lieb hat?“

„Für Sie, Lisbeth Braun, ist's jedenfalls nicht Wahrheit! Leiden für einen anderen, sich opfern, zunichte machen? — Sie? — Unsinn! Aber ich sehe, was Sie zu dem öligen Patron zieht und den Moralbonzen zu Ihnen, einem Mädchen, vor dem seinesgleichen von Rechts wegen Furcht haben müßte. Es ist zu dumm.

Rein Vogel hat den Trieb, auf dem Meeresgrund herumzuschwimmen, keinen Fisch gelüstet es, in den Wolken umherzufliegen. Bloß die Menschen sind so närrisch, daß sie immer nach dem verlangen, was ihrem Talent, ihrer Art nicht liegt, nach dem ganz anderen, dem Pol ihres Wesens. Es ist eine Krankheit. Aber Ihnen brenne ich sie aus. Sie sind mir mehr wert, Lisbeth, als zehn deutsche Schulmeister. Und ehe ich zugebe, daß der Schaumschläger mit seinem blauen Dunst Ihren klaren Sinn umnebelt, Sie ins Unglück reißt —“

„Andrew! Sie werden nichts unternehmen gegen den armen Menschen!“

„Ehe ich das zugebe, blas' ich ihn aus wie ein Licht. Richten Sie sich danach!“

Bebend vor Erbitterung sahen sie einander an, vier helle, scharfe Augen, funkelnd in einer Leidenschaft, die zu mächtig war für Worte.

„Wie dürfen Sie solch eine Nichtswürdigkeit nur denken!“ stieß das Mädchen endlich hervor.

„Wenn ich meiner Tage danach gefragt hätte, was ich dürfte, so ständ' ich nicht lebendig vor Ihnen. Ich bin nicht unter einer Glasglocke aufgewachsen. Ich oder du heißt's im Leben, Lisbeth Braun. Davon weiß Ihre Holzpuppe freilich nichts, die dort, wo unsern ein Herz mit rotem Blut sich abzappelt, einen Phonographen sitzen hat, der Moralsprüche herunterleiert.“

„Osterwald ist zehnmal besser als Sie! Sie werden ihm kein Haar krümmen!“

„Nein. Ich zerquetsch' ihn gleich ganz wie 'ne Stechmücke.“

„Zwischen uns beiden ist's jedenfalls aus, Macclean! Ich hasse Sie!“

„All right. Ich bringe Sie schon wieder zur Vernunft.“

Als Heinz Osterwald an diesem Abend seine Knaben zur Ruhe gebracht hatte und sich in einer sehnsüchtigen Ungeduld, über deren Gewalt er selbst verwundert war, nach der blonden Wirtstochter umsah, erblickte er auf der Landstraße, die vom Föhrenwald zu den Bohrtürmen führte, einen Mann und ein Mädchen in eifrigem Gespräch. Das Mädchen war zweifellos Lisbeth Braun. So frei wie die schritt keine sonst. Keine außer ihr hatte diese raschen, befehlenden Bewegungen. Sie gingen mit ungleichen Schritten, blieben stehen, lehrten sich zueinander, hoben die Hände in leidenschaftlicher Erregung.

Heinz fühlte sich verletzt, zurückgesetzt, hintergangen. Als das Mädchen dem Mann den Rücken wandte und mit weiten Schritten auf das Gasthaus zukam, redete er sich ein, daß er an diesem Abend notwendig an Elli schreiben müsse, und zog sich auf seine Kammer zurück. Er schrieb ohne aufzusehen, wollte das Schließen der Haustür nicht hören, nicht den herrischen Schritt, der die Treppe heraufkam. Als er das Geschriebene durchlas, fand er, daß er fast nur von der Tochter seines Wirts erzählt hatte.

Ärgerlich wollte er den Brief zerreißen. Aber die Uhr schlug elf, und er fühlte, daß es ihm unmöglich sein würde, heute noch ein neues Schreiben zusammenzubringen. „Besser,“ dachte er schließlich, „ein unpassender Brief als gar keiner.“

So schickte er ihn ab.

In einem Gefühl des Getränktheits mied er Lisbeth, und es verstimmte ihn, daß sie ihn nicht suchte. Die Gegend schien ihm öde, der Wald leer, sein geliebtes

Indianerspiel mit den Jungen ohne Reiz, seit er vergebens nach den wehenden blonden Haaren, nach der geschmeidigen Gestalt ausschaute. Wiederum hielt er strenge Einkehr in sein Gemüt. Denn ein Mann, der sich der hohen Aufgabe unterzogen hat, der Jugend Lehrer und Vorbild zu sein, muß sorgfältig darauf achten, seine Empfindungen mit Namen zu nennen, sie unter die Bezeichnungen zu ordnen, die die deutsche Sprache dafür zur Verfügung stellt. Er selbst hatte keine eigenen Erfahrungen, aber er war vollgepfropft mit den Erfahrungen und der Weisheit anderer. Und er kam zu dem Schluß, daß das Ding, das ihm alle Speisen geschmacklos machte, Sonne und Mond ihren Glanz nahm und sein Gemüt mit einer ihm ungewohnten Reizbarkeit behaftete, am passendsten unter die Rubrik „Eifersucht“ einzureihen sein würde.

Liebte er denn Lisbeth Braun? Schonungslos beantwortete er sich die Frage. Ja — er liebte sie, wie man den Sturmwind liebt, den Wasserfall, all die Wunder der Natur, die eigenwillig unserer Gesetze spotten. Gerade die Unberechenbarkeit ihres Wesens, ihre Rücksichtslosigkeit, ihr nicht von Reue noch Pflichtgefühl krank gemachter Lebensmut berauschten ihn, der zeitlebens in frommer Ehrfurcht sich bemüht hatte, jedes Gesetz bis auf den Buchstaben treu zu erfüllen.

Bornig sagte er sich, daß sein Gefühl übel sei, ein Unrecht für einen, der, wenn auch nicht öffentlich, doch insgeheim seine Treue längst verpfändet hatte. Überdies — ziemte es sich wohl für Heinz Osterwald, einem Mädchen nachzulaufen, das ein Stelldichein mit einem anderen Mann auf offener Straße hatte, und statt sich deswegen vor ihm zu entschuldigen, noch gar ihn trotzig mied?

Sobald er seine Jungen zur Ruhe gebracht hatte,

ging er nach Neu-Pennsylvanien hinüber. Er gähnte dort viel, sah oft nach der Uhr, redete sich aber ein, daß er sich vorzüglich unterhalte. Spät erst wanderte er die breite Landstraße durch die Heide zurück.

Auch am folgenden Tag blieb Lisbeth ihm fern. Raum, daß er von weitem ihre Gestalt über den Hof gleiten sah. Er hatte einen Brief von Elli erwartet, die eine pünktliche Schreiberin war. Auch der kam nicht.

Und wieder saß er am Abend als unfroher Becher in der kleinen Kneipe des Werks.

Als er heimkam, sah er durch die Föhren einen Schatten vor ihm ins Haus gleiten — Lisbeth.

Hatte die hier auf ihn gewartet? — Sie mochte warten.

Am nächsten Morgen kam Ellis Antwort.

„Lieber Heinz!

Ich habe Zeit gebraucht, Deinen letzten Brief zu überdenken und zu verstehen. Vielleicht mißversteh' ich ihn trotzdem. Aber das wäre ein so großes Glück, daß ich es nicht zu hoffen wage. Das Leben hat mich nicht an Wunder gewöhnt. Du weißt, ich habe allzeit Deine Liebe als ein unverdientes Himmels Geschenk betrachtet, als ein Gut, so groß, wie es mir müde und still gewordenem Mädchen eigentlich gar nicht mehr zukommt. Darum habe ich jede Stunde mit Dir genossen, wie man einen schönen Herbsttag genießt, jaghaft und selig, aber ohne Hoffnung, daß ein Sommer ihm folgen könne. Wenn nun eintrifft, was ich immer gefürchtet habe, wenn eine Jüngere, Lebensfrischere Dein Herz, Deine Liebe gewonnen hat, ich — bei Gott, Heinz! — ich will kein Hindernis auf Deinem Weg zum Glück sein. Ich habe Dich so lieb, daß ich zurücktreten kann ohne Bitterkeit. Nur glücklich sollst Du werden, wirk-

lich glücklich! — — Wenn dies fremde Mädchen, das Dir so sehr gefällt, Dir geben kann, was Du bei mir vermissst, möge Gott sie und Dich segnen. Nur das eine bitte ich Dich: Prüfe sorgfältig! Wirf Dich nicht weg! Dessen sei gewiß, wie Du auch entscheiden magst, solange sie lebt, wird für Dein Glück beten

Deine Elli Waranger.“

Er zerknüllte den Brief in der Hand vor Zorn, vor Scham. Es verdroß ihn, daß Elli sofort verstand, was er selbst sich kaum einzugesstehen wagte, es tränkte ihn, daß sie willig ein Band durchschnitt, an das er nicht zu rühren wagte. Alle Dinge tränkten und verdrossen ihn an diesem Morgen. Er verachtete sich selbst. Die Bewegung kam zu ihm, das Schicksal, das lebendige Leben, das er ersehnt hatte — endlich kam es — und fand ihn nicht als den Charakter aus Granit und Bronze, als den er sich in phantastischen Träumen gern sah.

Am Abend ging er wieder nach Neu-Pennsylvanien. Aber er war nun völlig zermürbt von dem Hin und Her seiner Empfindungen, in das nervenzerrüttend immer wieder der Alltag brach, die Sorge für das leibliche und geistige Wohl, die hundertfältigen Fragen und Wünsche von fünfundzwanzig jungen, lebhaften Menschenkindern. Früher als sonst ging er heim und hatte nur die eine Sehnsucht, den Kopf in die Rissen zu drücken, auf ein paar Stunden in traumlosem Schlaf sich, und was ihn verwirrte und ängstigte, zu vergessen.

Der Weg über die Landstraße dünkte seiner Ungeduld zu lang. Er bog in den Richtpfad durch den Föhrenwald.

Er bereute es sogleich. Die Finsternis war fast undurchdringlich, das Gehen auf dem mit Baumwurzeln überwucherten Pfad beschwerlich. Und da war ein Knistern an seiner Seite, in seinem Rücken wie schlei-

hende Schritte. Er blieb stehen. Die Schritte standen auch. Er hielt den Atem an. Kein Laut. Er ging weiter. Da! Ein dürrer Zweig knackte hinter ihm. Was begleitete ihn denn? Ein Tier? Ein Mensch?

Er ging rascher. Mitten im Wald war eine kleine, kreisrunde Abholzung. Das Licht des Mondes fiel blendend darauf. Wie auf ein Leuchtfeuer steuerte Heinz auf diesen Lichtfleck zu durch die schwarze Finsternis des Waldes, flüchtend vor dem leisen Schleichen hinter ihm. Fast laufend warf er sich in das Mondlicht.

Da trat aus der schwarzen Föhrenwand vor ihm ein Mann. Der Mond schien ihm ins Gesicht — Andrew Macclean!

Alle Schauergeschichten aus seinen Kinderbüchern fielen dem jungen Lehrer ein, alle schienen wirklich zu werden. Nacht — der schwarze, verschwiegene Urwald — der Todfeind vor ihm — und er waffenlos! Er fühlte seine Stirn feucht werden und eine wunderliche Unsicherheit in den Knien. Nie bis zu diesem Augenblick hatte er gewußt, wie lieb ihm sein Leben war.

Er gab sich gewaltsam Haltung, drückte die Brust heraus, versuchte gelassen vorüberzuschreiten. Aber Andrew Macclean sperrte wie ein Felsblock ihm den Weg. Stumm hob er die Hand.

Heinz begann es vor den Augen zu flimmern.

Da — ein Aufschrei, ein Blick, ein Knall. Maccleans erhobener Arm sank schlaff herab.

Im grellen Mondschein der kleinen Lichtung stand Lisbeth Braun, die abgeschossene Pistole in der Hand, Entsetzen im Blick.

„Hat er Ihnen ein Leid getan? Sind Sie verwundet?“

Von der Stelle, wo Andrew Macclean stand, kam

ein leises Auflachen, dann war sie leer. Aber die weißen Ringelblumen und der Grasbusch, neben denen er gestanden hatte, trugen blutigen Tau. Unheimlich dunkel und tot lagen die Tropfen auf dem mondbeflimmerten Grund. Heinz sah es mit einem Grauen, das ihn stumm machte.

Lisbeth hatte seine Schulter gefaßt, schüttelte ihn. „Sind Sie unverletzt? Wirklich unverletzt? — Gott sei Dank! — Hinter der Terrasse von Neu-Pennsylvanien hab' ich auf Sie gewartet, bin Ihnen nachgeschlichen, schon zwei Abende. Sie gingen trotz meiner Warnung heute durch den Wald. — Sie leben! Oh, daß Sie nur leben!“

„Sie haben mich gerettet!“ Heinz sprach wie unter einem Bann, die Zunge schwer von dem Grausen der Stunde. „Aber — ich fürchte, Sie haben einen Menschen schwer verwundet.“ Er deutete auf das Blut im Gras.

„Ich konnte nicht anders!“ rief sie leidenschaftlich. „Ich konnte — konnte Sie nicht sterben sehen!“

„Hast du mich lieb, Lisbeth?“

Da brach sie in ein wildes Schluchzen aus.

Ein Taumel von Empfindungen durchraсте Heinz, über alle gewaltig ein stolzes Entzücken, daß er von diesem herrlichen Mädchen so heiß geliebt wurde, daß sie Blut vergoß für ihn. Es war die Erfüllung all seiner Sehnsuchtsträume. Er riß Lisbeth in seine Arme, preßte ihren Kopf an seine Brust, vergrub sein Gesicht in der silbern flimmernden Haarflut.

„Nun bist du mein! Mein für ewig!“

Ihr Schluchzen wurde heftiger, wurde zum Krampf. Plötzlich hob sie den Kopf, starren Schrecken im Blick. „Wir müssen fort!“

Den Arm um seine Schulter legend, vorsichtig hor-

chend und um sich spähend zog sie ihn durch den Wald, in dem sie jeden Fußbreit kannte, auf dem kürzesten Weg hinaus auf die mondbeschienene Landstraße. Dort ließ sie ihn los.

„Er ist uns nicht nachgekommen!“ flüsterte sie.

Er nahm ihre Hand, sprach sanfte Liebesworte ihr ins Ohr. Wie er seit Tagen nichts mehr träume, denke als an sie. Von ihrer Zukunft zu zweien sprach er, auch von seiner Familie.

Sie schritt hastig aus und antwortete nicht, streichelte nur ab und zu leise, zärtlich seine Hand. In kurzen Zwischenräumen schüttelte sie noch immer ein trockenes Schluchzen, das Nachbeben der furchtbaren Erregung. Er liebte sie darum nur um so mehr. Ihr Gefühl für ihn hatte sie aus ihrem eigensten Wesen, ihrer Mädchenzurückhaltung und Bescheidenheit gerissen zu einer Tat, die ihrem Geschlecht nicht ziemte. Daß sie nachträglich davor schauderte, machte sie ihm rührend und verehrungswürdig.

Im Hausflur küßte er innig ihre Lippen. „Lisbeth! Mein Lieb — mein Weib!“

Da warf sie die Arme um seinen Hals, küßte ihn mit einer Glut, die ihn schwindeln machte. „Du lebst! — Ich frag’ nach nichts sonst!“

— — — — —

In dieser Nacht schlief Heinz Osterwald nicht. Er rannte in seiner Kammer auf und nieder, glühend, rasend, schwindlig, immer wieder das Erlebnis dieser Abendstunde durchkostend, das Grauen, den Schrecken, die Gefahr, den Knall der Pistole, das Hervorstürzen Lisbeths, das Blut des besiegten Rivalen — und ihren Ruß, der ihm das Blut wie Feuer durch die Adern jagte. Er befühlte seinen Arm, er besah seine Gestalt im Spiegel. War wirklich er das? Heinz Osterwald?

— Und er erlebte dies? Erlebte es in einem Föhrenwald seines ehrbaren Vaterlandes auf einer Reise in seinem Beruf?

So nahe lag das Ungeheure neben dem Alltäglichen! Das Heroische, nach dem seine Träume sich sehnten, es kam zu ihm, überschüttete ihn!

In dem Maß, wie er ruhiger wurde, begann er das Kommende zu erwägen. Sicherlich würde des Bohrmeisters Verwundung bekannt werden. Vielleicht gar — es war Grauen, das zu denken — erlag er seiner Wunde. Andernfalls erhob er Klage, eine Untersuchung würde eingeleitet werden. Lisbeth kam auf die Anklagebank, vor das Schwurgericht, wurde vielleicht verurteilt! Denn Maccleans Angriff war nicht zu erweisen, ihre Tat aber zweifellos. Das Herz stand ihm still bei der Vorstellung. Selbstverständlich würde er die nicht verlassen, die für ihn schuldig geworden war. Nein — sie war ja sein, seine Braut, würde seine Frau werden!

Was wohl der Schulrat zu diesen Dingen sagen mochte? — Mit seinem Beruf als Lehrer war es jedenfalls vorbei. Eine Frau aus dem Gefängnis.

Ihm fiel ein, wie hart sein Vater gearbeitet, seine Mutter gedarbt hatten, um ihm diesen Beruf zu ermöglichen. Und wenn er sich fragte, was für einen Broterwerb er nun ergreifen würde, so war Leere in seinem Hirn.

Gleichviel — was kam, das galt. Er war kein Lump. Vor allem mußte er sein Verhältnis zu Lisbeth klarstellen.

Dabei sah er plötzlich Elli vor sich, deutlicher als die Tage vorher, sah den Schmerz in ihren wunderbaren Augen, und das Mitleid mit ihrem Leid zerriß ihm das Herz. Aber es gab keine Wahl. Blut war wahrlich ein besonderer Saft. Es band unlöslich.

Er nahm sein Schreibzeug aus der Lade. Das Blatt freilich, auf dem er an Elli schreiben wollte, blieb leer. Wie seine Schriftstellerkunst auch die Absage fassen mochte, sie blieb unerträglich. Dann fiel ihm ein: derlei war überhaupt kein Männerwerk. Eine Frau mußte hier das lösende Wort finden. Er zerriß den Bogen mit dem: „Liebe Elli!“ und setzte auf den nächsten: „Liebe Mutter!“ Nun begann seine Feder zu fliegen. Rückhaltlos schilderte er ihr seine Erlebnisse in der weltverlorenen Kolonie, seine Gefahr, die Heldentat des Mädchens, setzte ihr seine Lage auseinander. „Und nun gibt es für mich keine Wahl als Ehrenmann. Ich gehöre zu der, die aus Liebe zu mir ihr Gewissen belastet, Menschenblut vergossen hat. Das siehst Du ein, Mutter. Du wirst mich nicht verdammen. Du wirst mir die Bitte erfüllen, die ich an Dich richte. Geh zu Elli. Sag ihr, was sie wissen muß. Glaub mir, mein Herz ist schwer von Leid um das gute Mädchen. Aber sie wird mich begreifen, sie wird mir verzeihen. Und, Mutter, dessen sei gewiß, die Tochter, die ich Dir bringe, meine Lisbeth, ist edel. Eine Natur voll Ehrlichkeit, voll Tatkraft, voll Lebensfreude. Du wirst sie lieb gewinnen — —“

Die Feder stockte. Vor seine Vorstellung trat das Bild seiner Mutter, das von der Haube umrahmte faltige Gesicht, die altmodische, aber peinlich saubere Tracht und Lisbeths Bild in weißer Schlotterbluse mit dem Riß im Ärmel.

Er mußte erst ein leises Unbehagen überwinden, ehe er fortfuhr: „Eine unverbildete Natur ist sie, die Du, liebe Mutter, nach Deinem Bilde erziehen wirst. Sie selbst hat ihre Mutter ganz jung verloren. Ihr Vater ist ein unglücklicher Mann. Was ihr etwa an äußerer Abgeschliffenheit fehlt, weil niemand sie's ge-

lehrt hat, Du wirst es sie lehren. Nicht, als ob sie unwissend wäre. Sie hat höhere Schulen besucht, bevor das Unglück ihren Vater traf. Aber die Einöde, in der sie lebt, die ganz besonderen Verhältnisse und fremdartigen Menschen mußten abfärben auf ihr empfängliches Gemüt.“

Der frühe Tag schien durch die Scheiben, kämpfte mit dem Licht der Lampe. Heinz war es, als würde leise, leise eine Tür irgendwo im Hause zugemacht. Vielleicht schon Tante Hanne, die ihr Tagewerk begann.

Er schloß: „Um mich mache Dir keine Sorgen, liebe Mutter. Ich bin ruhig und unverzagt. Was meiner Lisbeth und mir vorbehalten sein mag — und es kann sein, daß eine schwere Zeit uns erwartet, daß ich Beruf und Vaterland aufgeben muß —, denke Du immer, daß unser Herrgott für jeden Menschen viele Wege zum Glück offen hält. Die Hauptsache ist: Recht tun und den Kopf oben behalten.“

Er stand auf. Gott sei Dank, ja, die große Wende seines Lebens, das ungewöhnliche Schicksal, das er sich ersehnt hatte, fanden ihn als Mann, als Helden, ihrer würdig. Mit Stolz sah er sich um. Hinter der weit offenen Tür schiefen seine Knaben, fest, mit ruhigen Atemzügen. Ein leichtes Bedauern kam ihm, daß ihm nicht ferner vergönnt sein würde, junge Seelen zu bilden, da er sich doch fühlte als einer, wert der Jugend als Vorbild voranzuleuchten.

Ihm blieb nicht mehr Zeit, zur Ruhe zu gehen, er wusch sich und kleidete sich um. Während seine Knaben sich fertig machten, ging er hinunter, nach Lisbeth spähend. In dem verwilderten Garten fand er sie am Brunnen, aus dem sie ihm an jenem Wunderabend den Zaubertrunk geschöpft hatte. Ein wenig blasser schien sie ihm als sonst, ein wenig scheu. Und verstohlen

glitt sein Blick an ihr herab auf ihre Hand, ihm war, als müsse die blutig sein. Unwillig dies unwillkürliche Schaudern seiner Natur bezwingend, ging er rasch auf sie zu und küßte sie.

„Mein Lieb, ich verstehe dich. Fasse Mut. Ich will nachher gleich ins Dorf gehen, mich vergewissern, wie es um den unglücklichen Mann steht. Gott wird gnädig das Schlimmste abwenden.“

„Ja,“ antwortete sie ruhig. „Andrew Macclean wird nicht sterben.“

„Das weißt du schon?“

„Nur könnte es geschehen, daß ihm der Arm steif bleibt, sagt der Arzt. Die Kugel hat den Knochen gestreift.“

„Hast du denn den Arzt gesprochen?“

„Ich hab' ihn ja hingeschickt.“

„Du? — In Ölhausen wohnt doch gar kein Arzt!“

„Ich bin nach der Station gegangen.“

Heinz hatte eine sehr peinliche Empfindung. Es demütigte seinen Mannesstolz, daß, während er schwer ringend zukünftige Dinge erwog, sie mit besonnener Entschlossenheit das für den Augenblick Notwendige getan hatte, ohne seinen Rat, ohne sein Wissen — für den anderen. Ihm war, als sei ihm etwas genommen, auf das eigentlich er ein Recht gehabt hätte.

„Mitten in der Nacht bist du die zwei Stunden hin und her gelaufen — allein? Für Macclean?“ fragte er mißbilligend.

„Ich konnt' ihn doch nicht hilflos verbluten lassen!“

„Du hättest mir von deiner Absicht sagen sollen,“ tabelte er. „Ich würde mit dir gegangen sein.“

Sie schwieg.

„Du begreift doch, daß es mir peinlich sein muß, wenn meine Braut vier Stunden allein in Nacht und Nebel auf der Landstraße herumläuft.“

Sie hob bittend die Hand. „Ja, sieh, gerade weil ich deine Braut bin. Die Menschen, die du liebhaft, von denen du mir erzählt hast, zu denen du mich führen willst — würden die mich nicht geringachten, wenn sie erführen, daß ich mit dir in der Nacht herumgewandert wäre?“

Ihre demütige Rücksichtnahme auf seine Art und die Art der Seinen rührte ihn. „Solch außergewöhnliche Umstände werden sich voraussichtlich und hoffentlich niemals wiederholen. Lassen wir das. — Hör, Lisbeth, ich habe diese Nacht meiner Mutter von unserer Liebe geschrieben. Wenn du je über eine Sache im Zweifel bist, frage nur meine Mutter. Sie wird dich immer richtig beraten.“

Sie sah ihn stumm an. Es war eine bange Frage in ihren Augen, ein hilfloses Staunen.

Sein Empfinden wallte heiß auf. Er riß sie in seine Arme. „Mein Lieb! Bange nicht! Es wird alles gut werden!“

An diesem selben Vormittag hielt er bei Eduard Braun um Lisbeths Hand an. Er kam um zehn, weil er begriff, daß die Zurechnungsfähigkeit des Wirts vom Waldheim mit den vorrückenden Tagesstunden abnehme. Auch zu dieser Stunde schon fand er ihn in seinem kühlen Zimmer vor einer Flasche, die die Etikette eines auserlesenen Weines trug. Das Glas freilich, das halbgefüllt daneben stand, enthielt nur wasserklaren Kornschnaps.

Braun folgte dem Blick des jungen Lehrers und lachte. „Ein fr—frommer Betrug, eine Reminiscenz an die Zeit, da diese Flasche noch den edlen Tropfen enthielt, von dem sie prahlt. Illusion! — Mein lieber Herr, was wäre ein Mann wie ich in diesem Nest o—ohne Illusionen?“

Aber als Heinz sein Anliegen vorbrachte, wurde der Wirt vom Waldheim würdevoll. Die Hand seiner Tochter begehrte der junge Mann? Hm, ja, er würde den Antrag in Erwägung ziehen, versteht sich. Aber — Lisbeth war sein einziges Kind. Herr — wie hieß er doch gleich? — richtig, Herr Osterwald — und Lehrer war er? Ein Studierter oder nur Seminarist? — Nur Seminarist? So. Ja, er mußte bedenken, er, Braun, würde nächstens in den Staatsdienst zurückkehren, ja wohl! Man hatte ihm Andeutungen gemacht — es war noch Geheimnis. Aber es kam dahin, ja es kam sicher dahin. Er würde wieder in die Stadt ziehen, ein Haus machen. Die Tochter eines solchen Vaters durfte Ansprüche erheben, Ansprüche, die Herr — wie hieß er doch noch? — richtig, Obermaier! — die Herr Obermaier als einfacher Lehrer vielleicht nicht imstande war zu erfüllen — wie?

Heinz war rot geworden vor Zorn. Im Bewußtsein seiner bürgerlichen Vollwertigkeit war es ihm gar nicht in die Gedanken gekommen, daß ein Kerl wie dieser Wirt anders als mit Dankbarkeit und Rührung seinesgleichen zum Schwiegersohn annehmen könne.

Während die Empörung ihn noch stumm machte, öffnete sich die nur angelehnte Tür zum Nebenzimmer. Lisbeth kam herein.

„Du brauchst nicht lange zu überlegen, Vater,“ sagte sie. „Heinz und ich sind schon einig.“

Unsicher mit den Lidern zwinkernd, sah Braun aus seinen schwimmenden Augen die Tochter an. Sein Stolz, seine Würde sanken. Unruhig bewegte er die zitternden Finger auf der Tischplatte. „Willst du wirklich deinen alten Vater allein lassen, Kind?“

„In unser Haus nehmen können wir dich nicht, Vater. Ich will mit Onkel Frik sprechen. Waldheim

muß verkauft werden. Wenn Onkel den Erlös für dich auf Leibrente gibt, wirst du irgendwo auf dem Land dafür leben können.“

„Ich will nicht aufs Land!“ antwortete Braun heftig. „Ich gehe in meinen Dienst zurück, in die Stadt. Ihr wißt alle nicht, was in mir steckt. Ich lasse mich nicht länger unterdrücken. Ich w—werde meinen Weg schon machen.“

„Um so besser,“ antwortete die Tochter gleichmütig. „Also, daß wir uns verstehen, Vater, du gibst deine Einwilligung, daß Heinz und ich heiraten — nicht wahr?“

„Meinetwegen mach, was du willst,“ brummte Braun unwirsch. „Aber beklag dich nachher nicht.“

Er setzte sich wieder, stierte in sein Glas und murmelte etwas von Undankbarkeit.

Lisbeth zog Heinz, der antworten wollte, aus der Stube. Der junge Lehrer hatte sich seine Verlobung anders gedacht.

„Ich finde, du gehst sehr hart mit deinem Vater um,“ sagte er, „mit wenig kindlicher Liebe und Achtung.“

„Wie kann ich denn da lieben und achten?“

„Er bleibt immer dein Vater! — War es denn gar nicht möglich, früher — ja wäre es nicht sogar jetzt noch möglich, den Unglückseligen von seiner Leidenschaft, seiner Krankheit zu heilen? Für eine Tochter müßte das eine herrliche Aufgabe sein.“

Sie antwortete nicht.

„Hast du nie daran gedacht?“

„Nein,“ sagte sie. „Die Eltern sollen ihre Kinder erziehen, mein' ich, nicht die Kinder ihre Eltern.“

„Im allgemeinen gewiß. Aber es gibt doch Ausnahmen.“ Er schüttelte den Kopf. „Du bist in Gemütsdingen unheimlich — wie soll ich sagen? — sachlich.“

Sie lachte. „Ja, ich kann mir nichts vormachen. Wenn ich sehe, daß ein Ding unmöglich ist, wie zum Beispiel meinen Vater zu bessern, so müß' ich mich gar nicht erst dran ab. Amerikanisch nennt das Andrew Macclean. Ihm gefiel's.“

„Laß Macclean!“ Heinz zog einen Ring von seinem kleinen Finger, ein dünnes, schlichtes Ringelchen, an dem ein Kleeblatt von Türkisen in blassem Blau schimmerte, und schob es an Lisbeths Finger. „Diesen Ring hat mein Vater meiner Mutter an ihrem Verlobungstag gegeben. Trag du ihn nun, meine Lisbeth, meine Braut. Trag ihn würdig.“

Sie sah auf den Reif, ihre Lippen zuckten. Langsam schlug sie die Augen zu ihm auf, die ihm in diesem Augenblick schwarz schienen. „Ich werde gewiß in vielem anders sein, als du dir's gedacht hast,“ sagte sie. „Aber“ — sie ergriff plötzlich seine beiden Hände mit einer Leidenschaftlichkeit, die ihn fast erschreckte — „was ich tun kann, dich glücklich zu machen, Heinz — das tu' ich! Das tu' ich gewiß!“

Mit abgewandtem Gesicht lief sie davon. —

Langsam ging der Tag hin, Heinz meinte solch langen nie erlebt zu haben. Die Wünsche und Fragen seiner kleinen Ferientouristen fielen ihm auf die Nerven. Er hatte Mühe, mit guter Art die weitschweifigen Glückwünsche der Tante Hanne hinzunehmen. Seine Gedanken wanderten. Was nur seine Mutter sagen würde? Und seine Schwester erst? Die war streng! — Mit der letzten Post heute wurde sein Brief ausgetragen. Ob sie am selben Abend noch zu Elli gingen? — Morgen früh konnte dann ihre Antwort kommen.

Wär's nur erst morgen! —

Am Nachmittag stand plötzlich Lisbeth neben ihm. „Du, Heinz, ich glaub', ich muß dir was sagen.“

Denk dir, ich soll zu ihm kommen. Er will mich sprechen.“

„Wer?“

„Macclean.“

Sie reichte ihm ein Briefblatt. Ungeschickt mit der linken Hand darauf geschrieben standen die Worte: „Mich hält nun nichts mehr hier. Vor meiner Abreise möchte ich Ihnen ein Wort sagen, Miß Braun. Kommen Sie zu mir!“

„Keinenfalls wirst du zu dem Menschen gehen!“ sagte Heinz heftig.

„Ich dachte mir, es würde dir nicht recht sein.“

„Wer weiß, was der Kerl im Schilde führt!“

„Macclean — gegen mich? Oh, sicher nichts Böses!“

„Jedenfalls ist es ganz unmöglich, daß meine Braut einen fremden Mann in seinem Haus besucht. Das mußt du einsehen.“

„Ja.“

„Wir wollen Gott danken, daß er gnädig die Kugel abgelenkt hat von dem Herzen des Ruchlosen —“

„Ich hab' doch nicht auf Maccleans Herz gezielt!“ unterbrach sie ihn. „Nur auf den Arm.“

„Du hast gezielt?! In dem Augenblick?“

„Natürlich hab' ich gezielt.“

Wieder mußte Heinz eine peinliche Empfindung niederkämpfen. „Also, wir wollen Gott danken für den Ausgang. Im übrigen geht der Mordbube dich nichts an. Sollte er die Gerichte anrufen, so werde ich unsere Sache zu führen wissen, verlaß dich darauf.“

„Macclean bemüht die Gerichte nicht. Der ist dafür, sich selbst zu helfen.“

„Er tue sein Ärgstes! Du sollst aber nicht zu ihm gehen.“

„Nein,“ sagte sie, „ich tu's nicht, wenn du nicht willst.“ —

Die Stunden schlichen. Heinz lag die Nacht wach und horchte auf den heiseren Schlag der alten Wanduhr. Einem Bräutigam, einem, der das Weib seiner Liebe errungen hat über Gefahr und Tod, flammende Schüsse und fließendes Blut weg, hätte nach seiner Meinung anders zumute sein müssen. Aber dies Bangen, das ihm den Atem raubte und kein Frohgefühl aufkommen ließ, entsprang jedenfalls nur der Ungewißheit über das Kommende. Wenn er erst seiner Mutter Meinung kannte, wenn erst das Band zwischen ihm und Elli gelöst war, wenn er wußte, ob der Amerikaner Klage erhob, wußte, wie seine Vorgesetzten über sein Abenteuer dachten, dann — ja, dann würde mit der Ruhe des Gemüts die hohe Freude sich einstellen, ganz gewiß!

Der Tag kam, der Postbote. Der heißersehnte Brief seiner Mutter kam nicht.

„Ältere Leute sind bedächtig, mein Lieb,“ sagte er. „Es ist Mutters Art, gründlich zu erwägen. In das Außergewöhnliche, das ich ihr schreiben mußte, wird sie sich nur langsam finden können. Aber sicher bekommen wir heute noch Nachricht.“

Als Heinz mittags mit seinen Knaben heimkehrte, müde und zermürbt von den Spielen mit ihnen wie nie in seinem Leben, fuhr ein Wagen vor dem Gasthaus vor. Ein junges Mädchen sprang heraus und half einer älteren Dame aussteigen.

Das Blut schoß Heinz in heißem Strom in den Kopf, alle Föhren des Wäldchens samt dem weißen Wirtshaus führten einen tollen Tanz um ihn auf. Seine Schwester! Seine Mutter — seine Mutter, die

seit zehn Jahren auch nicht eine Stunde auf der Eisenbahn gefahren war!

„Geht hinauf! Macht euch zum Essen fertig!“ gebot er rauh den gaffenden Kindern. „Wollt ihr wohl machen, daß ihr hinaufkommt!“

Während sie mit neugierig zurückgewandten Hälsen ins Haus abzogen, trat er zum Wagen. „Mutter! Dora! — Ihr kommt zu mir?“

„Später, Heinz, später!“ Frau Osterwald nestelte an ihrem Geldtäschchen, suchte mühsam den Lohn für den Rutscher zusammen.

„Kann ich das nicht für dich besorgen, Mutter?“

„Laß nur.“

Die Schwester, ein früh verblühtes Mädchen mit scharfen Zügen und unruhig umherfahrenden Augen, sah ihn vorwurfsvoll an. „Schöne Geschichten machst du! Mutter war ganz krank von deinem Brief! Sie ließ keine Ruh', wir mußten herfahren.“

„Ich hätte doch zu euch kommen können, Mutter.“

„Es ist besser so, mein Junge. Ich kann wohl ein Zimmer hier im Hause bekommen — nicht wahr?“

„Sicher.“ Als Heinz sich suchend umwandte, trat Lisbeth in die Tür. Es half nichts. Er mußte jetzt, hier, seine Braut den Seinen vorstellen.

„Mutter, Dora — dies ist meine Lisbeth.“

Sie standen einander gegenüber im unbarmherzig grellen Mittagsonnenschein, die alte Frau, erschöpft von der Reise, in Tücher und Schleier gewickelt, mit faltigem, vergrämtem Gesicht, scheu, geblendet von der Weite, dem mitleidlosen Licht, sie, die ihre Tage im Halbschatten gelebt hatte — und ihr gegenüber dieses Mädchen in der Vollkraft ihrer Jugend, mit harten, blihenden Augen in die Sonne schauend, mit tatkräftig aufgeredtem Kopf, über dem wie eine Krone das blonde

Haar flimmerte, gesund, willensstark, rücksichtslos, das Leben selber.

Eine Sekunde schwiegen beide in einem kühlen Erschauern vor der Wesensfremdheit des anderen. Dann streckte die alte Frau langsam die Hand aus.

„Wenn ich meines Sohnes Brief recht verstanden habe, so danke ich es Ihnen, liebes Fräulein, daß mein Heinz noch lebt. Das wird eine Mutter Ihnen nie vergessen.“

Lisbeth legte stumm ihre Finger in die Hand Frau Osterwalds.

„Mach ein Zimmer für Mutter und Dora zurecht, Lisbeth,“ bat Heinz.

Lisbeth ging eilig.

„Vorläufig kommt ihr mit mir, Mutter.“

Er führte die beiden in das kleine Stübchen, das er neben den Schlafräumen seiner Jungen bewohnte, und schloß die Verbindungstür.

Die alte Frau setzte sich auf das harte, kleine Sofa, faltete die Hände im Schoß und sah vor sich hin.

„Kann ich dir eine Erfrischung bringen, Mutter, bis das Mittagessen fertig ist? — Was trinkt Mutter, Dora?“

Frau Osterwald lehnte nur durch ein Kopfschütteln ab. „Also so sieht sie aus!“ sprach sie vor sich hin.

„Die arme Elli!“ sagte Dora. „Das hat sie sich gewiß nicht träumen lassen, daß so eine dich ihr wegnehmen würde.“

Heinz wurde heftig. „Sei so gut und gib acht auf deine Ausdrücke! So eine! Das verbitt' ich mir. Du kennst ja meine Lisbeth gar nicht.“

„Na, hör mal, ein junges Mädchen, das nachts in den Wäldern umherläuft, mit Pistolen um sich schießt! — Und wie sie aussieht mit dem viel zu kurzen Rock! Eine Hausfrau wird die nie.“

„Dora!“

„Ja, darauf mußt du doch sehen, mein' ich! Wie wollt ihr denn sonst die zwei Enden zusammenbringen?“ Sie sah sich um. „Reichtümer wird ihr Vater ihr wohl nicht mitgeben können. Es sieht erbärmlich hier aus.“

„Du sollst deinen Mund halten, verstehst du!“

„Auch darüber, daß du einem braven Mädchen dein Wort brichst — und das Herz dazu? Du weißt selbst, daß Elli viel mehr nach dir fragt, als du wert bist.“

„Still,“ bat die Mutter, „sei doch still, Dora! Zankt euch nicht!“ Sie nahm ihres Sohnes Hand. „Achte nicht auf ihre Reden, Heinz. Das Kind weiß nichts vom Leben. Sie sieht nur Schwarz und Weiß.“

„Ja, Mutter, mir ist Recht Recht und Unrecht Unrecht. Davon laß' ich mir nichts abhandeln.“

„Schweig still! Ich will jetzt sprechen,“ sagte Frau Osterwald. „Ich kann dich verstehen, Heinz. Ich kenne dein strenges Pflichtgefühl, dein zartes Empfinden. Du bist dem Mädchen Dank schuldig geworden, eine große Verpflichtung hast du gegen sie.“

„So nicht, Mutter! Ich liebe Lisbeth.“

„Auch das. Du glaubst sie zu lieben, die für dich Ungeheures gewagt hat, die Blut vergossen hat aus Liebe zu dir! Wie solltest du nicht? Wie sollte nicht vor der Heiligkeit der Dankeschuld, die du gegen sie zu begleichen hast, die Heiligkeit jedes anderen Bandes, jeder anderen Pflicht in deiner Wertmessung zurücktreten? — Sieh, ich verstehe das alles, und ich verdamme dich nicht, Heinz — ich nicht.“

Er beugte sich über ihre Hand und küßte sie.

„Ich kenne dich sogar besser, als du selbst dich kennst. Und weil du jetzt an dich selbst gar nicht denkst, dein Glück, all deine künftigen Jahre nicht eines Erwägens wert hältst in dem Ungeßüm deiner edlen Regung,

darum hat es mir nicht Ruhe gelassen, darum hab' ich kommen müssen, damit ich mit meinen Augen die sehe, bis auf den Grund die kennen lerne, die das Schicksal deines Lebens werden soll. Denn, wenn du dich vergißt, mein Heinz, ich, deine Mutter, habe das Recht, dich nicht zu vergessen — über keinen Menschen und keine Dankbarkeit und keine Pflicht. Ich will die Augen offenhalten und dein Mädchen kennenlernen. Damit bist du doch einverstanden, Heinz?"

„Ja, Mutter. Und Dank, heißen Dank! Oh, wenn du nur ein wenig ihrer angeborenen Art Rechnung trägst, mußt du meine Lisbeth lieb gewinnen. Sie ist ganz Tatkraft, ganz Leben, eine Frau, mit der zur Seite ein Mann die Welt erobert.“ Er stockte. Die Frage fiel ihm schwer. „Weiß Elli schon?"

„Noch nicht. Ich wollte erst selbst sehen. Aber Elli hat dich lieb, mein Junge, und sie hat nie ihr eigenes Glück gesucht. Deinem Glück — wenn dies Mädchen dein Glück ist — wird sie nicht im Wege stehen.“

„Nein,“ fügte Dora hinzu, „du kannst es darauf wagen. Sie wird dir sagen: es tut nicht weh — auch wenn sie dran stirbt.“

Es klopfte. Lisbeth meldete, daß das Zimmer bereit sei.

„Schon?“ fragte Dora mißtrauisch.

Sie gingen hinüber. Jetzt, da Heinz gleichsam durch die Augen von Mutter und Schwester sah, kamen ihm die Mängel vom Waldheim erst völlig zum Bewußtsein. Das Loch in der Mullgardine klappte unverschämt, die Bettvorlage war ausgefranst. An der Wasserkanne fehlte der Henkel.

Doras Blicke hafteten ausdrucksvoll auf diesen Schäden.

Sah Lisbeth sie nicht? Warum gab sie sich solche Blöße?

Lisbeth stand wartend, ganz gutes Gewissen, guter Wille. In der Hand hielt sie ein Brett mit Kaffeegeschirr und Zwieback. Die Tassen hatten Sprünge. „Vielleicht schmeckt's doch nach der Reise?“ sagte sie.

„Nein, Lisbeth, Mutter nimmt nichts,“ entgegnete er rasch. „Was ihr not tut, ist einzig ein bißchen Ruhe.“

Lisbeth war schon an der Tür.

„Mein liebes Kind,“ sagte Frau Osterwald freundlich, „Sie müssen Nachsicht mit einer alten Frau haben. Ich freue mich darauf, recht lange und eingehend mit Ihnen zu plaudern. Wir haben einander viel zu sagen. Ganz genau müssen Sie mir den schrecklichen Vorfall erzählen. Von Ihnen und Ihrem Leben müssen Sie mir erzählen, wenn Heinz mit seinen Jungen hinauszieht heute nachmittag — nicht wahr?“

„Ja,“ sagte Lisbeth.

Sie ging eilig. Wie diese Dora sie angestarrt hatte! Hatte sie denn etwas Besonderes an sich? Sie betrachtete sich im nächsten Spiegel, zupfte ihren Anzug zurecht. Richtig! Die Bluse war zerrissen. Sie würde die andere anziehen. Ganz heil war die allerdings auch nicht. Aber der Schaden saß unter dem Arm. Übrigens war das ein ganz nebensächlicher Umstand bei dem Wichtigem, das zwischen ihnen auf Austrag harrete.

Aufatmend sog sie den frischen Westwind ein. Sie war nicht oft verlegen. Furcht kannte sie überhaupt nicht. Aber die beiden Frauen machten sie beklommen. Es war, als wenn sie alle Luft wegsaugten aus dem Raum, in dem sie sich aufhielten. Ob die beiden ihre Hausgenossen wurden? Heinz hatte erzählt, daß er bei seiner Mutter wohne. Ach, sie würde schon mit ihnen fertig werden! Seine Mutter, das war doch die Frau, die ihren Sonntagstaat zerschnitt, damit ihre Kinder Röckchen bekamen. Seine Schwester hatte Blusen ge-

nächt für ein Geschäft vom Morgen bis tief in die Nacht, um das Geld zusammenzubekommen, dessen Heinz zu seiner Ausbildung bedurfte. Sie hatte sich diese Prachtmenschen anders vorgestellt. Aber was lag am Äußeren!

Jedenfalls wollte sie sich Heinz zuliebe aber doch auf den Nachmittag so hübsch machen, wie sie irgend konnte.

Inzwischen schickte Frau Osterwald Dora hinaus. „Kümmere dich ein wenig um meine Suppe, Kind. Ich kann heute nur Grießsuppe essen. Sieh, daß sie richtig gekocht wird — ohne Gewürz, ohne Fett. Und daß ich Weißbrot bekomme.“

Dann zog sie Heinz neben sich auf das Sofa.

„Nun sag mir von Anfang, wie das über dich gekommen ist, mein Junge. Ganz ruhig, ganz ausführlich erzähle.“

Er versuchte es. Aber er fand keine Stimmung in der dumpfen Stube, vor der seufzenden Frau im schwarzen Gewand. Aller Wunderglanz fiel ab von den Geschehnissen, alle lichte Schönheit von seinen Empfindungen. Wie ein zerfledderter Schmetterling lag seine hochflatternde Liebe am Boden. Es war, als ob die nervös sich bewegenden Finger der alten Frau alle die leuchtenden Farbensuppen von ihren Flügeln zupften. Er brach ab und stand auf.

„Ich kann's mit Worten nicht sagen. Ich sag's schlecht. Lerne meine Lisbeth kennen, Mutter, und du wirst mich verstehen.“

„Du sagst, sie hat keine Mutter mehr. Aber ihren Vater, den Herrn Braun, wirst du mir doch bringen?“

Da mußte Heinz von des Wirtes Eigentümlichkeiten sprechen. Er tat es ungern.

Frau Osterwald seufzte tiefer als zuvor. „Ein

Trinker! — Man sagt, daß solches Laster sich vererbt bis in die zweite, dritte Generation. Hast du das bedacht?“

„Ich hab' nur bedacht, daß ich Lisbeth liebhabbe. Und sie hat auch nur an ihre Liebe zu mir gedacht, als sie die Mündung ihrer Pistole auf einen Menschen richtete.“

„Ja, ja — gewiß. Aber die Tochter eines Trinkers, Heinz! Wir haben Verantwortung unseren ungeborenen Kindern gegenüber.“

„In erster Linie doch wohl gegen die Menschen, die lebendig sind.“

„Ich weiß nicht. Was lebt, kann sich wehren. Die werdenden sind schuklos. — Aber rege dich nicht auf. All dies Wilde, Schwankende wird ins Gleichgewicht kommen. Nur Ruhe! Wie toll das Wasser in der Schale auch nach links und rechts über den Rand schlagen mag, halte nur ein Weilchen still, es wird glatt und eben. Geh jetzt zu deinen Jungen.“

Am Nachmittag, als Heinz widerwillig mit den Knaben in den Wald gezogen war, ließ Frau Osterwald Lisbeth zu sich bitten. Sie hatte eine Tasse Raffee vor sich stehen. Dahinein tauchte sie vorsorglich ihren Zwieback.

Dora saß am Fenster und häkelte wie toll. Die Mutter hatte ihr verboten, zu reden.

Lisbeth aber hatte die weiße Bluse angezogen, dazu einen weißen Musselinrock. Ihr silberflimmerndes Haar hatte sie zu einer hohen Flechte aufgebauscht. Macclean pflegte zu sagen, daß diese Haartracht sie besonders kleide. Im goldenen Gürtel steckte ein Strauß frischer Heckenrosen. Wie eine junge Siegesgöttin stand sie vor den zwei verarbeiteten, vergrämten Frauen, strab-

lend von einem Überschuß von Tatkraft und Lebensfreude, der ihre müden Seelen schmerzhaft blendete.

„Mein liebes Kind, kommen Sie. Setzen Sie sich zu mir,“ begann Frau Osterwald. „Sie fürchten sich doch nicht vor mir?“

„Nein, Frau Osterwald,“ sagte Lisbeth lächelnd. „Heinz hat mir viel von Ihnen erzählt. Da habe ich Sie liebgewonnen — und ihn dazu.“

„Nicht wahr, Sie haben meinen Jungen so recht von Herzen lieb?“

„Gewiß.“

„Sie wollen, daß er glücklich wird! — Sind Sie sicher, liebes Fräulein Braun, daß Sie ihm das Glück geben können? — Sie müssen einer bangen Mutter die Frage verzeihen.“

Lisbeth wurde rot. „Wir haben einander lieb,“ sagte sie einfach.

„Ja, ja. Aber ehe Sie ihn liebgewannen, ging da nicht Ihre Neigung andere Wege? — Ich wenigstens weiß mir den mörderischen Anfall auf meinen Sohn nicht anders zu erklären. Durch Sie, nur durch Sie konnte er in die Gefahr geraten, aus der Sie ihn gerettet haben.“

Lisbeth sah auf. Wie die unruhigen Augen des Mädchens am Fenster sie anfunkelten! Das war unverkennbare Feindschaft.

„Macclean ist mir ein Freund und guter Kamerad gewesen,“ antwortete sie fest. „Ein Versprechen hab' ich ihm nie gegeben.“

„Er mag sich diese Freundschaft zwischen einem Mann und einem jungen Mädchen wohl anders gedeutet haben. Sie war sehr unvorsichtig.“

Lisbeth biß die Zähne zusammen und schwieg. Es war seine Mutter, die sprach.

„Nun, Sie werden wohl selbst Ihr Unrecht eingesehen haben und bitter bereuen?“

„Ich hab' nichts zu bereuen,“ antwortete Lisbeth rasch. „Es ist nichts Unrechtes gewesen zwischen mir und Macclean. Er hat mich liebgehabt und Heinz auch. Dafür kann ich nichts.“

Dora räusperte sich. „Sie versteht dich gar nicht, Mutter.“

Frau Osterwald schüttelte betrübt den Kopf. „Sie sind wirklich ganz anders, als ich Sie mir vorgestellt hab', Kind,“ seufzte sie.

„Ja,“ sagte Lisbeth tapfer, „das fühl' ich wohl, daß ich anders bin als Sie und als Heinz auch. Aber als er mir von Ihnen, von seiner Kindheit, seiner Familie sprach, da hat mich die Sehnsucht gepackt. Ich hab' ein Elternhaus ja nie kennengelernt. Ich bin wie eine Waise aufgewachsen — schlimmer. Und“ — ihre Stimme wurde weich — „Heinz verhiess mir, daß ich in Ihnen eine Mutter finden würde, Frau Osterwald. Eine Mutter! Ich weiß ja gar nicht, wie das ist, eine Mutter haben.“

„Gewiß, mein Kind, gewiß will ich Ihnen Mutter sein, wenn Sie es wünschen und — und verdienen. Das aber kann ich nicht verhehlen, daß mich die Grundverschiedenheit Ihrer Auffassung vom Leben und der Lebensauffassungen, die bei uns gelten, in denen mein Heinz aufgewachsen und erzogen worden ist, besorgt macht.“

„Wir haben einander lieb,“ wiederholte Lisbeth.

Die Häkelnadel in Doras Hand machte zornige Sprünge. Die mit ihrer einfältigen Liebe! Ein schöner Haushalt würde das werden! Die Person mit ihrer Eingeltangelfrisur und ihren sonderbaren Freundschaften brauchte nur einmal der Frau Rektor über

den Weg zu laufen, dann konnte Heinz seine Bücher einpacken und Stadtreisender in Stiefelschmiere werden. Mutter war viel zu schwach! Wenn sie selbst doch reden dürfte!

Frau Osterwald seufzte noch einmal. Dann entschloß sie sich. „Mein Kind, ich nehme an, daß Sie, wenn auch verschieden von dem Bild, wie wir in unseren Kreisen uns junge Mädchen vorstellen und wünschen, doch das Herz auf dem rechten Fleck und ein feines Empfinden für Recht und Gerechtigkeit haben. Sie sagen, Sie waren ganz frei, als Sie Ihr Herz meinem Heinz schenkten. Ich will es glauben. Bei Heinz, sehen Sie, ist das anders. Sie müssen, um zu dem zu gelangen, was Sie als Ihr Glück betrachten, ein fremdes Glück vernichten. Wollen Sie das?“

„Das verstehe ich nicht.“

„Heinz war seit Jahren einem lieben Mädchen, einer Jugendgespielin, in herzlicher Neigung verbunden. Hat er Ihnen nicht davon gesprochen?“

„Nein.“

„Wir haben sie als seine Braut betrachtet.“

Lisbeth schwieg einen Augenblick. „Heinz tut es nicht,“ sagte sie dann ruhig.

„Er hat es getan, bis er Sie kennen lernte. Das Mädchen hängt mit ihrer ganzen Seele an ihm. Wenn Sie ihn ihr nehmen, wird sie unsäglich darunter leiden. Es kann sein, daß sie daran stirbt. Wollen Sie diese Schuld auf Ihr Gewissen laden?“

„Was kann ich dabei tun?“

„Was Sie dabei tun können?!“

„Ich kann Heinz doch nicht zwingen, sie liebzuhaben.“

„Liebe! Liebe! — Sie sprechen immer von Liebe. Von Pflicht scheinen Sie nichts zu wissen. Aber, mein

Kind, Liebe vergeht, Recht besteht. Es ruht kein Segen auf unrechtem Gut. Ich hatte auf meine Mitteilung eine andere Antwort von Ihnen erwartet. Da Sie sie nicht selbst finden wollen, muß ich Sie darauf hinweisen. Liebes Fräulein Lisbeth, geben Sie meinen Jungen frei. Sie passen nicht zu ihm. Nimmer werden Sie Ihr Glück als seine Frau finden. Um seinetwillen, um Ihretwillen, um unser aller willen — geben Sie ihn frei!“

Lisbeth sprang auf, mit Blut übergossen, empört. „Also das war der Zweck dieser Unterredung! Sie wollen die Schwiegertochter, die Ihnen nicht gefällt, aus Ihrer Familie ausmerzen! Aber eine Heirat ist eine Sache zwischen Mann und Frau allein. Nicht um seiner Mutter willen, nicht um eines Mädchens willen, das Heinz einmal liebgehabt hat, trenne ich mich von ihm. Solange er mich liebhat, solange ich ihn liebe — niemals!“

„Und wenn er aufhört, Sie zu lieben? — Er wird aufhören!“

„Wenn er mich nicht mehr liebhat, dann ist Heinz frei.“

„Auch wenn er inzwischen Ihr Mann geworden ist?“

„Einen Mann festzuhalten, der nach mir nicht fragt, würde ich mich unter allen Umständen schämen — unter allen! Ich kann mir nicht vorstellen, daß das Mädchen, von dem Sie sprechen, anders empfindet.“

„Nicht einmal die Ehe gilt Ihnen für heilig?“

„Wenn zwei Menschen nicht einer den anderen über alles lieben, dann ist es jederzeit besser, sie trennen sich.“

Der alten Frau liefen die Tränen über die Wangen. „Und mit diesen Grundsätzen wollen Sie meines Heinz Frau werden? Es liegt da ein Weltmeer zwischen Ihnen und uns!“

Dora hielt nicht mehr an sich. „Ich hab' dir's vorausgesagt, Mutter, du redest in die Luft. Fräulein Braun hat beschlossen, Frau Osterwald zu werden.“

Ehe Lisbeth antworten konnte, hob Frau Osterwald abmahnend die Hand. Es lag eine schlichte Hoheit in der Bewegung.

„Meine Kraft ist zu Ende. Mein liebes Fräulein, erwägen Sie still für sich meine Worte. Ich will Gott bitten, daß er uns alle erleuchten und diese Not zum Guten wenden möge. Ich — kann nicht mehr.“

Dora sprang zu und fing die Frau auf, die wankte.

Lisbeth ging stumm hinaus, verwirrt, befangen von der Echtheit dieses Schmerzes, der in ihre heiß aufflammende Empörung über die Aufnahme, die die Nächsten ihres Heinz ihr bereiteten, dämpfend fiel wie ein kalter Wasserstrahl in Feuersglut. Jedenfalls — die alte Frau log nicht. Sie sagte, wie sie empfand, wie die Erfahrung eines langen Lebens es sie sehen ließ. War denn der Schatten eines Grundes für ihre Befürchtungen vorhanden? Lag wirklich, wie sie sagte, ein Weltmeer zwischen Lisbeth Braun und Heinz Osterwald? Würde er einmal aufhören, sie zu lieben? Oder liebte er im Grund seines Herzens doch die andere, die nicht ein Weltmeer von ihm schied? Eine heiße Angst packte sie. Aber sie wollte sich nicht verwirren lassen. Nur Heinz konnte das Wort aussprechen, das sie von ihm trennte, nur er. Oh, sie liebte ihn — jetzt fühlte sie erst ganz, wie sehr sie ihn liebte, den Ton seiner Stimme, sein dunkles Haar, den verträumten Blick seiner Augen! Nein, sie ließ ihn sich nicht entreißen!

Sie war in den verwilderten Garten gegangen, saß auf dem Brunnenrand, neben dem schwül duftend die weißen Lilien blühten, den Ellbogen auf das Knie

stützend, den Kopf in der Hand, die achtlos das hochgebaufchte Haar zerwühlte.

Die Zeit verrann, die Schatten wurden länger.

Auf den Arm ihrer Tochter gestützt, wandelte Frau Osterwald den breiten Weg vor dem Gasthaus auf und nieder, eine gebeugte Gestalt, umwallt von schwarzem Gewand und schwarzem Schleier, traurig, hoffnungslos, ein düsterer Fleck in der sonnigen Landschaft, ein düsterer Schatten auf dem Leben eines frohen Menschenkindes.

Lisbeth sah sie wandeln und rührte sich nicht.

Aber jetzt trappelten junge Füße. Heinz brach an der Spitze seiner Schar aus dem Holz. Hastig schritt er aus, dann blieb er stehen und schickte seine Böglinge voran in das Haus.

Lisbeth sprang auf. Sie wollte zu ihm, ihm klagen, was die Seinen ihr angetan hatten. Seine Entscheidung wollte sie hören.

Da hatte er schon Mutter und Schwester erreicht. Sie vernahm seine Stimme. Aufregung klang daraus.

„Mutter! Denk doch! Schulrat Doktor Wallenrodt ist hier! Hier in Ölhausen. Eben besichtigt er die Bohrwerke. Ingenieur Börnholm hat mir's zugerufen. Er will auch die Ferienkolonie inspizieren.“

Die gebeugte Gestalt der Mutter richtete sich auf. „Schulrat Wallenrodt! Das kann entscheidend für deine Zukunft werden, mein Junge. Seine Empfehlung könnte dir die Stelle schaffen, die du erstrebst. Sieh nur zu, daß du gut vor ihm abschneidest. Wie kommt er denn hierher?“

„Er besucht Freunde auf einem benachbarten Gut. Da sieht er im Vorbeigehen gleich nach dem Rechten hier. Der gönnt sich ja keine Ferien.“

„Wenn du ihn nur zufriedenstellen kannst! Hier

im Haus scheint manches nicht zu sein, wie es sollte.“

Da stand Lisbeth neben ihm in stolzer Entschlossenheit. Nicht unter vier Augen, nein, vor Mutter und Schwester wollte sie ihn fragen, sollte er ihr darauf antworten, ob auch er einen Abgrund sah zwischen sich und ihr. Und wenn es solch einen Abgrund gab, ob er seiner Liebe nicht die Schwingen zutraute, ihn darüberzutragen.

„Heinz!“

„Lisbeth, denk doch, der Schulrat kommt!“

Wie ihm die Augen unruhig hin und her fuhren! In diesem Augenblick erinnerten sie an seiner Schwester Augen.

„Heinz! Deine Mutter sagt — du sollst mir Antwort geben —“

„Nachher. Ich muß jetzt ins Haus. Der Schulrat ist hier. Mein Vorgesetzter, verstehst du.“ Jetzt erst sah er sie an. „Wie siehst denn du aus?!“

Ihr weißes Feiergewand fiel von Hals und Armen zurück, ihr Haar floß in silberner Flut zerzaust um ihre Stirn. Die Wangen waren von Erregung gerötet, die Augen dunkel vor Leidenschaft. Sie war sehr schön in dieser Stunde, aber von der Schönheit einer Bacchantin. Und Heinz sah sie durch die Augen des gestrengen Schulmannes.

Er entrüstete sich. „Ich bitte dich — wie siehst du aus?“

„Was denn? Wie seh' ich denn aus?“

Ein feiner alter Herr trat aus dem Föhrenholz.

„Der Schulrat! — Da ist er schon. Ich muß ihn begrüßen.“ — Er wandte sich noch einmal zu Lisbeth. „Laß dich nicht vor ihm sehen! — Tu mir den einzigen Gefallen, versteh dich!“

Er stürmte fort.

Sie verstand nicht. Wie hatte er sie nur angesehen? War, was aus seinen Augen ihr entgegensprühte, Zorn oder gar Verachtung? — Verachtung ihr! Von ihm! Versteinert, ungläubig stand sie.

Inzwischen kamen die beiden heran. Es war nicht mehr möglich, zu entfliehen, wie Heinz forderte. Warum auch? Der alte Herr hatte ein liebes, kluges Gesicht. Sie war in ihrer Wirtschaft mit Schlimmeren fertig geworden.

„Also, Herr Osterwald, Sie haben die Freude, Ihre Frau Mutter und Ihr Fräulein Schwester hier zu Besuch zu haben? Das ist recht,“ sagte Wallenrodt freundlich. „Darf ich bitten, mich mit den Damen bekannt zu machen?“

Heinz stellte vor. „Herr Schulrat Wallenrodt. Meine Mutter, meine Schwester.“

Des Schulrats kluge Augen wanderten fragend weiter auf Lisbeth in Bewunderung oder Verwunderung.

Heinz in seiner Erregung glaubte letzteres. Er schleuderte Lisbeth einen Zornesblick zu. Hatte sie denn kein Zartgefühl, daß sie blieb, nachdem er sie gebeten hatte, zu gehen? Aber er mußte sprechen, erklären, wie dieses auffallende Mädchen auf diese Stelle, an seine Seite, neben seine Mutter, seine Schwester kam.

Er schluckte. Dann sagte er kurz entschlossen: „Fräulein Braun — unsere Wirtin.“

So. Das war gut. Für die Wirtin trug er keine Verantwortung.

Der Schulrat machte eine höfliche Verbeugung und wandte sich an Frau Osterwald mit einer Frage nach ihrer Gesundheit.

Lisbeth stand einen Augenblick wie eine Bildsäule. Das Blut schoß ihr glühend bis unter die blonden Haarwurzeln.

„Fräulein Braun — unsere Wirtin!“

Wie ein Schlag trafen sie die Worte, wie ein Blitzschlag in einer einzigen Sekunde erhellend, was undurchdringlich dunkel vor ihr gelegen hatte. Sie brauchte ihre Frage nicht mehr zu stellen. Der Mann, den sie liebte, hatte ihr die Antwort gegeben, klar und unzweideutig: er schämte sich ihrer. Er verleugnete sie vor den Menschen seiner Rasse. Die alte Frau hatte die Wahrheit gesprochen: ein Weltmeer lag zwischen ihm und ihr, und seine Liebe hatte nicht die Flugkraft, ihn darüberzutragen.

Sie hörte nichts weiter. Als der lebenswürdige alte Herr sich umwandte, um auch ihr ein freundliches Wort zu sagen, war sie fort. Wortlos hatte sie sich gewandt, war gelaufen, rascher, immer rascher, je weiter sie kam, als könnte sie durch ihr Rennen den rasenden Schmerz übertäuben, der in ihr wühlte.

Jrgendwo im tiefsten Wald warf sie sich zur Erde, grub die Finger in das Moos, um nicht zu schreien.

Es war aus. „Meine Mutter, meine Schwester — Fräulein Braun, unsere Wirtin!“ — Ein Nichts. Doch entscheidend. Denn es schob sie weg von ihm und den Seinen, nicht in Zorn, nicht in Erbitterung — darüber führen hundert goldene Brücken seliger Versöhnung — nein, ganz mechanisch, instinktmäßig. Die gehört nicht zu uns, die ist fremd. Glaub ja nicht, die sei von unserer Art. Und der Instinkt ist unfehlbar, unbelehrbar. Was er verwirft, das bleibt verworfen, wie auch Verstand und Gemüt sich mühen, es annehmbar zu machen.

Sie hatte keinen klaren Gedanken, nur das Bewußtsein des Geschehenen, zwei Bilder, schmerzhaft

brennend vor geschlossenen Augen: im schwarzen Föhrenwald die mondscheindurchflimmerte Lichtung, sie selbst, die Mündung der Pistole richtend auf einen, der auf starken Armen sie mit sich hinaustragen wollte aus der Schmach und Pein ihres Vaterhauses — und dann das weiße Gasthaus im Abendsonnenschein, die Gruppe Menschen davor, und Heinz, der, ohne mit der Wimper zu zucken, vorstellte: „Fräulein Braun — unsere Wirtin!“ —

Die Schatten wurden lang. Die Sonne schwand in violettem Dunst. Sie hob den Kopf nicht. Sie wollte nicht heim. Nur Heinz nicht wiedersehen! Vielleicht glaubte er, er sei ihr Dank schuldig geworden, und wollte ihr die Heirat als eine Art Zahlpfennig hinwerfen. Nein, nein, der Mann, der sie nicht liebhatte über Vorgesetzte, Stellung, Mutter, Schwester hinweg, hinweg über Pflicht und Recht dazu, der war ihretwegen frei wie der Vogel in der Luft! Sie würde ihn nicht halten, nicht mit der Nagelspitze des kleinen Fingers würde sie ihn halten! Frau Osterwald konnte zufrieden sein.

Der Mond am hohen Himmel begann Glanz anzunehmen, als eine ruhige, kühle Stimme sie aufschreckte.

„Schon so weit? — Ich erlaube mir festzustellen: das ist sehr früh.“

Sie hob den Kopf, ungläubig starrte sie die hagere, rassige Gestalt des jungen Bohrmeisters an. Sein rechter Arm lag festgeschient in einer Binde.

„Andrew Macclean! — Sie?“

„Da Sie nicht zu mir kommen, muß ich wohl Sie auffuchen. Ich habe heute kein Fieber. Was soll ich in meinem Bett? Für einen alten Trapper war es nicht schwierig, Ihre Fährte zu finden.“

Sie stand jetzt auf ihren Füßen vor ihm, zupfte das Gras und Moos von ihrem Kleid und versuchte das

wirre Haar aus der Stirn zu streichen in einer schmerzlichen Scham, die sie stumm machte.

„Sie schießen schlecht, Miß Lisbeth, oder Sie sind sehr unbarmherzig. Es würde verständiger gewesen sein, mich gleich totzuschießen als zum Krüppel zu machen. Wissen Sie wohl, ich werde ein Vierteljahr lang meinen rechten Arm nicht gebrauchen können, und wer kann sagen, ob er je wieder ganz gelenkig werden wird? Für mich ist das eine große Behinderung.“

„Vergeben Sie mir, wenn Sie können,“ stammelte sie. „Wenigstens habe ich Sie davor bewahrt, ein Mörder zu werden.“

Er lachte hart. „Ein Mörder! An dem Greenhorn, dem Schulmeister, doch wohl nicht!“

„Sie hoben die Hand —“

„Damit er stehen bleiben sollte. Ich hatte ihm ein Wort zu sagen.“

„Und in Ihrer Hand blitzte ein Gegenstand.“

„Es war mein elektrisches Feuerzeug. Nein, kein Browning, auch kein Bowiemesser — gar keine Waffe!“

„Sie hatten geschworen, Sie würden ihn umbringen!“

„Ja, um ein kleines Mädchen zu erschrecken, sagt man schon einmal so etwas.“

„Es wäre also nicht Ihre Absicht gewesen, Heinz Osterwald —“

„Sollt' ich aus dem schlappen Kerl einen Helden machen in Ihren Augen?! — Tote Menschen benehmen sich immer wundervoll, o yes! Ein Mann muß durchaus lebendig sein, um sich bis auf die Knochen blamieren zu können. Das scheint Mister Osterwald bereits gründlich besorgt zu haben.“

„Oh, wenn Sie nicht diese Absicht hatten, wie lächerlich bin ich dann!“

„Der Tag Ihrer Hochzeit mit dem Sirupmann ist wohl noch nicht festgesetzt?“

Sie warf sich wieder auf den moosbewachsenen Gang, schlug die Hände vors Gesicht und begann wild zu schluchzen.

Er setzte sich ihr gegenüber auf einen Föhrenstamm, der krumm gebogen war wie eine Bank. Leise pfeifend wiegte er sich auf dem schwanken Sitz und wartete.

Sie hob endlich den Kopf und wischte mit dem Handrücken die Tränen aus den Augen. „Sie haben ein Recht, mich zu verspotten, Macclean. Ich hab' mich betragen wie eine Närrin. Aber jetzt bin ich wieder vernünftig, gesund — ganz gesund.“

„Es freut mich, das zu hören.“

Sie stand auf. „Und so wollen wir Abschied nehmen. Ich wage nicht, Sie um Verzeihung zu bitten. Sie müssen mich jetzt hassen —“

„Doch nicht wegen des kleinen Krakers am Arm?“ unterbrach er sie. „Meine liebe Miß Lisbeth, wer Kraken kennt, weiß, daß sie Temperament haben und bei weitem nicht solch gefahrlose Kameraden sind wie zum Beispiel Kanarienvögel. Indessen, wen einmal die Passion für die wilden und graziösen Geschöpfe gepackt hat, der kommt nicht so leicht davon los. Solch kleiner Tazenhieb ist das Salz der Zuneigung. Ernsthaft gesprochen: ich war Ihr Freund — ich bin noch Ihr Freund. Setzen Sie sich wieder hin und sagen Sie mir, was hat's gegeben?“

„Gegeben hat's nichts, gar nichts. Bloß, Sie haben recht behalten: was ihn zu mir zog, ihn glauben machte, daß er mich lieb hätte, war einzig, daß ich anders bin als er, ganz anders, als ich sein müßte, um in seiner Welt leben zu können. Und mit mir ist's das gleiche. Dazu bin ich stolz. Er denkt vielleicht, ich hätte keine

Ursache, stolz zu sein — Vaters wegen. Aber ich bin ich, Andrew Macclean! Ich hab' meinen Wert für mich. Dem nehmen die Schulden auf Waldheim nichts und nichts meines Vaters Unglück. Mich soll man abschätzen, mich selbst, nicht meine Verhältnisse, meine Familie!“

„All right. Das ist auch meine Ansicht. Aber es ist nicht die Ansicht der anderen, der Leute, zu denen Mister Osterwald gehört. — Haben Sie sich mit ihm ausgesprochen?“

Sie schüttelte den Kopf mit einer Bewegung der Abwehr. „Es braucht's nicht. Alles ist aus.“

„Und was wollen Sie nun tun?“

Sie sah mit ratlosem Blick in den Mond, der jetzt hell strahlte, und um sich her, wo über dem Boden der weiße Nebel stand.

„Ich weiß nicht.“

„Sie müssen doch eine Idee haben, einen Gedanken, einen Wunsch.“

„Ich weiß nichts.“ Und nach einer Weile: „Ich möchte fort — ja, das möcht' ich! Weit fort von all dem. Neu anfangen anderswo. Ich glaube wohl, daß das Leben mir noch etwas schuldig ist. Ich glaube auch, daß ich noch etwas aus mir machen könnte und wieder froh werden — später. Jetzt ist mir wie einem Kind, das sich verlaufen hat. Ich kenn' mich nicht mehr aus. Ich hab' keinen Mut. Die Dinge, die Verhältnisse, die Menschen ängstigen mich, und ich mag nicht heim. Ich mag ihn nicht wiedersehen! Ich schäme mich. Ich schäme mich tot!“

„Sie schämen sich?“

„Daß ich so dumm war! Daß ich glauben konnte — glauben, ein Mensch könnte sein ganzes Wesen plötzlich umkrempeln wie einen Handschuh! So, bis heute

war ich rechts, nun gefällt's mir, links zu sein. Sich so was einzubilden! Ja, schöner mag's wohl sein, als schneeweißer Schwan stolz seine Kreise auf glattem Teich zu ziehen. Eine Wildgans bleibt darum doch ihr Lebtag eine Wildgans.“

Macclean nahm ihre Hand. „Miß Lisbeth, ist es Ihr Ernst, daß Sie nicht in Ihr Haus zurückkehren, daß Sie den Schulmeister nicht wiedersehen möchten?“

„Ein paar Jahre meines Lebens gäb' ich drum! Aber —“

„Very well. Sie kennen meine Empfindung für Sie — — Nein, ich habe nicht den schlechten Geschmack, Sie heute abend davon zu unterhalten. Ich will bloß sagen: ich bin der nächste Mensch für Sie im Leben — und wenn Sie nicht heim wollen, nicht aushalten wollen in dem Haus Ihres Vaters — ich bin überzeugt, Sie würden darin zugrunde gehen —, so packen Sie das Notwendige zusammen. Fahren Sie noch in dieser Nacht nach Bremerhaven. Der ‚Deutsche Kaiser‘ geht morgen früh nach New York in See. Ich will Ihnen die Adresse von einem einfachen Boardinghaus mitgeben. Da wohnen Sie. Wenn ich dann in vierzehn Tagen nachkomme, werden Sie mit sich im klaren sein. Wollen Sie dann meine Frau werden — all right. Und können Sie sich nicht dazu entschließen, dann ist Amerika der rechte Platz für Sie. Sie werden sich dort leicht auf Ihre Füße stellen und ein gutes Fortkommen finden. Was Sie brauchen für Reise und Aufenthalt, schieße ich vor — das versteht sich, da ich den Rat gebe. Was sagen Sie?“

Sie sah ihn ungläubig an. „Ich soll — diese Nacht noch soll ich —“

Vor ihrem inneren Auge stand ihr Heim, der Vater, Tante Hanne, die ewig vergebliche Mühsal, die untilg-

baren Schulden! Und Frau Osterwald mit den wallenden schwarzen Schleiern und den Seufzern — und Heinz, der sie verleugnete! — All das hinter sich lassen können für immer, auslöschen wie eine mißratene Schrift! Frei und froh auf sich gestellt ein neues Leben anfangen! — Ja, der Mann vor ihr war wirklich ein Starker. Was er anfaßte, wurde leicht. Die Hindernisse rüdten ihm aus dem Weg. Der andere schleifte wie Schlinggewächs endlose Schwierigkeiten hinter sich her und warf sie seinem Lebenskameraden vor die Füße, daß er stolpern mußte.

Sie faßte mit beiden Händen des Amerikaners Hand, beugte sich darüber, um in heißer Dankbarkeit ihre Lippen darauf zu pressen. „Das wollten Sie für mich tun, Andrew Macclean? Sie für mich! Jetzt noch! — Was sind Sie für ein Mensch!“

Er zog hastig seine Hand zurück. „Wir wollen vom Geschäft als vom Geschäft sprechen — ohne Aufregung. Ich habe es Ihnen oft gesagt: ich tue nie etwas für einen anderen, nur für meinen eigenen Vorteil. Wollen Sie annehmen?“

„Ich tu', was Sie mich heißen. Blind trau' ich Ihnen. Und ich will — Sie sollen Ihre Gutheit nicht bereuen.“

„All right. Kein Versprechen. Es könnte Sie reuen. Was Sie mir sagen wollen, sagen Sie mir in New York — falls Sie dann noch die Absicht haben. Wir müssen jetzt Ihren Reiseplan feststellen. Ihr Zug geht um ein Uhr nachts. Um halb zwölf fährt ein Wagen vom Werk nach der Bahn. Ich werde Sie nicht hinbringen. Sie müssen ganz frei sein, zu gehen oder zu bleiben nach Ihrer Einsicht.“

„Ich gehe, Andrew Macclean. Ich gehe.“

Der Schulrat hatte sich außerordentlich anerkennend über die körperliche und geistige Pflege der Ferienkinder ausgesprochen. Heinz Osterwald fühlte sich groß, als ginge er auf Stelzen. Er hatte Gelegenheit gefunden, dem wohlwollenden alten Herrn seinen Herzenswunsch auszusprechen, den Wunsch nach einer Lehrerstelle, die ihm erlaubte, eine Familie zu gründen. Wallenrodt selbst hatte ihn auf eine freierwerbende Stelle aufmerksam gemacht, ihm seine Fürsprache bei der Bewerbung zugesichert. Morgen wollte Heinz seine Eingabe machen.

Die Familie saß beisammen. Mit leuchtenden Augen, mit geröteten Wangen sprach der junge Lehrer von seinem Erfolg, von seinem Beruf. Das künftige Geschlecht heranbilden, jedes einzelne junge Reis ziehen nach seiner Eigenart zu der ihm eigenen Vollkommenheit, schien ihm eine Nachahmung von Gottes Schöpfungswunder. Und weil er sein ganzes Herz in sein Amt legte, fühlte er sich als ein Berufener.

Eine Weile hörten Mutter und Schwester schweigend ihn schwärmen. Endlich sagte Dora: „Was Heinz nur anfangen würde, Mutter, wenn er nicht mehr Lehrer sein könnte?“

Der alten Frau begannen die Tränen schwer die Wangen herunterzurieseln. „Ja, Heinz, wie schön könnte dein Leben sein! Wie glatt macht der liebe Gott in seiner Gnade deinen Weg! Aber hoffst du denn, ihn gehen zu können mit dem Mädchen, das du dir zur Frau erwählt hast? Ach, ich fürchte, du selbst hast dir dein Glück zerstört!“

Heinz fuhr zusammen. Lisbeth war in seinen Gedanken zurückgetreten über der Befriedigung, die seinem Berufsehrgeiz heute geworden war. Nun sah er sie vor sich, wie sie vor dem Schulrat gestanden hatte.

Und die Erinnerung war ein Erschrecken. Aber er wäre nicht durch und durch Lehrer gewesen, wenn er nicht auf die Wunderkraft der Erziehungskunst gebaut hätte.

„Wir werden Lisbeth bilden, Mutter,“ antwortete er zuversichtlich. „Sie ist nicht unedel — ein ungeschliffener Diamant. Laß dich die Mühe des Schleifens nicht verdrießen.“

Daß sie sich nicht zeigte, nahm er für ein gutes Zeichen. Sie schämte sich. Er suchte sie auch nicht auf. Sie war seinem Gebot ungehorsam gewesen, Strafe gehört zur Zucht. Und er wehrte Dora, sich nach ihr umzusehen.

Zulezt wurde er aber doch unruhig und fragte Tante Hanne.

„Sie wird längst im Bett sein,“ meinte die Alte.

Er ging dann auch auf seine Kammer. Mit was für einem Gefühl von Geborgenheit würde er sich heute in die weißen Bettstücke gestreckt haben, wenn er den eigenfinnigen Kopf unter der silberblonden Haarflut nie gesehen hätte! Wenn die letzten vierzehn Lebens-tage ein wüster Traum gewesen wären! Dann würde seine arme, tränkende Mutter heute seit Jahren die erste reine Freude fühlen. Dann würden Ellis scheue, zärtliche Augen aufstrahlen in neuem Glanz. Eine Stunde stolzer Wonne wär's, wenn er sie von ihren Eltern forderte, den Hochzeitstag festsetzte. Wohin er mit dieser Frau sich auch wenden mochte, der Beifall von Vorgesetzten und Kollegen würde ihn begleiten. Ja, glatter würde sein Leben hinfließen, wenn er Ölhausen und Lisbeth Braun nie gesehen hätte! Aber er hätte die Empfindungen und Begebnisse der letzten Wochen doch nicht wegstreichen mögen aus seinem Schicksal — um vieles nicht!

Im Schlaf war es ihm, als sei ein leises Gehen

im Haus, ein Krachen, Rascheln. Eine Thür fiel ins Schloß, Räder rollten. Er schlief darüber ein. —

Auch am Morgen zeigte Lisbeth sich nicht. Frau Osterwald fühlte sich verlezt, Dora redete von Rücksichtslosigkeit. Heinz wurde unruhig.

„Aufs Feld hinaus wird sie sein,“ beschied die Tante gleichgültig. Sie hatte alle Hände voll mit ihrem Bruder zu schaffen. Sein Abendtrunk war tief gewesen, es ging ihm schlecht.

Am Nachmittag, als Frau Osterwald schon zur Abreise rüstete, kamen mit der Post zwei Briefe: an Tante Hanne, an Herrn Lehrer Heinrich Osterwald. Lisbeths Handschrift. Poststempel Bremerhaven.

Das Herz des jungen Lehrers tat ein paar hastige Schläge. Dann zerriß er den Umschlag und las: „Ich schreibe Dir vom Bord des ‚Deutschen Kaiser‘. Leb wohl. Ich hab’ Deine Augen gesehen, als der Schurat bei Dir stand. Die sagten mir deutlich: Du bist aus der einen Welt, ich bin aus der anderen. Es führt keine Brücke von Dir zu mir. Darum gehe ich. Ich will Dir Dein Leben nicht verderben. Du sollst mir auch meines nicht verderben. Gib Dich dem Mädchen Deiner Art, das Dich liebhat auf Deine Art. Und sorg Dich nicht um mich. Ich sehe meinen Weg und gehe ihn ohne Furcht. Ein Freund weist ihn mir und hilft mir ihn gehen. Wenn Du diesen Brief erhältst, bin ich auf hoher See.“

Wir stehen an zwei verschiedenen Ufern, Heinz Osterwald, und das Wasser zwischen uns ist tief. Kein Menschenverstand und kein Menschenwille kann die Brücke schlagen zwischen Deiner und meiner Welt. Darum leb wohl. Lisbeth Braun.“

Einen Augenblick empfand Osterwald einen heftigen Schmerz. Es demütigte ihn, daß wieder sie, das Weib,

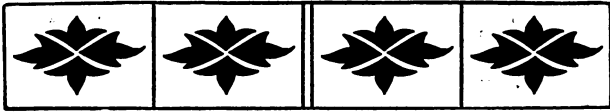
ohne zu fragen, ohne zu zögern, ihr und sein Schicksal entschied, das Band zwischen ihnen zerschnitt, bevor er sich noch klar geworden war, ob es wünschenswert sei, es zu zerschneiden. Und zugleich umgab diese schnelle, kraftvolle Entschlossenheit, der Charakterzug aus einer Welt, die anders war als seine, das Mädchen mit seltsam fesselndem Reiz. Stolz, reiner sah er ihr Bild, da es ihm in die Ferne rückte. Wehmut ergriff ihn, daß er nicht die Kraft gehabt hatte, sie zu halten. Und auch Eifersucht mischte sich brennend ein auf den Freund, der sie leitete, dem sie sich anvertraute. —

Aber aus dem wunderlichen Gemisch seiner Empfindungen, aus Born, Enttäuschung, Eifersucht, Bewunderung, rang doch schon ganz sacht und wohlthuend wachsend ein Gefühl unendlicher Erleichterung sich hervor, ehrliche Freude, daß sein Beruf ihm blieb, ungefährdet der Wirkungskreis, der seiner Eigenart gemäß war, und ein wunderbar zärtliches Schützergesühl dazu, wenn er an Elli dachte. Das Leben der lieben Kleinen würde er mit Glück überschütten. Die andere, Willensstarke bedurfte seiner nicht. Es war wohl, wie sie sagte: zwei Welten — und keine Brücke von der einen zu der anderen. Nur in sehnsüchtigen Träumen schwingen ihre Bürger sich hinüber, herüber. Die Leiber derer, die es in Wirklichkeit versuchten, decken die Wasser der Tiefe.

Lange saß er einsam sinnend, mit sich ringend in seiner Kammer. Dann ging er hinunter und gab Frau Osterwald den Brief.

„Wir wollen den Himmel preisen, Mutter. Ich glaube, er hat's weise gemacht.“





Dienstbotentrachten.

Von Ola Afsen.

Mit 11 Bildern nach
Originalvorlagen.

(Nachdruck verboten.)

Die immer mehr fortschreitende Änderung aller sozialen Verhältnisse hat auch zu einer erheblichen Änderung des Verhältnisses zwischen Dienstboten und Herrschaft geführt. Die Rechtsauffassung der alten, zwar formell noch in Geltung befindlichen, in Wirklichkeit aber überlebten Gesindeordnung steht immer weniger im Einklang mit der Rechtsstellung, die die heutigen Dienstboten nicht ganz mit Unrecht für sich in Anspruch nehmen, und unsere Hausfrauen werden sich immer mehr entschließen müssen, dem Zug der sozialen Gesetzgebung folgend, das Verhältnis zum Dienstboten nach den Grundsätzen des Vertrages einzurichten.

Naturgemäß hat die veränderte rechtliche Stellung des Gesindes auch tiefgreifende Änderungen ihrer Stellung im Hause zur Folge. Es mutet uns an wie Überreste der patriarchalischen Verhältnisse aus der Zeit, in der das Gesinde noch wirklich zur Familie gehörte, wenn wir sehen, wie die Dienstboten auch in ihrer äußeren Erscheinung den Wohlstand und die gesellschaftliche Stellung ihrer Dienstherrschaft gekennzeichnet haben. Es bestehen heute auch noch einige von der guten Gesellschaft anerkannte Vorschriften über

die Kleidung von Dienstboten. Als aber in Amerika der Vorschlag gemacht wurde, eine Livree für Dienstmädchen einzuführen, fand diese Idee in Deutschland keinerlei Sympathie. Es wäre dadurch eine neue Last für die Hausfrau entstanden, die sich in den meisten Fällen gerne mit einwandfreier Sauberkeit bescheidet.

Die verwickelten Unterschiede früherer Zeiten wären für das Tempo unseres Jahrhunderts undenkbar. Die Magd in Nürnberg hatte im Mittelalter eine vorchriftsmäßige Tracht, wenn sie am Brunnen Wasser schöpfte, das Rind spazieren führte oder Hochzeitsgeschenke in das Festhaus brachte. Wenn sie gar bei einer Hochzeit bediente, zeigte ihr Anzug einen umständlichen und anspruchsvollen Aufwand, dessen Kosten natürlich von der Herrschaft getragen wurden. Durch die reichen Spizentrüschchen und Spizenvolants, die blendenden Krausen und faltenreichen Schürzen erwiesen sie den Wohlstand des Hauses.

In ähnlichem Aufpuß trug eine Augsburger Magd die Hochzeitsgeschenke in einem großen Korb. Der kolossale Aufpuß ist das Zeichen der Feierlichkeit, der sich vor dem Alltagsgewand auszeichnete.

Merkwürdig war das Kleid einer Danziger Dienstmagd, die über der festen Taille einen breiten Kragen und eine getraufte Halsrüsche trug. Im Schwabenland muß das Vertrauen der Hausfrau recht groß gewesen sein, denn die Köchin prahlte unter ihrem aufgeschürzten Rock mit einem beträchtlichen Schlüsselbund. In Holland und Flandern unterschied sich die Tracht nur ein wenig bei der üblichen Kopfbedeckung voneinander. Außerdem waren die Ärmelwülste und Halskrausen bei der holländischen Magd umfangreicher.

Reich und geschmackvoll von dem mit Schleifen gezierten Schuß bis zu der mit Spizen geschmückten,

lang herabhängenden Haube wirkten die französischen Jungfern aus der Zeit Ludwigs XIII. Wie da die



Kammermädchen zierlich und geziert während des persönlichen Dienstes bei der Herrin ausschauten, wie

man ihnen ansah, daß sie es wohl verstanden, bei der langwierigen Toilettenkunst geschickt zur Hand



Eine Nürnberger Magd zur Hochzeit dienend.

zu gehen; ebensolch netten Eindruck machte die Jungfer, der die Sorge für die Verwaltung der Wäsche oblag.

Als später die Reifrockmode auftauchte, verbreitete sie sich in Paris bei den Dienstboten mit ungeheurer Geschwindigkeit, so daß die Mägde damit auf den Markt



zum Einkauf gingen und am Herd kochten. Die deutschen Frauen waren gegen ihre Küchenfeen weniger nachsichtig und ließen den niederen Ständen das Tragen des

Reifrodes verbieten. In Dresden wurden zwei Dienst-
mädchen bestraft, weil sie im Reifrod die Kirche besuchten.



Ein Dienstmagd zu Dankig.

Diese Figur gibt zuversichn!

Wie die Hausmagdt pflegen zugehn.

In der Stadt Dankig wann sie soln

Über die Gassen Wasser holn.

D. iii

Die Hamburger Dienstboten hatten stets wegen
ihrer tadellosen Tracht, die keineswegs ihre eigene

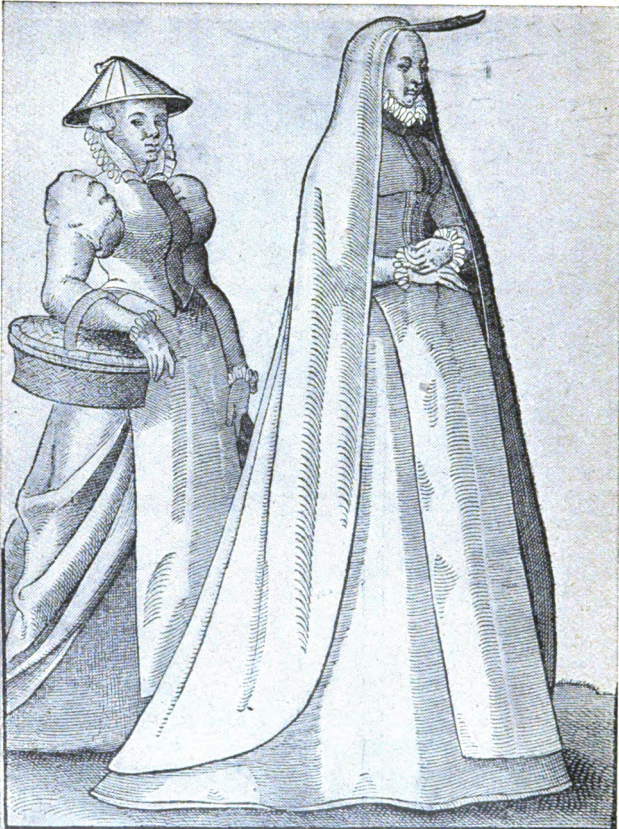


Eins Burgers oder Geschlechters Magdt / wann
sie von Markt gehen.

Die Burgers Köchin in gemein /
Auff solche weis treten herein.

Sonderlich in dem Schwabenlandt /
Wann sie gen Markt gehen zuhandt.

Note entbehrte, einen guten Ruf, auf den sie noch heute mit Recht stolz sind. Das Kleinmädchen, gleich-



Ein Weib sampt ihrer Magdt auß Hollandt.
 Die Weiber vnd Frauen in Hollandt/ Wann sie wollen gen Markt lauffen/
 Gehen in solcher Tracht vnd Givande. Mit ihren Mägden einkauffen.
 3 iij

bedeutend mit dem jetzigen Hausmädchen, trug helle, kurzärmelige Kleider und eine reizende Haube, die dem heutigen „Hamburger Häubchen“ den Namen gab. Auch die Hamburger Köchin mit ihrem farbenfrohen



Ein Hausmagdt auß Frankreich oder Flandern.
 Eine Hausmagdt auß Flandern! Wo sie über die Gass thut gahn!
 Thut täglich also wandern. Wie diese Figur zeigt an.

Do. iii

Brusttuch und ihrer schutenartigen Haube machte einen besonders adretten und ansprechenden Eindruck. Der Aufpuß der Berliner Köchin aus alter Zeit, bunt und

eigenartig, mit roten Strümpfen und niedlichen Pantöffelchen hat vielfache Anfeindungen hervorgerufen



Pariser Hofe aus der Renaissancezeit.

und strenge Verbote im Gefolge gehabt. König Friedrich Wilhelm I., der Ordnung und Fleiß in seinem Lande

haben wollte, erließ ein Edikt, „wonach nach Verlauf von sechs Monaten nach Publikation keine Dienstmägde mehr seidene Ramiföler, Röcke oder Låke tragen



Hamburger Dienstmädchen aus der Empirezeit.

durften, sondern wofern nach Ablauf solcher gesetzten Zeit dennoch welche damit betroffen würden, denselben solche seidene Kleider öffentlich auf der Straße abgenommen werden sollten“.

Hauptsächlich putzten sich die Mädchen am Sonntag,
und die Bauerndirnen, die mit einer zerrissenen Schürze



Berliner Köchin aus der Biedermeierzeit.

und mit einer alten Haube in die Stadt gekommen
waren, hatten bald den Wunsch, sich in der Art vor-



Hamburger Köchin aus der Biedermeierzeit.

nehmer Frauen zu kleiden. Statt der einfachen Haube setzten sie sich eine bebanderte auf, die man damals

„Dormeuse“ nannte. Einer solchen Haube folgte bald der gefaltete Rock und ein bekräuseltes Tuch. Sie brannten sich nicht nur das Haar, sondern sie versuchten auch, durch Puder und Pomade ihre Reize zu heben. Als in Frankreich die Fontangen schon vollkommen unmodern waren, bildeten sie noch den Ehrgeiz der deutschen Magd, die sich auf den Kopf hohe Türme baute, in die sie Spizen und Schleifen steckte. Das Dekolleté brachte das rote Korallenkettlein zur vollen Geltung, das die höchste Eleganz beim Dienstmädchen darstellte.

Interessant ist eine ausführliche Schilderung der Berliner Dienstboten, besonders ihres Kleideraufwandes, die wir zu Ende der achtziger Jahre des 18. Jahrhunderts in der „Berlinischen Monatschrift“ finden, und in der erzählt wird, daß die Dienstmädchen den Stutzern in Livree zum Gespött wurden, wenn sie nicht die englischen und französischen Pas und alle Touren der Tänze zu machen wußten.

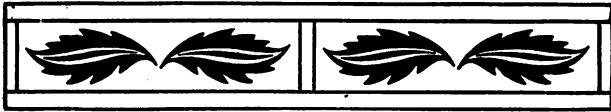
Um den Ansprüchen ihrer Kavaliere zu genügen, wurde deshalb in verschiedenen Häusern und Gärten Unterricht im Tanzen erteilt. Unter anderem hören wir von einem müßigen Schneidergesellen, der für zwei Groschen Unterricht im Tanzen gab. Dahin eilte nun öfter die Köchin vom Markt, setzte ihren Eimer vom Arm, spannte ihre Füße ins Fußbrett oder stolperte schwerfällig eine französische Quadrille, indes ihre arme wartende Hausfrau in der rauchenden Küche schwitzte.

Diese Beziehungen forderten natürlich den Gang zur Aппigkeit in der Kleidung. Die Mägde begnügten sich nicht mehr mit „Rasch“, einem geringen, leichten Wollstoff, wie man ihn vorschrieb. Die Kleiderverordnungen wurden übertreten, und seidenes Zeug

war an der Tagesordnung. Ihre Ansprüche an die Großmut der Herrschaft, die sich in Geschenken äußern sollte, waren auch nicht gering.

Machte die Tochter des Hauses Hochzeit, so rechnete die Magd auf ein buntes Kleid, wurde die Herrschaft ernstlich krank, so hoffte sie auf ein Trauerkleid und war sehr betrübt, wenn der Senfmann an der Tür vorbeiging.





Die Entführung.

Eine moderne Mustererzählung.

Von Heinrich Binder.



(Nachdruck verboten.)

Ich hasse nichts mehr als die Ungenauigkeit, mit der deutsche Dichter Erlebtes und Geschautes wiedergeben.

Viele Erzählungen beginnen: „Es war an einem Sommerabend.“ Oder auch, wenn der Dichter noch mehr Stimmung erzielen will: „An einem Sommerabend war's.“ Nun gibt es aber doch wahrlich viele Sommerabende! Dauert der Sommer doch in unserer Gegend vom 21. Juni bis zum 23. September!

Und warum sollte man eine Erzählung nicht mit den klaren, festen Worten beginnen: „Es war am 13. Juli dieses Jahres. Der Zeiger der alten Dorfuhr, die in einundzwanzig Meter Höhe an dem achtundvierzig Meter hohen Kirchturm der 1864 aus Sandstein erbauten Kirche angebracht ist, zeigte vierundzwanzig Minuten nach acht Uhr.“

Jeder Mensch wird nun aber auch wissen wollen, wie das Dorf heißt, in dem die Uhr in einundzwanzig Meter Höhe am Kirchturm angebracht ist.

Ein ganz gründlicher Mensch wird anknüpfend an die Erzählung sogar die folgenden Fragen stellen:

1. In welchem Stil ist die Kirche erbaut?
2. Von wem?
3. Ist das Zifferblatt der Uhr an allen vier Seiten des Turmes angebracht und mithin überall sichtbar?
4. Warum stand der Zeiger der besagten Uhr auf acht Uhr vierundzwanzig Minuten?
5. Auf welchen Tag fiel der 13. Juli?
6. Besteht ein Kausalnexuſ zwischen der Erzählung und der Tatsache, daß am gleichen Tage des Jahres 1793 in Paris Marat von der schönen Charlotte Corday, einer Anhängerin der Girondisten, ermordet wurde?

Soviel ich weiß, haben alle diese Fragen auf den Gang meiner nachstehenden Erzählung keinen Einfluß. Sie stehen mit ihm nicht in Zusammenhang. Nur der 13. Juli ist der Tag, an dem zwei Menschen handelnd dem Schicksal entgegentraten.

Also: Es war am 13. Juli dieses Jahres. Die Sonne war bereits gesunken*).

Wie ein Meer von Rosa und Gold, wie ein unendlicher Teppich von violetten und schwefelgelben Mustern lag die Glut des Abendrots am Himmel**).

Der kleine Badeort Salzbad schlummerte schon in stillem Abendfrieden***).

Die Straße herauf, die Salzbad von Norden nach Süden durchschneidet, kam ein junges Mädchen von

*) Der Sonnenuntergang fiel an jenem Tage nach Meiers astronomischen Tabellen auf 8 Uhr 16 Minuten abends.

***) In westlicher Richtung.

***) Salzbad liegt auf 12,3 Grad östlicher Länge und auf 50,3 Grad nördlicher Breite in 490 Meter Höhe an der nicht schiffbaren Salze. Es hat alkalisch-salinische Sauerlinge, 2100 Einwohner, darunter 93 Katholiken, ist Sitz einer königlichen Badedirektion und wird sehr viel von Frauen besucht. Frequenz im letzten Berichtsjahre: 8336 Kurgäste, wobei ich mitgezählt bin.

etwa zweiundzwanzig Jahren, das anscheinend Ellen hieß.

Man sieht nämlich den Mädchen den Vornamen meistens an. Ich wenigstens bilde mir ein, jede Erube, Marie, Lotte, Martha, Lona und Barbara nach ganz gewissen Grundsätzen sofort erkennen zu können. In dem vorliegenden Falle bestätigte sich übrigens meine Theorie wieder einmal glänzend: die Dame hieß wirklich Ellen! Den Beweis dafür liefert die Kurliste von Salzbad vom 5. Juli dieses Jahres.

Eigentlich paßte der Name Ellen nicht zu der Erscheinung. Die Dame hatte etwas Energisches, Selbstbewußtes, Bestimmtes in ihrem Auftreten, während die anderen Ellen meistens weichgeartete Wirbelwinde sind.

In der Mitte der Straße, gerade vor der Villa Neptun, blieb Ellen stehen und blickte in das glühende Abendrot, das wie ein rotgoldener Kranz am Himmel lag. Jetzt konnte man auch Gelegenheit nehmen, die Dame näher zu betrachten. Sie trug ein Kleid aus weißem Mull mit reichen Handstickereien und irischen Spitzen verziert*). Um den Hals trug sie eine wertvolle Perlenkette und an den Händen ebenfalls sehr kostbaren, wenn auch geschmackvollen Schmuck.

Ihr zu Füßen, die in weißen Wildlederschuhen steckten, saß ein kleiner Seidenpinscher. Ein entzückendes, molliges Etwas, ein Gewirr von Seide, schwarzem Schnuppernäschen und weißen Floden.

Von der anderen Richtung her, vom Kurhaus herunter**), kam ein junger Mann. Vielleicht fünfundzwanzig Jahre alt, ein Meter zweiundsiebzig bis ein

*) Preis ungefähr 200 bis 250 Mark.

**) 1892 aus Sandstein erbaut.

Meter fünfundsiebzig groß, blaue Jacke, weiße Flanellhosen, Sporthemd, langen, blauen Schlips, Gürtel, kurzgeschnittenes, schwarzes Bärtchen, hübsche Zähne, gelbe Schuhe und einen Panamahut, der aber anscheinend nicht echt war.

Als dieser Herr sich Ellen bis auf ungefähr achtzig Zentimeter genähert hatte, fuhr das oben beschriebene weißseidene Hundekleinod auf einmal mit wütendem, hellem Gekläff an die weißen Flanellhosen des jungen Mannes, und ehe sich dieser von seinem Erstaunen erholen konnte, hatte das Tierchen schon ein großes Loch in das linke Hosendeckel des Herrn mit dem unechten Panama gebissen*).

Ellen entschuldigte sich tausendmal**), und der Herr tat so, als ob der Zwischenfall das höchste Glück seines Lebens bedeute.

Er benützte natürlich sofort die Gelegenheit, sich vorzustellen: „Fritz Eggers aus Berlin.“

„Ah, auch aus Berlin?“

„Ehrwürdiges Fräulein auch?“

Und so kamen die beiden zusammen

In der nächsten halben Stunde bewunderten sie gemeinschaftlich das Abendrot, das einer tiefen, wohligen Dämmerung Platz machte, zumal es neun Uhr und sieben Minuten geworden war.

Wie das in Bädern manchmal vorkommt, verlobten sich die beiden um neun Uhr achtzehn Minuten, auf dem Wege, der vom Kurhaus rechts hinauf nach der Sabinenhöhe führt. Zwar soll man sich niemals in

*) Das Loch war von dreieckiger Form, ungefähr 7 Zentimeter groß und befand sich etwa 20 Zentimeter über dem Erdboden.

**) Nicht wörtlich zu nehmen, sondern nur als oft gebrauchte, aber nicht immer zutreffende Redensart.

Bädern verloben, denn man heiratet die hübsche Umgebung nicht mit. Aber es gibt eben doch eine Liebe auf den ersten Blick. Sogar eine leicht betömmliche und manchmal auch dauerhafte Liebe!

Um neun Uhr sechsenddreißig Minuten trennten sich die Verlobten mit dem festen Vorsatz, am anderen Morgen zusammen vor die Eltern zu treten, um aus ihrer Hand das Schicksal in Empfang zu nehmen. Ellen hatte natürlich die Herrschaften mittlerweile vorzubereiten.

Fritz Eggers, dessen Persönlichkeit für die Geschehnisse an diesem Abend nicht mehr in Frage kam, ging in einem Gefühl seligen Wahnsinns in seine Wohnung*). Ellen ging in das Hotel Königshof, in dem sie mit ihren Eltern wohnte, und fuhr im Aufzug**) in die erste Etage, in der ihre Eltern eine Flucht von drei Zimmern mit Bad innehatten***).

Die Familie saß noch in dem mittelften Zimmer, in dem sogenannten Salon, als Ellen eintrat. Sie traf dort folgende Personen:

1. Albert Hartmann sen., Vater und Fabrikbesitzer aus Berlin. Ungefähr einhundertundsechzig Zentimeter groß und neunzig Kilogramm Gewicht. Inhaber des serbischen Lakovoordens, der belgischen Leopoldmedaille und der deutschen Chinamedaille für Nichtkombattantent). Achtundvierzig Jahre alt, ziemlich beleibt. Aufsichtsratsmitglied bei fünf Gesellschaften. Bastseidener Anzug, breites, joviales Gesicht, in der

*) Villa Quissana, Kost und Logis von 6 Mark ab, wobei man allerdings manchmal nicht weiß, was zur Kost und was zum Logis gehört.

**) Tragfähigkeit: 4 Personen einschließlich Führer.

***) Preis: 35 Mark ohne Pension.

f) Wegen starker Beteiligung an den Liebesgaben.

Hand immer ein Taschentuch, weil es in dem Nest so warm war.

2. Frau Julie Hartmann, geborene Breslauer. Hübsche, stattliche Dame, die nie auf morgen verschiebt, was sie heute noch anziehen kann. Viel Seide, viel Diamanten, viel moralische Überlegenheit dem Manne gegenüber. Größe und Gewicht wie bei Herrn Albert Hartmann, nur daß sie die Größe zugibt, das Gewicht jedoch abstreitet.

3. Ralph Eugen Hartmann. Vierzehn Jahre alt, Sohn der Erstgenannten, einziger Bruder von Ellen. Untersekundaner in Berlin. Fühlt sich aufs höchste geschmeichelt, wenn man ihn einen Zyniker nennt. Überragt beide Eltern um etwa drei Zentimeter, tut aber so, als wären sie Waisenkinder, die seiner Obhut anvertraut sind*).

Zu diesen drei im Salon anwesenden Menschen sagte Ellen zuerst: „Guten Abend!“

Nachdem dieser Gruß von drei Seiten fast gleichzeitig wiederholt war, sagte Ellen, indem sie sich in einen Klubsessel von imitiertem Krotodilleleder fallen ließ: „Ich habe mich soeben verlobt.“

Diese Mitteilung wirkte auf die drei Menschen ganz verschieden.

Herr Hartmann sagte: „Du bist verrückt!“

Frau Hartmann, geborene Breslauer, sagte: „Um Gottes willen! Segen wen denn?“

Ralph Eugen Hartmann sagte: „Na ja, verlobt ist noch nicht verheiratet!“

Als einzige Antwort auf die drei Meinungen

*) Sämtliche Personalien ließ ich mir vom Portier des Hotels Königshof, einem Herrn Gottfried Bünke aus Leipzig, gegen eine einmalige Vergütung von 2 Mark geben.

äußerte Ellen: „Ich habe mich verlobt mit Herrn Friß Eggers, Kaufmann aus Berlin.“

„Kaufmann! Kaufmann! Bin ich auch. Was ist der Kerl denn? Wo, wie, weshalb, warum, wieso, wenn, wann?“

Es ist eigentlich überflüssig zu sagen, daß Herr Hartmann sen. es war, der diese fragenden Fürwörter schnell hintereinander heraussprudelte.

Zwischendurch aber hatte Ralph Eugen Hartmann noch Gelegenheit gefunden zu der seinen Synismus so recht kennzeichnenden Äußerung: „Pfui Deibel! Wie kann ein Mensch Eggers heißen und aus Berlin sein! Ausgerechnet aus Berlin!“

Allein Ellen war, wie man im Laufe der Erzählung wohl noch manchmal wird feststellen können, eine für ihr Alter ungemein energische Dame, und so sagte sie denn auch kurz, gehaltvoll, bestimmt und mit Nachdruck: „Es hat keinen Zweck, daß wir uns jetzt noch darüber aussprechen. Es wird zu neu, zu überraschend für euch sein. Ihr würdet lachen, wenn ich euch jetzt von Liebe auf den ersten Blick reden würde. Und im übrigen werdet ihr morgen früh ja Gelegenheit haben, meinen zukünftigen Gatten selbst kennen zu lernen.“

Mit diesen Worten, die zweifellos einen sehr guten Abgang aus solchen Situationen bilden, ging sie in das Zimmer links vom Salon, das sie mit ihrer Mutter bewohnte, während in dem Zimmer rechts Vater mit Ralph Eugen untergebracht war.

Frau Hartmann folgte ihr auf dem Fuße, und was die beiden Frauen an jenem Abend noch besprachen, entzieht sich leider meiner Kenntnis, da ich Gelegenheit suchte, mit Herrn Hartmann noch eine Partie *Carté* in dem zu dem Hotel gehörigen Café zu spielen, wobei ich den Betrag von acht Mark und fünfundvierzig Pfenn-

nig gewann, während ein dritter Herr, ein Herr Frankfurter aus Konitz, den dreifachen Betrag einstreichen konnte. Man wird verstehen, daß Herr Hartmann etwas nervös war und ohne jede Berechnung spielte*).

Der Morgen des 14. Juli brach siegreich herauf. Golden stieg die Sonne, des Tages Königin, auf die Berge, die in grünem Kranz Salzbad umrahmen.

Schon um sieben Uhr, geweckt durch die Klänge des Kurorchesters**), erhob sich Ellen und zog sich rasch an. Mit der an solchen Tagen üblichen Bersttheit.

Die Mutter gab ihr den sicher gutgemeinten Rat mit auf den Weg: „Mach doch keine Dummheiten! Vater war wirklich immer viel zu gut zu dir. Sieh zu, daß du ihn nicht einmal ernstlich erzürnst!“

Mit diesen Worten erhob sich auch Frau Hartmann, während Ellen in den Salon ging, in dem morgens gegen acht Uhr das erste Frühstück gemeinschaftlich eingenommen wurde.

Herr Hartmann saß bereits auf dem Sofa und strich sich gerade viel, sehr viel Honig auf ein Brötchen, was ihm von dem Badearzt***) dringend empfohlen war.

„Guten Morgen, Vater.“

*) Zeuge: Ein Rentier Alwin Schädlich aus Chemnitz, der zusah und manchmal kritische Bemerkungen einfließen ließ, was Herrn Hartmann zu der Äußerung Veranlassung gab: „Sie gehören ja gar nicht an unseren Tisch,“ was Herr Schädlich indessen überhörte.

**) Das Programm von jenem Tage zeigt als erstes Stück: Frühlingslied von Ruhnot. Soll aber entschieden Gounod heißen, während Ruhnot ein anderes Lied geschrieben hat, das sehr poetisch ausklingt: Wir halten fest und treu zusammen, hipp, hipp, hurra! Gounod starb 1893 zu St. Cloud, Ruhnot lebt jetzt noch in Bremen.

***) Sanitätsrat Dr. Suchmann.

Ein Brummen folgte, das Eingeweichte unter Umständen wohl als Morgengruß hinnehmen konnten.

„Vater, ich will heute morgen auf dem Kurplatz frühstücken; ich komme gegen neun Uhr zurück.“

„Wenn der Kerl hierher kommt, laß' ich ihn hinaus-schmeißen.“

Diese Worte, denen an überzeugender Deutlichkeit wohl nur wenig fehlte, gab Herr Hartmann seiner Tochter mit auf den Weg. Sie waren so laut gesprochen, daß sie von dem Zimmermädchen Auguste Havliczek aus Aßch in Böhmen deutlich gehört wurden.

Ellen eilte in stürmenden Gedanken auf den Kurplatz, wo Herr Friß Eggers, frisch rasiert und sehr frisch angezogen, ihrer schon in Sehnsucht harrete. Man kann wohl behaupten: in Sehnsucht, denn Herr Eggers saß sichtbar nervös auf einer Bank, stand hin und wieder auf, sah ab und zu nach dem Hotel Königshof hinüber, schüttelte den Kopf, setzte sich wieder, malte mit seinem Spazierstock allerhand Figuren in den Sand und schlug dann wieder mit demselben Stock pfeifend durch die Luft, als wolle er alle Widerstände, die sich doch vielleicht ergeben würden, totschlagen. Kurz: alles deutliche Symptome erwartungsvoller Sehnsucht.

Endlich kam sie!

Die Begrüßung war unglaublich herzlich, und die Liebenden überzeugten sich, daß sie sich bei Tage ebenso begehrenswert wie am Abend vorkamen, und sofort berieten sie in fiebernder Hast, was zu tun sei und wie man die Angelegenheit am besten sofort zu aller Zufriedenheit erledigen könne.

Sie setzten sich zusammen auf die Bank, die schräg links der lärmenden Kurkapelle gegenüberlag, und es dauerte nicht lange, so sahen die beiden Verliebten Ellens Bruder, Ralph Eugen Hartmann, über den

Kurplatz kommen. Sie blieben beide ruhig sitzen und ließen den Bruder, der sie alsbald bemerkte und diese Tatsache durch ein leises Lächeln ausdrückte, an sich herankommen.

Eggers stand auf und machte eine tadellose, gemessene und doch höfliche Verbeugung vor dem zukünftigen Schwager, was Ralph Eugen im Innern ungemein zusagte und wodurch er sofort die Überzeugung gewann, daß Herr Eggers ein Mann von Welt, ein Gentleman, kurz der für Ellen einzig mögliche Mann sei.

Nach kurzer Unterhaltung verabschiedete sich Ralph Eugen mit den immerhin trostreichen Worten: „Sie können sich auf mich verlassen, Herr Eggers. Was an mir liegt, will ich gerne tun.“

Nun ist Liebe doch eigentlich reiner Wahnsinn und verdient wie jede andere Tollheit Narrenhaus und Peitsche*).

In der Liebe werden tatsächlich die dümmsten und unglaublichsten Streiche gemacht, und so ließ sich Herr Eggers auch von seinem Gefühl dazu verleiten, gegen neun Uhr zu Herrn Hartmann hinüberzugehen, um ihn in aller Form um die Hand seiner Tochter Ellen zu bitten.

Ellen hingegen wartete auf einer Bank, die an dem Wege vom Kurplatz zur Bergquelle steht und die vom Salzbadler Verschönerungsverein vor drei Jahren dort mit einer sehr stimmungsvollen Feier dem Verkehr übergeben worden war.

Die Unterhaltung, die Herr Hartmann mit Herrn Friß Eggers aus Berlin führte, war sehr kurz. Frau Hartmann war nicht zugegen, da die Friseurin sich an diesem Morgen zufällig erheblich verspätet hatte.

*) Ausspruch von Shakespeare, der als Renner gelten kann.

Herr Eggers bat um die Erlaubnis, sich vorstellen zu dürfen.

Herr Hartmann hatte nichts dagegen, betonte aber gleichzeitig, wenn es Herrn Eggers einfallen sollte, eine noch durchaus nicht spruchreife Angelegenheit hier zur Sprache zu bringen, so sähe er, Hartmann, sich genötigt, die Konferenz abubrechen.

„In welcher Branche sind Sie denn überhaupt tätig?“ fragte plötzlich und eigentlich nicht im Sinne des vorher Gesagten Herr Hartmann.

„Wenn ich Ihnen das sage, hören Sie mich überhaupt nicht an,“ war die echt berlinische Antwort des Herrn Friß Eggers.

„Sind Sie selbständig?“

„Ich denke nicht daran.“

„Ja, wie kommen Sie dann dazu, hier derart aufzutreten und einer jungen, unerfahrenen Gans den Kopf zu verdrehen?“

„Verzeihung, Sie sprechen von Ihrem Fräulein Tochter. Ich kann nicht gestatten, daß ein Herr, und sei es auch der eigene Vater, in einer solchen Weise von einer Dame spricht, die ich nicht nur verehere und achte, sondern auch liebe und zu ehelichen wünsche!“

Hier muß Herr Hartmann anscheinend doch wohl die Geduld verlassen haben, denn die Tür flog plötzlich auf und der junge Mann hinaus.

Hinterher flog dann noch der unechte Panama.

Ich will nun nicht behaupten, daß Herr Hartmann Herrn Eggers persönlich aus dem Zimmer geworfen hat. Es wurden bei dieser Szene einige erregte Worte gesprochen, und es kann auch möglich sein, daß Herr Eggers aus eigener Kraft und mit eigenem Willen den Salon verließ. In der Geschwindigkeit, mit der sich alles abspielte, ließ sich das nicht genau feststellen.

Tatsache jedoch ist, daß Herr Hartmann den unechten Panama aus dem Salon geworfen hat. Denn dieser flog etwas später hinaus als Herr Eggers, der übrigens noch das Unglück hatte, ein Stubenmädchen zu überrennen, das gerade mit einem Wassereimer über den breiten roten Läufer ging.

Wir verlassen mit Herrn Eggers Herrn Hartmann und laufen mit dem abgewiesenen jungen Mann die Treppe hinunter nach der oben bereits näher bezeichneten Bank, auf der die Geliebte wartend saß.

Es erübrigt sich, die nächste Stunde zu beschreiben, da es doch unmöglich ist, sie genau wiederzugeben. Man kann unmöglich die vielen Pläne aufzählen, die von den Liebenden gefaßt und wieder verworfen wurden. Man kann auch nicht im entferntesten schildern, wie empört Herr Frik Eggers aus Berlin über die Behandlung war, die ihm von Herrn Hartmann widerfahren war. Nur so viel steht fest, daß auch Ellen es unerhört von dem alten Herrn fand, einen jungen Mann mit ehrlichen und offenen Absichten derart zu behandeln.

Man kann sich mit dem Ergebnis ihrer Verhandlungen begnügen, denn dieses liegt klar zutage und wurde durch die Tat bewiesen.

Die Wirrungen und Wirkungen der Liebe sind ja so schreckenerregend. Liebende, die sich selbst überlassen bleiben, sind zu Brandstiftung und Zöllhinterziehung fähig; sie sollten sofort in Einzelhaft zwangsweise interniert werden, und ihre Verhandlungen müßten durch geschickte Justizräte auf dem Wege über die Eltern gepflegt werden.

Und so kann es auch weiter nicht wundernehmen, wenn ich erzähle, daß Ellen und Frik folgendes beschloßen: Ellen geht nach Haus, als ob gar nichts ge-

schehen wäre, und setzt sich dort in den Besitz des nötigen Geldes*).

Dann wollten sie mit dem nächsten Zuge nach Berlin zu Eggers' Eltern fahren, und von dort aus wollten sie dann den Eltern ihren Entschluß mitteilen: entweder zusammen zu leben oder zusammen zu sterben — ein bei Verliebten zwar oft angewandtes, aber immerhin noch wirkungsvolles Mittel, um hartnäckige Eltern gefügig zu machen.

Die nächsten Stunden innerer Unruhe und grenzenloser Aufregung kann man übergehen. Es herrschte im Kreise der Familie Hartmann eine nicht klar zu schildernde Stimmung. Kam noch der Verdruß hinzu, daß es heftig regnete, und daß bei Hartmanns eine Nachricht eingelaufen war, nach der eine entfernte Erbtante eine Blinddarmoperation sehr gut überstanden hatte. Und dabei war die Tante achtundsiebzig Jahre alt!

Hat man nötig, mit achtundsiebzig Jahren noch eine solche Operation gut zu überstehen?

Es wird aber doch interessieren, daß Ellen und Frik mit dem Zug ein Uhr sechsundzwanzig Minuten aus Salzbad abfahren. Ja, das taten sie!

Trotzdem können wir die Liebenden ihrem Schicksal vorläufig überlassen, denn es ist doch nicht festzustellen, wohin sie fahren und ob sie auf geradem Weg den Zug nach Berlin benützten, der dort bekanntlich um sieben Uhr sechsunddreißig Minuten auf dem Anhalter Bahnhof einzutreffen pflegt.

Notwendig jedoch ist es, den weiteren Gang der Dinge in Salzbad zu schildern.

Um ein Uhr zweiunddreißig Minuten war bereits

*) Ellen hatte stets ein Scheidbuch über 5000 Mark zu ihrer freien Verfügung, da man nicht wissen konnte, was irgendwie einmal eintraf.

das ganze Hotel von dem Vorgefallenen ziemlich genau unterrichtet. Ellen hatte dem Portier einen Brief mit der Weisung überreicht, diesen Brief Punkt drei Uhr den Eltern zu übergeben.

Der Brief lautete: „Liebe Eltern! Euer Widerstand zwingt uns zu folgendem Schritt: Wir sind soeben mit dem D-Zug 1 Uhr 26 zusammen abgefahren. Wir begeben uns auf Umwegen nach Berlin. Gebt Euch keine Mühe, uns telegraphisch oder sonst irgendwie zu erreichen, denn wir kommen natürlich nicht mit dem Zug um 7 Uhr 36 Minuten in Berlin an, sondern fahren vielleicht über Dresden, vielleicht über Köln oder aber auch über Moskau. Aber ich gebe Euch die Versicherung, daß ich mir nichts vergeben werde. Frik ist ein durchaus ehrenvoller Mensch! Das einzige ist, daß wir Euch zwingen wollen, Euer Einverständnis zu unserer Ehe zu geben. Es war und ist Liebe auf den ersten Blick, und die ist größer und stärker als alles Pflichtgefühl. Verzeiht uns den Schritt und gebt uns Euer Einverständnis zu wissen! Briefe und Nachrichten erreichen uns unter F. E. 13—14 postlagernd, Postamt 9, Berlin in der Linkstraße. Glaubt aber nicht, daß Ihr irgendwelche Schritte unternehmen könnt, um uns dort vielleicht bei der Empfangnahme der Briefe zu treffen. Auch dafür wird Sorge getragen werden. Aber wir bitten Euch nochmals herzlich: Verzeiht mir diesen Schritt. Ich küsse Euch und bitte Euch um gütiges Verstehen! Ellen*.“

*) Für die wörtliche Wiedergabe des Briefes kann ich garantieren, denn Ellen hatte in der Aufregung vergessen, ihn zuzukleben, was den Portier natürlich nicht veranlaßte, das Versäumte nachzuholen, sondern ihn mir zur Abschrift zu geben. Mir und anderen, wie ich zu meinem Bedauern feststellte.

Der Skandal war also fertig!

Er wuchs von Stunde zu Stunde, und als das Kurorchester um vier Uhr das erste Stück des Nachmittagskonzertes intonierte*), da zischte die Schlange des Klatsches schon über den Kurplatz und spritzte ihr süßes Gift auf Tische und Bänke.

Im Hotel Königshof hatten sich natürlich sehr erregte Szenen abgespielt.

Herr Hartmann hatte sich, als er den Brief gelesen hatte, sofort aus der Hotelbibliothek das Bürgerliche Gesetzbuch heraufholen lassen. Er blätterte nervös in dem kleinen, grünen Band, und da er den in Frage kommenden Paragraphen nicht finden konnte, ließ er sich telephonisch mit dem einzigen Rechtsanwalt von Salzbad**) verbinden, der hier allerdings nur während der Sommermonate praktizierte und gerade auf dem Gebiete der Entführungen und Ehescheidungen eine über das Allgemeine hinausragende Kenntnis besaß.

Dieser klärte Herrn Hartmann vorerst darüber auf, daß das Delikt der Entführung nicht durch das Bürgerliche Gesetzbuch, sondern durch das Strafgesetzbuch festgelegt sei, und daß man dort, im Paragraph 237, alles Wissenswerte finden könne. Zwar enthalte das Einführungsgesetz zum Bürgerlichen Gesetzbuch im Artikel 34 noch einige Einzelheiten, aber der zitierte Paragraph 237 des Strafgesetzbuches sei völlig in Einklang gebracht mit Sprachweise und Unterscheidungen der zitierten Gesetzesstelle. Im übrigen sei er jederzeit bereit, die Sache in die Hand zu nehmen, zumal es sich doch vermutlich um die Entführung einer Minderjährigen handle.

*) Es war „Des Negers Traum“ von Middleton.

**) Herr Dr. Scharf.

Als Herr Doktor Scharf belehrt wurde, daß die in Frage kommende Dame das einundzwanzigste Lebensjahr bereits überschritten habe, sah er sich veranlaßt, das Telephongespräch plötzlich abzubrechen*).

Als kluger Geschäftsmann wußte Herr Hartmann sofort, daß das Verschwinden seiner Tochter bereits überall bekannt war, und so tat er das Beste und Vernünftigste, was in solchem Falle zu tun ist — er gab den näheren Bekannten gegenüber das Vorgefallene unumwunden zu, und diese taktisch richtige Maßnahme veranlaßte auch mich, nachmittags gegen sechs Uhr Herrn Hartmann aufzusuchen und ihn um eine Unterredung zu bitten.

Ich setzte ihm auseinander, daß ich als Schriftsteller, der die Sache vielleicht immerhin doch aufgreifen würde, die Pflicht hätte, mich an Ort und Stelle um die Angelegenheit zu kümmern. Es wäre doch auch zu wünschen, daß die Sache nicht entstellt in die Blätter komme. Und zu bedenken wäre, daß ich der einzige Mann am Orte wäre, der die peinliche Affäre im Sinne der strengsten Sachlichkeit und mithin ganz im Interesse der Familie Hartmann, der so angesehenen und so hochgeachteten Familie Hartmann, behandeln könne. Er gewährte mir darauf natürlich die gewünschte Unterredung und setzte sich zu dem Interview zurecht, nicht ohne mir vorher, als geschäftskundiger Herr, eine Zigarre anzubieten**).

„Ich heiße Albert Emil Hartmann und bin jetzt neunundvierzig Jahre alt. Seit vierundzwanzig Jahren

*) Ein sehr beliebtes Mittel, unliebsame Unterhaltungen sofort zu Ende zu führen. Man hängt den Hörer einfach hin und kann später immer behaupten, man sei unterbrochen worden.

**) Anscheinend Sumatra mit Havannadeckblatt, das Tausend nicht unter 430 Mark.

bin ich verheiratet und bin jetzt Besitzer der Chemischen Fabriken Hartmann & Co., Niederschöneweide bei Berlin. Ich versteuere ein Einkommen von hundertzwanzigtausend Mark, bin schuldenfrei und unbestraft. Meine Tochter, um die es sich in erster Linie wohl handelt, wurde am 11. August morgens gegen drei Uhr geboren. Sie genoß die beste Erziehung, die man sich denken kann, studierte respektive hörte vier Semester in Berlin und Lausanne, und der einzige Fehler, der vielleicht in ihrer Erziehung gemacht worden ist, mag der sein, daß wir sie von Kindheit an zur größten Selbständigkeit anhielten. Immer wieder prägten wir ihr ein, nur den Weg zu gehen, den ihr eigener Wille ihr vorschreibe, und diese Erziehungsmethode mag ja auch zum größten Teil zu dem gestrigen Vorfall beigetragen haben, der uns alle natürlich aufs höchste überrascht hat. Den Hergang selber brauche ich Ihnen wohl nicht eingehend zu schildern, da er ja genügend bekannt ist. Ich will nur noch bemerken, daß sich alles mit einer mir fast unverständlichen Schnelligkeit abgespielt hat, und daß der junge Mann, wenn ich es mir recht überlege, gar keinen schlechten Eindruck hinterließ. Über meine weiteren Dispositionen kann ich noch nichts sagen. Ich denke mir, daß die Sache zum Guten ausläuft, da meine Tochter im letzten Grunde ein anständiger Charakter und ein ganz vernünftiges Mädel ist, das ja, wie Sie sehen, ihren eigenen Willen hat und auch sicher wieder auf den rechten Weg kommen wird. Wollen Sie, bitte, noch das eine bemerken, daß ich meinen Aufenthalt hier nicht abzubrechen gedenke, da jetzt gerade meine Frau sehr der Erholung bedürftig sein wird.“

Um sechs Uhr zwanzig Minuten war die Unterredung schon zu Ende, und da Herr Hartmann sich von

mir in liebenswürdiger Weise verabschiedete, um seine Freunde auf der Promenade aufzusuchen, fand ich Gelegenheit, anschließend auch Frau Hartmann zu interviewen und die Dame um ihre Ansicht über die sicher sehr peinliche Angelegenheit zu bitten.

Sie empfing mich zwanzig Minuten vor sieben Uhr in dem gleichen Salon und begann sofort: „Das ist der schrecklichste Sommer meines Lebens! So eine Rücksichtslosigkeit! Man merkt eben, daß man schon erwachsene Kinder hat, die ihre eigenen Wege gehen!“

„Gnädige Frau haben aber doch ganz sicher sehr früh geheiratet —“

„Nun natürlich! Aber wenn auch — es ist und bleibt eine Rücksichtslosigkeit! Ich fürchte nur, daß dieser Mensch mein armes Kind unglücklich machen wird! Wer weiß, vielleicht ist das so ein Hypnotiseur oder sonst so etwas Ähnliches! Kann man denn einem Manne trauen? Und dazu noch in einem Badeort? Meine Ellen ist doch sonst so klug und gebildet! — Und dann: so ganz ohne Garderobe abzureisen! Denken Sie nur: wie die Zigeuner fährt so etwas fort. Nur mit einem Kleid und einer Handtasche! Zwar hat sie ja vorläufig Mittel genug, um sich über Wasser zu halten, hat auch Mittel genug, um ohne den schrecklichen Mann in unsere Arme zurückkehren zu können. Aber so etwas ist und bleibt doch immer furchtbar! — Ich hätte es in der Jugend einmal wagen sollen, meinem Vater, dem Kommerzienrat Breslauer in Frankfurt, einen solchen Streich zu spielen! Nein — Sie werden selber zugeben, daß so etwas zu unserer Zeit doch ganz und gar ausgeschlossen war. Das kommt nur von dem verrückten Studium. — Verzeihen Sie, meine Migräne meldet sich wieder. Sollten Sie aber genötigt sein, dem Klatsch durch irgend eine Berichtigung entgegen-

zutreten, dann erwähnen Sie, bitte, auf keinen Fall, daß Ellen wie eine Wilde mit nur einem Kleid auf Reisen gegangen ist.“

Nach zehn Minuten schon stand ich auf dem Korridor vor dem Salon, und durch Zufall prallte ich dort mit Ralph Eugen zusammen.

Da es mir schriftstellerische Gewissenspflicht ist, in solchen Fällen alles zu erfahren und aller Beteiligten Urteile zu hören, so stellte ich mich dem jungen Manne vor.

Ich sagte ihm, daß es sich um eine diskrete Angelegenheit handle, die man nicht hier zwischen Tür und Angel erledigen könne. Ich ersuchte ihn, mit mir in die unten liegende Restauration zu kommen, wo man bei einem kühlen Männertrunk — das Wort wirkte großartig — die Sache regeln könne.

Er ging sofort auf meinen Vorschlag ein, und nachdem ich ihm sagte, daß seine Eltern im Hartmannschen Interesse mir in äußerst liebenswürdiger Weise eine Unterredung gewährt hätten, zögerte er keine Minute, mir sein Urteil über den Fall mitzuteilen.

„Der Mann hat zwar nicht wie ein Cavalier gehandelt, aber immerhin ist zu bedenken, daß er sich anscheinend in einem Stadium hochgradiger Verliebtheit befindet, was ja vieles entschuldigt. Persönlich ist mir dieser Eggers nicht unangenehm. Er stellte sich mir vor, und ich fand, daß der Mann Lebensart hat. Ich muß noch bemerken, daß mir an den beiden nichts Besonderes aufgefallen ist. Sie schienen ganz ruhig ihre Absichten zu beraten — na, und man will schließlich auch nicht stören, und deshalb drückte ich mich bald. — Profit, gestatte mir — Blume! — Ja, ich drückte mich, da ein Dritter bei solchen Angelegenheiten meistens doch überflüssig ist. Bezüglich meiner Eltern ist wenig zu

sagen. Der alte Herr gibt der alten Dame schuld, daß sie sich gar nicht um Ellen gekümmert habe und sich anscheinend geniere, eine erwachsene Tochter zu haben. Die alte Dame hingegen macht den alten Herrn für alles verantwortlich, da er dem Mädel von Kindesbeinen an immer Selbstbestimmung als höchstes Menschenrecht gepredigt habe. Ich stehe mehr auf seiten meines alten Herrn. Im übrigen kann ich, soweit ich heute die Sachlage übersehe, schon mit einiger Gewißheit behaupten, daß die Geschichte zum Guten ausläuft. Denn meine Schwester ist, wie mein alter Herr auch sehr richtig uns gegenüber sagte, im letzten Grunde ein anständiger Charakter und ein ganz vernünftiges Mädel. Das beste wird sein, daß der alte Herr sobald wie möglich seine Erlaubnis zu der Verbindung gibt, zumal er damit doch der ganzen Angelegenheit die Spitze abbricht.“

Ich war jetzt über die Ansichten und Absichten der Familie Hartmann genügend unterrichtet und setzte mich abends gegen neun Uhr noch an den kleinen Schreibtisch meines in der Villa Auguste belegenen Zimmers*) und schrieb an Herrn Friß Eggers nach Berlin unter der mir bekannten postlagernden Adresse.

Vier Tage darauf erhielt ich aus München eine Ansichtskarte, die gestempelt war: „München, 18. 7. 1—2 U.“, woraus man ersehen kann, daß die Karte erst nachts zwischen ein und zwei Uhr aufgegeben war.

Herr Eggers schrieb: „Sehr geehrter Herr! Wir verweigern die Ausfrage, haben uns Ihre Adresse jedoch vorgemerkt und werden Ihnen, Ihr berechtigtes Interesse vorausgesetzt, Entscheidungsnachricht senden. Friß Eggers, Ellen Hartmann.“

*) 9 Mark den Tag mit sehr kurgemäßer Pension.

Mit dieser Karte ging ich am 22. Juli, morgens gegen zehn Uhr, in das Hotel Königshof, um sie Herrn Hartmann zu zeigen. Ich traf ihn aber leider nicht mehr an, da er am Abend vorher mit Familie nach Berlin abgereist war.

In aller Stille, wie der Portier mir sagte.

Vor allem aber fiel seine Abreise durch die Höhe der Trinkgelder angenehm auf. Herr Hartmann muß anscheinend sehr guter Laune gewesen sein, denn er machte sich folgenden Scherz.

Als im Foyer alles versammelt war, um ihm das Geleite zum Auto zu geben, als er allen Angestellten, vom Portier bis zum Liftboy herab, irgend etwas schon in die Hand gedrückt hatte, drehte er sich inmitten der Schar um und rief mit lauter Stimme: „Ist da irgend noch ein männliches oder weibliches Wesen, das noch kein Trinkgeld von mir bekommen hat? Das soll sich jetzt melden!“

Worauf die Wäschebeschließerin aus der ersten Etage herbeigeeilt kam und einen tiefen Knicks machte, der denn auch entsprechend belohnt wurde.

Jedenfalls hatte ich jetzt kein besonderes Interesse mehr an der Angelegenheit, und ich sandte nur dem Ehepaar Hartmann noch meine Bitte, mich über alles Wissenswertes auf dem laufenden zu halten.

Ich selber reiste dann am 15. August ein Uhr sechs- undzwanzig Minuten nach Berlin und hatte bald in den Armen dieser steinernen Sphinx die Salzbadener Affäre vergessen.

Am 18. August bekam ich eine Vermählungsanzeige in das Haus gesandt*).

*) Sie war auf handgeschöpftem Büttenpapier gedruckt und kostete mindestens 60 bis 80 Pfennig das Stück — ohne Porto!

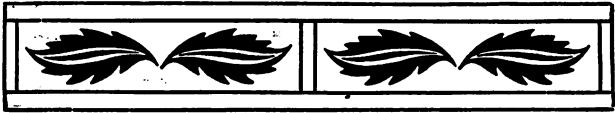
Mit ganz klaren Lettern stand in dieser Anzeige zu lesen, daß sich Herr Fabrikbesitzer Hartmann und Frau, geborene Breslauer, die Ehre geben, die Vermählung ihrer Tochter Ellen mit Herrn Kaufmann Fritz Eggers, Prokurist der Firma Hartmann & Co., Chemische Fabrik in Niederschöneweide, allen Freunden und Bekannten ergebenst anzuzeigen.

Hiermit ist die Geschichte eigentlich zu Ende; eine Geschichte, wie sie oft vorkommt und schließlich zum Guten ausläuft.

Ich bin aber den Lesern noch den letzten Beweis dieser Tatsache des guten Abschlusses schuldig, und so habe ich die Vermählungsanzeige, auf der die Adresse und alles Wissenswerte verzeichnet stehen, vervielfältigen lassen*).

*) Auf Wunsch erhält jeder Leser umgehend ein Exemplar dieser Karte. Bitte Rückporto beizulegen!





Insekten als Nahrungsmittel.

Von Th. v. Wittembergk.

Mit 8 Bildern.

†

(Nachdruck verboten.)

Über den Geschmack ist nicht zu streiten. Dieser Satz gilt nicht nur für die Zubereitung der Speisen, sondern ebenso sehr für die Wahl der Nahrungsmittel, die für die Küche und den Tisch verwendet werden. Wir schütteln über die chinesischen und japanischen Speisen den Kopf, während uns die Japaner vorwerfen, daß wir verfaulte Milch, nämlich Käse, verzehren. Fische, die bei uns zu den teuren Gerichten zählen, werden von einer Anzahl von Naturvölkern verabscheut, da man sie für eine Art Schlangen hält.

Bis auf die Biene, die den wohlschmeckenden und nahrhaften Honig liefert, wird das große Reich der Insekten von uns zur Nahrungsgewinnung nicht ausgenützt. Dagegen werden Insekten in vielen anderen Gegenden regelmäßig gegessen und sogar als Lederbissen betrachtet.

Weit verbreitet ist der Genuß der Heuschrecken. Ihre Verwendung als Speise geht bis in das graue Altertum zurück. Im Britischen Museum in London befindet sich eine Skulptur, die aus Ninive stammt und sicher mehr als viertausend Jahre alt ist. Auf dem Relief sind Männer dargestellt, die Fleischstücke für eine Festlichkeit herbeischaffen, und neben ihnen gehen einige Diener, die an langen Stöcken befestigte Heu-

schreckentragen.
Man aß also schon im alten Mesopotamien diese Insekten. Ebenso waren sie beiden Israeliten beliebt. Moses führt sie als erlaubte Speise an, und von Johannes dem Täufer ist es bekannt, daß er in der Einöde von Heuschrecken lebte.

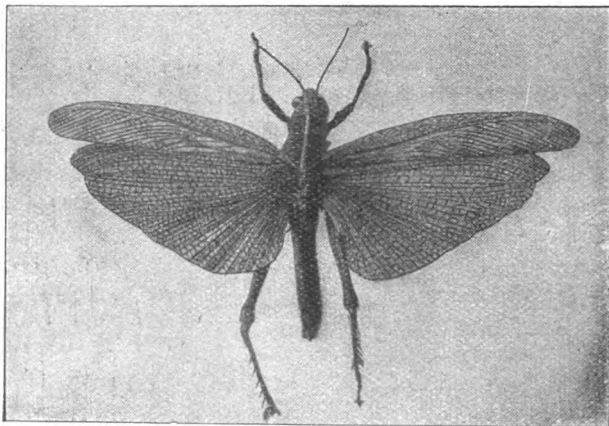
Noch heute werden sie in Palästina von arm und reich verzehrt, indem man sie in Sesamöl siedet. Natürlich wird hier wie auch sonst nur der Leib verwendet, der mit feingernagten Pflanzenteilen angefüllt ist.

Durch den Magensaft erhalten die Pflanzenteile einen pikanten, säuerlichen Geschmack. In dem be-



Heuschrecken, die auf den afrikanischen Märkten angeboten werden.

nachbarten Arabien trocknet man die Heuschrecken in der Sonne, zermahlt sie zu Mehl und backt kleine Kuchen daraus. In Zentralafrika werden sie von zahlreichen Stämmen geschätzt und bilden darum auch eine Handelsware, die man gedörrt und aneinandergebunden auf den Markt bringt. Am Kongo bereiten aus ihnen die Neger eine dicke, braune Suppe, die sie außerordentlich lieben. Die Bewohner der Insel

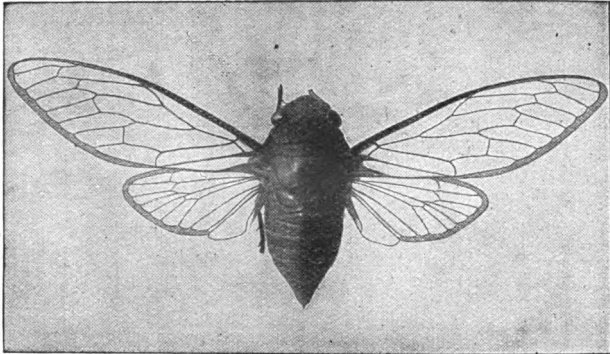


Junge Heuschrecke, die für Bouillon verwendet wird.

Madagastar backen sie in großen Töpfen, braten sie darauf in Fett und mischen sie mit Reis. Die Hottentotten verzehren mit besonderer Vorliebe die mit Eiern gefüllten Weibchen. Die Mauren Algeriens kochen sie und salzen sie mehr oder weniger. Der Afrikareisende G. Kohns versichert, daß sie in dieser Zubereitung einen Geschmack besitzen, der an unsere feinsten Ragouts erinnert. Die nordafrikanischen Araber dagegen dörren sie entweder an der Sonne, zerreiben sie und verbaden sie zu Brot, oder sie rösten sie auch

in Butter, zerquetschen sie und mischen sie unter den Kameltäse, wozu dann noch gelegentlich zerkleinerte Datteln hinzugefügt werden. Die Eingeborenen Brasiliens braten sie in Fett. Endlich werden sie auch in Südrußland genossen. Die Bauern räuchern sie hier wie Fische und essen sie als Zubrot.

Das erwähnte Urteil von Kohls wird in neuerer Zeit von dem amerikanischen Forscher P. L. Simmonds bestätigt. Rohe Heuschrecken legt er zwar einen



Eine griechische eßbare Zitadenart.

strengen, unangenehmen Geschmack bei, dagegen berichtet er, daß junge Heuschrecken, die mehrere Stunden in Wasser gekocht und gut gesalzen sowie gepfeffert werden, eine sehr wohlschmeckende Bouillon liefern, die von der gewöhnlichen Fleischbouillon nur schwer zu unterscheiden sei. Ebenso rühmt er die gebratenen und etwas angesalzenen Heuschrecken, die einen nußartigen Geschmack aufweisen. Nach seiner Erfahrung gewöhnt man sich sehr schnell an die Heuschreckenspeisen und vermißt sie förmlich, wenn sie einem nicht mehr zur Verfügung stehen.

Die mit den Heuschrecken nahe verwandten Zikaden bildeten eine gesuchte Leckerei bei den alten Griechen. Auch die Puppen der Zikaden wurden gegessen, und



Eine große eßbare Grille von Zentralafrika.

Aristoteles hebt ihren süßen Geschmack hervor. Die Eingeborenen Südamerikas sammeln noch heute Zikaden körbewise und braten sie über einem gelinden Feuer. In Zentralafrika sowie im östlichen Südafrika

sind die großen Grillenarten geschätzt, die man ausgräbt und in Blätter gehüllt röstet.

Einen anderen Gang geben auf dem Menü der eßbaren Insekten die Käferlarven ab. Bei den altrömischen Feinschmeckern erfreute sich eine Käferlarve großer

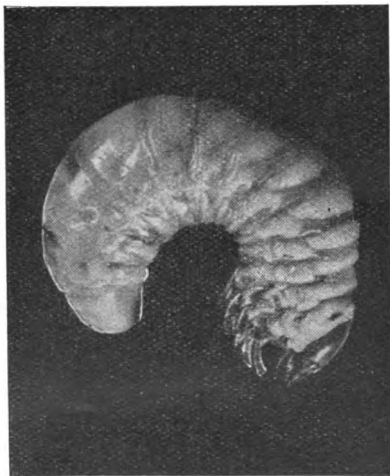


Der Holzborkäfer *Prionus*.

Beliebtheit, die sie *Cossus* nannten. Heute bezeichnet man mit diesem Namen die Larve des großen Holzborkäfers *Prionus*, der den Obstbäumen in hohem Maße gefährlich wird. Aber dieser Holzborkäfer strömt einen äußerst widerlichen Geruch aus, so daß seine Larve bei den Römern kaum Beifall gefunden haben dürfte. Es ist daher wahrscheinlich, daß sich, wie es auch ander-

weitig geschehen ist, eine Namensverschiebung vollzogen hat und man im antiken Rom die Bezeichnung *Cossus* einer anderen Larve beilegte, als es heute der Fall ist. Unsere Naturforscher sind daher der Meinung, daß der *Cossus* der alten Römer die Larve des Hirschkäfers war.

In Südfrankreich gilt unter der ländlichen Bevölkerung als eine



Larve des Hirschkäfers.

sehr schmackhafte Speise der *Ver blanc*. Dieser *Ver blanc* — Weißwurm — ist aber nichts anderes als die Larve des Maitkäfers, der Engerling. Ein Rezept für die Bereitung des Weißwurmes lautet: „Man wählt möglichst kurze und fette Würmer aus, wälzt sie in Mehl und Brotkrumen, salzt und pfeffert

sie und wickelt sie in ein Stück festes Papier, dessen Innenseite mit Butter ausgestrichen ist. In dieser Verpackung legt man sie in heiße Asche und läßt sie etwa 20 Minuten schmoren.“ Der Geruch der geschmorten Engerlinge soll überaus appetitreich sein, und im Geschmack sollen sie die Weinbergschnecken bei weitem übertreffen. Außerdem verbacht man auch die Weißwürmer in Eiertuchen. Vor einer Reihe von Jahren wurde in dem Restaurant *Custoga* in Paris

ein Festessen veranstaltet, bei dem auch goldbraun gebadene Eierkuchen mit Weißwurmeinlage aufgetragen wurden. Sämtliche fünfzig Gäste lobten diese Mehlspeise außerordentlich, und einer großen Anzahl gefiel sie so gut, daß sie noch eine zweite Portion forderte.

In Java und Westindien verzehrt man die Larven des Palmkäfers. Man röstet sie gut gewürzt an dünnen Bratspießen. Ihr

Geschmack wird als hervorragend bezeichnet. Der Reiseschriftsteller Leblond, der längere Zeit auf der Insel Réunion lebte,

schreibt, daß er sich zwar anfangs vor diesem Gericht geekelt habe, nach der Überwindung des Abscheus hätten ihm aber die Larven vortrefflich gemundet und seien sie zu einer seiner Lieblingsspeisen geworden.

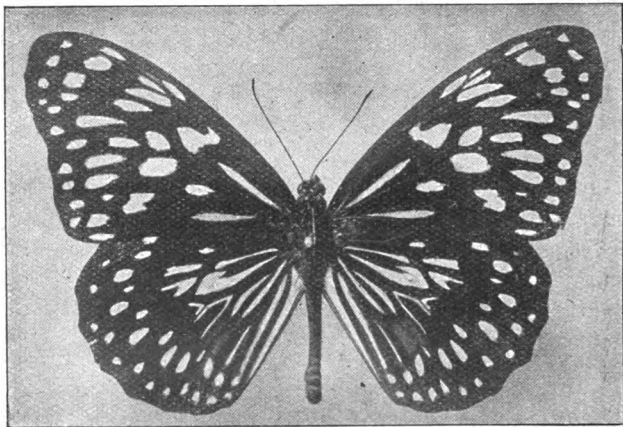
In China werden von der ärmeren Bevölkerung die Puppen des Seidenspinners viel gegessen. Natürlich ist vorher das wertvolle Seidengespinnst entfernt worden. In den Straßen der chinesischen Städte



Der südfranzösische „Der blanc“.

ziehen Händler umher, die das Pfund Puppen für 40 bis 45 Pfennig anbieten.

In Mexiko, Texas und Kolorado ist die Honigameise heimisch. Einzelne Tiere des Nestes, die sogenannten Ammen, werden von den Arbeitern so reich mit Blütenhonig versorgt, daß ihr Leib kugelförmig anschwillt und größer als eine Erbse wird. Die Ammen hängen fast unbeweglich an der Decke der unterirdischen



Der australische Zygongschmetterling.

Vorratskammern, und die Arbeiter, Männchen und Weibchen, entziehen ihnen zur Stillung des Hungers den aufgespeicherten Honig. Die Mexikaner nennen daher auch diese Ammen der Honigameise „Honigtöpfe“ und machen sich die Honigansammlung selbst zunutze, indem sie die mit Honig angefüllten Leiber verzehren. Man verkauft diese „Ammen“ in Mexiko maßweise.

Endlich gehört sogar auch ein Schmetterling zu den eßbaren Insekten. Es ist dies der australische

Bugong. Der Schmetterling erscheint im Frühjahr an den Abhängen der Bugong Mountains in großen Schwärmen und läßt sich während der Nacht auf den Bäumen nieder. Unter den Bäumen zünden nun die Eingeborenen große Feuer an, deren Rauch die schlafenden Schmetterlinge betäubt, so daß sie herabfallen. Man sammelt die Tiere und schiebt sie auf dem heißen Boden so lange hin und her, bis die Beine, Flügel und Fühler abgefengt sind. Darauf zerstößt man die Leiber in hölzernen Gefäßen zu einem Teig, aus dem man kleine Kuchen backt.





Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Eine merkwürdige Liebesgeschichte. — Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts machte in Petersburg ein junger Gardeleutnant, Graf Lichatschew, viel von sich reden durch seine tollen Streiche, bei deren Durchführung er, ohne jemals roh oder unfein zu werden, geradezu eine gewisse Genialität entwickelte. Lichatschew hatte als einziges Kind von seinen frühverstorbenen Eltern nicht weniger als zwanzig Millionen Rubel Bargeld und noch dazu ein ungeheures Majorat, gegen hunderttausend Morgen, geerbt. Der Dezentag, an dem er sein Leutnantspatent erhielt, gestaltete sich zu einem nie wieder gesehenen Festtag für die Armen der russischen Hauptstadt. Lichatschew fuhr nämlich in seinem Schlitten zwei Stunden lang durch die Straßen der Vorstädte und warf aus einem neben ihm stehenden, mit Rubelstücken gefüllten Sack fortwährend Geld unter die Leute. Der Scherz kostete ihm eine Viertelmillion, leider aber auch zwölf Menschen das Leben. Denn die meisten der so unversehrt beschenkten Leute hatten das Geld schleunigst in Spirituosen umgesetzt, und zwar so nachhaltig, daß ein Duzend der sinnlos Trunkenen in der folgenden Nacht auf der Straße erfror. Daraufhin wurde dem jungen Offizier von der Polizei jede weitere Freigebigkeit dieser Art aufs strengste verboten.

Vier Jahre später, 1875, wollte die ebenso vielgefeierte wie liebreizende Wiener Operettensängerin Jda Nölmner am Alexandrathheater in Petersburg ein längeres Gastspiel absolvieren. Bei ihrem Eintreffen in der russischen Hauptstadt fand sie ihr Hotelzimmer mit einer Fülle kostbarer Blumen

überreich geschmückt. Zunächst war ihre Freude über diese sinnige Aufmerksamkeit groß. Als sie aber erfuhr, daß Lichatschew, derselbe Lichatschew, der auch wegen seiner galanten Abenteuer bereits berüchtigt war, der Spender des Blütenflores sei, mochte sie fürchten, es könnte ihrem Rufe schaden, wenn sie derartig kostspielige Aufmerksamkeiten des ihr bisher persönlich nicht bekannten jungen Millionärs annähme, und ließ daher die ganze Blumenpracht kurzerhand hinaus schaffen, ebenso wie sie es auch ablehnte, den galanten Gardeleutnant, der sich bald darauf bei ihr anmeldete, zu empfangen. Lichatschew, der sich in die Photographien der Mölmer, die der Kellame wegen seit Wochen in vielen Schaufenstern hingen, verliebt hatte, war infolge dieser Abweisung äußerst aufgebracht und schwur der Künstlerin im ersten Ärger bittere Rache.

Als nach drei Tagen die erste der Gastspielvorstellungen stattfinden sollte, hatte Lichatschew schon vorher sämtliche Karten aufkaufen lassen, so daß der verwöhnte Operettenstar vor einem so gut wie leeren Hause — außer sechs Zeitungskritikern und vier Polizeibeamten auf Freiplätzen befanden sich nur noch drei Gardeoffiziere in der großen Mittelloge — spielen mußte. Zunächst weigerte die Mölmer sich energisch, vor diesem Auditorium überhaupt aufzutreten. Aber der Direktor pochte auf sein Recht und meinte, der Künstlerin könne es gleichgültig sein, wieviel Publikum vorhanden wäre, wenn sie nur ihre ausbedungene Gage erhalte.

Die Aufführung begann also. Der Beifall war stark, trotzdem sich nur sechsundzwanzig Männerhände dazu rührten. Nach dem letzten Fallen des Vorhangs erhielt die Mölmer einige wunderschöne dunkelrote Rosen in ihre Garderobe geschickt mit einer Karte, auf der unter dem Namen Lichatschew nur die Worte standen: „Jetzt, wo ich Sie von Angesicht zu Angesicht gesehen habe, flehe ich Sie an: Verzeihen Sie mir!“ Damit hatte der abgewiesene Gardeleutnant sich selbst als den Urheber dieser „Theaterleere“ bekannt.

Aber die zierliche Wienerin, die schon während der Vorstellung vor innerer Empörung über diesen Streich halbtrank geworden war, zertrat die Rosen mit den Füßen und riß

Lichatschew's Karte in kleine Stücken. Das war ihre einzige Antwort.

Mit Bangen sah sie dem folgenden Tage entgegen. Sie fürchtete, daß sie wieder das zweifelhafte Vergnügen haben würde, vor leerem Hause zu spielen. Ihre Besorgnis war aber umsonst. Das Theater zeigte sich bis auf den letzten Platz gefüllt. Auffallenderweise herrschte jedoch im Zuschauerraum, schon bevor der Vorhang hochging, eine Heiterkeit, die sich immer wieder in lauten Lachsalven Bahn brach, und für die die Schauspieler hinter dem Vorhang zunächst keine rechte Erklärung fanden. Endlich wurde man gewahr, welche Ursache diese auffällige Fröhlichkeit hatte. Lichatschew, von dem wieder sämtliche Karten aufgekauft worden waren, hatte die Plätze auf der rechten Seite des Theaters ausschließlich an — Rahtköpfe verschenkt, so daß dieses Meer von im Lichterschein strahlenden Glazen einen geradezu überwältigend komischen Eindruck machte.

Die Aufführung verlief im übrigen ohne Störung, abgesehen von einigen schlechtverhehlten Heiterkeitsausbrüchen, die die Darsteller selbst auf offener Szene beim Anblick der „haarlosen“ rechten Theaterseite nicht unterdrücken konnten. Ida Mölmer, die ihre durch diesen neuen Racheakt nur zu sehr verärgerte Stimmung meisterlich zu verbergen wußte, erntete wahre Beifallsstürme, an denen sich auch die drei Gardeoffiziere in der Mittelloge eifrigst beteiligten.

Am folgenden Vormittag schickte Lichatschew der Operettendiva zusammen mit einem wunderbaren Rosenstrauß einen Brief, in dem er um die Gewährung einer kurzen Unterredung bat. Unterzeichnet war das Schreiben mit: „Ein reuiger Sünder.“ Die Künstlerin warf dem Boten Brief und Blumen einfach vor die Füße.

Der dritte Gastspielabend war da. Nicht ohne Herzklopfen begab sich die fiesche Wienerin in das Theater. Wußte sie doch nicht, welche neue Tücke ihr unberechenbarer Feind inzwischen wieder ausgebrütet hatte. Doch dieses Mal ereignete sich nichts. Der Musentempel war von einem normalen Publikum bis auf den letzten Galerieplatz besetzt, und die schöne Mölmer spielte daher mit so übermütigem Schneid und so bezenter

Rotetterie, daß sie nach dem letzten Aktſchluß immer wieder vor dem Vorhang erſcheinen mußte. Auffallenderweiſe fehlten heute die drei Gardeoffiziere in der Mittelloge. Als die Vorſtellung beendet war, verließ die Operettendiva durch den Seiteneingang das Theater und betrat die Straße, wo bereits der für ſie beſtellte Wagen wartete. Die Mülmer und ihre Kammerfrau waren jedoch nicht gerade angenehm überrascht, daß man ihnen ein offenes Gefährt geſchickt hatte. Es war bereits herbitzlich kühl, und die Sängerin fürchtete ſich zu erkälten. Als ſie noch zauderte einzusteigen, wies der Kutfcher ſtumm auf zwei koſtbare Pelzmäntel, die auf den Wagentiffen lagen, und half den beiden Damen dann auch galant in die ſchützenden Hüllen.

In beſter Laune und wahrhaft erfrifcht von der Fahrt langten Ida Mülmer und ihre Begleiterin vor ihrem Hotel an. Aber kaum waren ſie ausgeſtiegen, als der Kutfcher auch ſchon auf die Pferde lospeitschte und davonjagte, ſo daß die Damen gezwungen waren, die Pelze mit in ihre Zimmer hinaufzunehmen. In der Taſche deſjenigen, den die Künſtlerin getragen hatte, fand ſie dann einen Brief, in dem Lichatschew ſich ihr als den Koſſelenter zu erkennen gab, abermals ihre Verzeihung anſuchte und die Diva bat, den Hermelinpelz als Zeichen ihrer verſöhnlichen Stimmung gütigſt behalten zu wollen. Am nächſten Morgen ſchickte Ida Mülmer die beiden Pelze in das Palais des Grafen zurück — ohne jede Zeile.

Lichatschew, der inzwiſchen ſein Herz an die feſche Wienerin vollſtändig verloren hatte, ſah jetzt endlich ein, daß er der Künſtlerin gegenüber bisher eine falſche Taktik verfolgt hatte, und verſuchte nun drei Tage hintereinander auf jede nur mögliche Weiſe ihre Bekanntschaft zu machen oder ſie doch wenigſtens zu verſöhnen. Die Mülmer blieb unerbittlich. Alle Briefe, die ihr, oft auf die raffinierteste Art, in die Hände geſpielt wurden, blieben ungeleſen, ſobald ſie erkannte, daß ſie von dem jungen Grafen herrührten.

Da nahm dieſer zu einer neuen Liſt ſeine Zuflucht. Er hatte eines Tages erfahren, daß die Diva eine Ausfahrt in die Umgebung von Petersburg machen wollte, und wußte es

nun durch Bestechung des Hotelpersonals so einzurichten, daß man ihn ihr als angeblichen Fremdenführer empfahl. Seine Hoffnung, die Sängerin würde in ihm nicht jenen galanten Ruffcher wiedererkennen, erfüllte sich wirklich. Ahnungslos nahm die Mölmer den schlicht gekleideten Grafen als Begleiter an.

Bei der einen gemeinsamen Spazierfahrt blieb es nicht. Der vielseitig gebildete Fremdenführer, der das Deutsche und Französische ebenso fließend wie seine Muttersprache beherrschte, geleitete die Künstlerin in die Museen und Kirchen und verschaffte ihr auch Zutritt zu den Zaren Schlössern, die sonst dem Publikum verschlossen blieben. Um die Mölmer aber nicht schließlich doch argwöhnisch zu machen, schrieb Lichatschew in zwischen immer wieder flehende Briefe an sie, und die Sängerin ahnte tatsächlich bis zuletzt nichts von dem wahren Sachverhalt.

Dieser bisher so romantische Liebestroman fand schließlich einen Abschluß, wie er kommen mußte: Ida Mölmer verliebte sich in ihren liebenswürdigen Begleiter, so daß dieser es wagen konnte, sich ihr nach Verlauf von kaum zwei Wochen zu erkennen zu geben und in aller Form um ihre Hand anzuhalten, die ihm auch nicht verweigert wurde.

Am 2. Februar 1876 wurde in Petersburg die Hochzeit des jungen Paares mit größtem Prunke gefeiert. Die Gräfin Lichatschew hat bis zu ihrem Tode in der Petersburger Hofgesellschaft eine bedeutende Rolle gespielt. Sie überlebte ihren Gatten nur um wenige Monate. Die Ehe der beiden galt überall als geradezu mustergültig. W. R.

Artische Reizbarkeit. — Die Tropen erzeugen mit ihrer entnervenden Hitze unter bestimmten Bedingungen jenen Zustand, dessen Gesamterscheinungen man unter dem Namen „Tropentoller“ zusammenfaßt, und der sich einmal in völligem Versagen des moralischen Verantwortlichkeitsgefühls, dann aber auch in einer oft lächerlichen Selbstüberschätzung äußert, Erscheinungen, die den Betroffenen völlig ungeeignet zu weiterer Verwendung in der heißen Zone machen.

Aber auch die Gebiete des ewigen Eises besitzen in der sogenannten „arktischen Reizbarkeit“ eine oft recht gefährliche

Gemütskrankheit. Fast sämtliche Nordpolfahrer berichten über diese furchtbare Geißel, die in dem eisstarrenden Halbdunkel der Polarländer nur zu leicht heraufbeschworen wird. Höchst wahrscheinlich sind die Zerwürfnisse auf der Südpolexpedition des Oberleutnants Filchner ebenfalls auf „arktische Reizbarkeit“ zurückzuführen.

Es handelt sich um einen Zustand krankhafter Erregbarkeit, der sich häufig bis zu förmlichen Wutanfällen, ja selbst bis zum Wahnsinn steigert. Als Ursachen der Erkrankung hat man hauptsächlich die völlig veränderte Lebensweise an Bord der Expeditionsschiffe und das Bedrückende des Polarlandschaftsbildes mit seiner schaurigen Stille und Eintönigkeit zu betrachten. Gegen diese „arktische Reizbarkeit“ gibt es nur ein Mittel: stete Arbeit und Zerstreuungen.

Man lese in Nansens „In Nacht und Eis“ nach, durch wie verschiedenartige Mittel der kühne Forscher immer wieder den Geist seiner Gefährten zu beeinflussen, sie zu erheitern suchte, alles nur, um das Gespenst der nervösen Gereiztheit von Bord der „Fram“ zu bannen. Nansen glückte dies. Andere Leiter von Nordpolar Expeditionen, die sich für den Seelenzustand ihrer Mannschaft weniger besorgt zeigten, wissen von wilden Schreckensjahren zu erzählen, die aus der wichtigsten Veranlassung entstanden.

So entwickelte sich im Mai des Jahres 1832 an Bord der vom Eise eingeschlossenen „Victory“, mit der der Engländer John Ross den magnetischen Nordpol entdeckte, eine Schlägerei zwischen den Expeditionsteilnehmern, bei der drei Leute den Tod fanden. Und die Ursache? Der Matrose Booth war auf Deck ausgeglitten, über die Reling in einen Schneehaufen gefallen und darob von seinen Kameraden ausgelacht worden. Wutschraubend ergriff er eine Walfischharpune und stieß sie dem Nächststehenden in den Leib. Schnell bildeten sich zwei Parteien, und wenige Minuten später gab es drei Tote an Bord.

Ähnliche Vorfälle haben sich bei allen Polarexpeditionen abgespielt. Am Schrecklichsten aber erging es den Leuten des Robbenfängers „Ring Edward“, der 1897/98 sieben Monate lang an der grönländischen Küste im Eise lag. Das Schiff war reich verproviantiert, und die Mannschaft lebte herrlich und

in Freuden. Der Kapitän, ein Trunkenbold, kümmerte sich um nichts, sondern ließ jeden nach Belieben schalten und walten.

Durch die spätere Verhandlung vor dem Londoner Seegericht wurden nun die folgenden grauenhaften Vorgänge festgestellt. Am 4. Dezember 1897 brach in der Mannschaftslaute beim Kartenspiel Streit aus, der jedoch durch den Steuermann beigelegt wurde. Trotzdem begab sich der anscheinend wieder völlig ruhig gewordene Matrose Perkins in seine Koje, holte sich einen Revolver und schoß den Steuermann, den Schiffsjungen und den Koch kaltblütig über den Haufen. Die beiden ersteren starben noch an demselben Tage, der Koch, der nur an der Schulter verletzt war, genas nach längerem Krankenzlager. Der Attentäter wurde in Eisen gelegt. Zwei Tage darauf schlug ein anderer Matrose dem Kapitän mit einer Eisenstange über den Kopf, weil er angeblich eine zu kleine Portion Tabak erhalten hatte, und entfloß dann in die Eiswüste hinein. Er wurde trotz eifrigen Suchens nicht wieder aufgefunden. Am Weihnachtsabend beschuldigte der Bootsmann, ein Deutscher, einen Matrosen, absichtlich ein Licht seines kleinen, aus Besenreisern hergestellten Tannenbäumchens ausgelöscht zu haben. Der Matrose griff, ohne ein Wort zu sagen, zum Messer und stieß es dem Deutschen ins Herz.

Kurz bevor der „Ring Edward“ dann vom Eise freikam, brach bei dem inzwischen wiederhergestellten Schiffskoch der Wahnsinn aus: er versuchte das Fahrzeug in Brand zu stecken und mußte, da er in Tobsucht verfiel, in einer kleinen Kabine gefesselt mit nach der Heimat genommen werden. Als der Walfischfänger in London im Juni 1898 eintraf, führte er als Besatzung außer dem Kapitän nur noch drei gesunde Leute.

Das Seegericht nahm eine strenge Untersuchung vor. Die beiden Mörder wurden jedoch freigesprochen, da der Verteidiger geltend machte, die bisher unbestraften Angeklagten hätten im Wahnsinn die Verbrechen verübt: arktische Reizbarkeit. Dem Kapitän aber entzog man das Patent als Schiffsführer mit der Begründung, es sei seine Pflicht gewesen, sich auch um die seelische Verfassung seiner Leute zu bekümmern, und dies habe er in sträflichster Weise vernachlässigt. W. R.

Besseres Tageslicht in den Zimmern. — Wir wissen alle, daß es uns in vielen Räumen, besonders bei trübem Wetter, an genügendem Tageslicht fehlt. Tausende und aber Tausende von Menschen haben darunter zu leiden. Diese Tatsache ist darauf zurückzuführen, daß die Räume meist nur spitzwinkliges, im günstigsten Falle nur rechtwinkliges oder wagrechtes, dafür aber aus weiterer Ferne kommendes Tageslicht



Fig. 1.

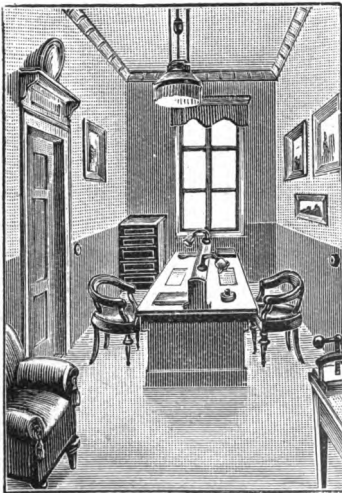


Fig. 2.

erhalten, das dann auch noch auf seinem Wege in die Räume durch Mauerwerk, sowie durch Glas und Rahmen der Fenster selbst erhebliche Abschwächungen erfährt, während ein weiterer Teil durch innere Einrichtungen absorbiert wird. So beträgt die Abschwächung des Tageslichtes durch das Glas allein je nach der Glasart 8 bis 25 Prozent. Die Folge dieser Erscheinungen, die wohl den wenigsten bekannt sind, ist entweder Arbeit

bei halbem Tageslicht oder die Zuhilfenahme des künstlichen Lichtes. Wir wollen auf die schädlichen Einwirkungen dieser beiden Tatsachen, die gar vielartig sind, hier nicht näher eingehen.

Es sind nun jetzt patentamtlich geschützte Lichtgläser zur Übertragung von Tageslicht in die Räume in den Handel gebracht worden, die alle Uebelstände mit einem Schlage beseitigen. Durch einfachste Anbringung der Lichtgläser an den Fenstern, dort, wo sie das Tageslicht direkt aufnehmen können, übermitteln sie den Räumen eine Fülle von Licht, die jene wie in volles Tageslicht getaucht erscheinen lassen, und besonders bei trübem Wetter ist die Wirkung eine wunderbare. Die Lichtgläser, hergestellt von der Deutschen Lichtglasgesellschaft m. b. H. zu Leipzig, Sidonienstraße 16, sind das Produkt einer langjährigen genauesten und sorgfältigsten Beobachtung und schaffen durch die starke Lichtabgabe eine bedeutend bessere Ausnützung des Raumes beim Zimmerbau. Unbrauchbare Räume werden durch sie verwertbar gemacht, und es werden Stoffe, Bilder und so weiter vor dem Verderben oder doch vor dem Verbleichen geschützt. Es werden weiter erhebliche Kosten für frühzeitige künstliche Beleuchtung gespart. Bei steilem Lichteinfall, wie in engen Straßen und Höfen vorkommend, leisten die Lichtgläser ebenfalls Vorzügliches. Sie werden dann als Markisen verstellbar vor den Fenstern angebracht und erleuchten so jeden Raum mit dem Vorteil, die Lichtstrahlen beliebig leiten zu können.

Kurz zusammengefaßt, bestehen die Vorzüge der neuen Erfindung in größerer und erleichterter Lichtaufnahme, sowie in leichter Lichtdurchdringung und damit in größerer Lichtweitertgabe gegenüber den Gläsern mit ebener oder gerundeter Rückfläche oder mit gewellten Prismen, ferner in der Verblendung völlig weißen, klaren und ruhigen Lichtes ohne jede Beimischung von Schatten oder Abschwächungen und zuletzt in weitester Verteilung des Lichtes in dem Raume bei gleicher Nahbeleuchtung. Unsere Abbildung Fig. 1 zeigt uns ein Zimmer bei geöffnetem Fenster ohne Lichtgläser, in Abbildung Fig. 2 sehen wir dasselbe Zimmer bei geschlossenem Fenster mit Lichtgläsern.

S. Herzberg.

Schlachtandenken. — Als Mr. Crumping aus London das Museum in Waterloo besuchte, hätte er gar zu gern etwas mitgehen heißen; aber alles, was da vorhanden war als Zeugnis der Schlacht, Waffen, Orden, Helme, Kugeln, Sporen, Steigbügel und sogar Totenschädel und vieles andere — alles war gut verschlossen und gut bewacht.

So mußte denn Crumping ohne ein Andenken das Museum verlassen, das seinerzeit vom Wachtmeister Cotton, einem Mitkämpfer von Waterloo, ins Leben gerufen worden war.

Nun vielleicht glückte es ihm, auf dem Schlachtfelde selbst etwas zu finden, das er seiner Sammlung von allerlei Raritäten einverleiben konnte. Er fuhr also nach Mont Saint Jean, um sich einen Führer über das Schlachtfeld zu suchen. Man wies ihn zum Hause des alten Corbeil. Dieser empfing den Fremden mit einer gewissen Würde und begab sich sofort mit ihm auf das Schlachtfeld.

Zunächst betraten die beiden das hügelige Gelände südlich von Mont Saint Jean, auf dem die englische Armee gestanden hatte. Der Führer zeigte die einzelnen Punkte, um die besonders heisse Kämpfe getobt hatten: das Vorwerk, die Farm La Haye und den Kirchhof von Planchenois. Dann bestiegen sie den Hügel von Rossomme, auf dem eine Windmühle steht.

„Hier vor dieser Windmühle,“ rief Corbeil mit Nachdruck, „hielt sich Napoleon während des größten Theils der Schlacht auf. Sehen Sie, mein Herr, dort drüben am Saum des Waldes von Soignes beobachtete der Herzog von Wellington die Schlacht, und dort rechts kamen die ersten Preußen an.“

„Hielt sich Napoleon auch hier in der Mühle auf?“ fragte Crumping.

„Natürlich, mein Herr,“ war die Antwort. „Er weilte längere Zeit darin.“

Crumping betrat jetzt, von Corbeil gefolgt und vom Müller freundlich empfangen, die Windmühle. Im Hauptraum entdeckte er unter einem Nagel eine kleine Tafel an der Wand, die besagte: „An diesem Nagel hingte Napoleon in der Schlacht bei Waterloo seinen Hut auf.“ Crumping wurde vor Erregung ganz rot, denn der rostige Nagel da in der Wand hatte es

ihm sofort angetan. Er fragte, ob er den Nagel nicht bekommen könne, und bot vorsichtig erst zwanzig Franken.

Der Müller wollte sich von der Reliquie, die an den großen Kaiser erinnerte, nicht trennen, doch als der Engländer erst vierzig, dann fünfzig Franken bot, zog er seufzend den Nagel heraus und überreichte ihn Crumping, der ihn sorgsam in der Briefftasche barg.

Recht zufrieden trat er mit seinem Begleiter den Rückweg an.

„Wollen Sie, mein Herr, vielleicht einmal meine Andenken sehen?“ fragte der alte Corbeil.

Crumping ging gern darauf ein, und so traten sie in die behagliche Wohnung des Führers.

Sofort fiel Crumpings Blick auf ein Gestell, auf dem eine Anzahl Kriegsandenken lagen: eine abgeplattete Kugel, Sporen, Säbel, Schärpen und dergleichen. Der Sammeltrieb regte sich sogleich, und Crumping fragte, ob Corbeil etwas davon verkaufe.

Dieser trennte sich nur sehr schwer von seinen Andenken, doch endlich ließ er sich dazu herbei, die Kugel und die Schärpe eines Offiziers für fünfzig Franken abzulassen.

Crumping bestieg dann seinen Wagen und lehrte nach Brüssel zurück, sehr befriedigt über seine guten Käufe. Er gedachte schon seiner Freunde in London und was die für Augen machen würden. —

Einige Tage später trat der alte Corbeil in die Windmühle auf dem Hügel von Rossomme. Er begrüßte den Müller und sagte: „Nun wollen wir einmal abrechnen. Drei Fremde waren es diese Woche, einer zu fünfzig, einer zu dreißig und einer zu fünf und zwanzig Franken. Macht hundertfünf Franken, und ich bekomme also fünf und dreißig.“

„Schweres Geld!“ seufzte der Müller, indem er ihm den Betrag zahlte. „Daß ich immer ein volles Drittel abgeben muß! Ein Viertel tät's auch!“

„Nur zufrieden, Gevatter!“ rief Corbeil. „Habt Euren Wohlstand ja nur dem Nagel zu verdanken! Stets führe ich die Fremden her, die den Nagel dann kaufen, und Ihr behaltet zwei Drittel!“

Er zeigte alsbald auf die kleine Tafel, unter der bereits wieder ein anderer rostiger Nagel prangte.

„Na — und Ihr? Eure sauberen Kriegsandenken tragen wohl nichts?“

„Mit Euch ist nicht zu reden!“ polterte Corbeil ärgerlich und ging. Am nächsten Tage jedoch erschien er ganz friedlich wieder und brachte einen Fremden mit, der dreißig Franken für den Nagel anlegte, an dem Napoleon seinen Hut aufgehängt hatte. — —

Mr. Crumping hatte einige Freunde eingeladen. „Ich habe Ihnen,“ sagte er stolz, „einige hübsche Sachen gezeigt, die ich von der Reise mitgebracht habe. Nun aber bitte ich um Ihre besondere Aufmerksamkeit.“

Er führte die Gäste in ein anderes Zimmer. Hier lagen auf einem Rissen unter einem Glassturz drei Gegenstände.

„Vom Schlachtfelde von Waterloo!“ sagte Crumping feierlich. „Hier die Schärpe eines französischen Generals, hier eine Kugel, die am Panzer eines preussischen Kürassiers abgeplattet wurde, und hier,“ fuhr er fort, während seine Freunde ehrfürchtig lauschten, „und nun hier dieser einfache rostige Nagel. Er ist aus der Windmühle vom Hügel von Rossomme, auf dem Napoleon die Schlacht leitete. — An diesem Nagel,“ schloß Crumping mit Nachdruck, „an diesem Nagel hat der größte Feldherr aller Zeiten seinen Hut aufgehängt!“

Mit tiefem Ernst blickten alle auf das unscheinbare Stückchen Eisen. A. Thiele.

Hinrichtung eines spanischen Granden im 15. Jahrhundert.
— Ein böhmischer Edelmann, Casel v. Mezzyhor, hatte mit seinen Gefährten im Jahre 1466 Gelegenheit, in der kastilianischen Stadt Olmedo der Hinrichtung eines Granden beizuwohnen, der wegen Teilnahme an einer Verschwörung gegen König Heinrich von Kastilien zum Tode verurteilt war. Casel schildert diese Hinrichtung in seinem auf uns überkommenen Reisetagebuche.

Der verurteilte Hochverräter wurde in einem reichen, goldgestickten Purpurgewande auf einen freien Platz geführt, auf dem sich bereits eine ansehnliche Volksmenge versammelt hatte,

und dort an einen Pfahl gebunden. Ihm gegenüber postierten sich zahlreiche Männer, Jäger und Bogenschützen, die nun mit Pfeilen nach dem Verurteilten zu schießen begannen. Ihr Ziel waren zunächst nur die Körperteile des Opfers, deren Verwundung nicht gleich töten konnte, also hauptsächlich Arme und Beine. Jeder Fehlschuß mußte mit zwanzig Realen gebüßt werden, wogegen jeder geschickte Treffer einen Preis von zwanzig Realen abwarf.

Als der diese grausame Hinrichtung befehlende Richter es für angebracht hielt, trat der geschickteste Schütze vor und tötete mit einem Herzschuß das entseztlich leidende Opfer.

Der über eine solche Art der Hinrichtung sehr verwunderte Böhme wurde belehrt, daß diese Art der Todesstrafe allgemein üblich sei, daß die Teilnahme an der Vollstreckung des Urteils nicht nur niemand zur Schande, sondern den Gewinnern der Preise sogar zur hohen Ehre gereiche.

Und dann kam das Wunderlichste der ganzen widerwärtigen Szene: im Angesicht der noch an die Säule gefesselten Leiche setzte man sich an rohgezimmerten Tischen nieder, Musikanten begannen aufzuspielen, und die vergnügten Schützen vertranken gemeinschaftlich die zahlreich eingegangenen Straf-gelder.

O. Th. St.

Gute Verdauung. — Wie oft hören wir darüber sprechen, ob „Pflanzenkost“ oder „Fleischkost“ vorzuziehen sei. Mit dieser Frage aber sind eine ganze Reihe anderer Fragen verknüpft, von denen jede für sich größeres Interesse beansprucht als gerade diese.

Was sind das für Fragen?

Wenn wir über die Frage der richtigen Ernährung schlüssig werden wollen, müssen wir dabei folgende Faktoren berücksichtigen. Zunächst, und das ist das allerwichtigste, die Verhältnisse, unter denen wir dem Körper Nahrung zuführen; zweitens der Zustand, in dem sich der Magen und die Därme befinden, denen die Nahrung zugeführt wird; in dritter Linie erst die Art der Nahrung selbst.

Es mag auffallend erscheinen, daß die Verhältnisse, unter denen man Nahrung einnimmt, wichtiger sein sollen als die

Art der Nahrung selbst. Daß dem aber so ist, wird durch vielfache Versuche bewiesen. Eine Mahlzeit, die man zu sich nimmt, wenn man sehr ermüdet oder sehr aufgereggt oder sehr ärgerlich ist, kann ebensowenig verdaut werden wie eine, die in zu großer Hast gegessen wird. Ebenso ist die Angewohnheit, unmittelbar nach dem Essen wieder zu arbeiten, überaus schädlich. Darunter muß zweierlei leiden: die Arbeit und die Verdauung. Und dabei ist es ganz gleich, ob es sich um geistige oder körperliche Arbeit handelt. Wo gearbeitet wird, gleichviel ob im Gehirn oder im Magen, oder mit den Armen und Beinen, muß Blut vorhanden sein, und das Blut kann nicht zu gleicher Zeit im Magen und in den Muskeln sein. Ein plötzlicher heftiger Schreck während des Essens erregt oft Ekel oder Erbrechen. Manche Leute können sogar nicht einmal das Essen verdauen, das sie in einem lebhaften Restaurant zu sich genommen haben.

- Es ließe sich noch vieles andere anführen, das beweisen würde, daß der Magen ein sehr empfindliches Organ ist, das unverzüglich auf die geringste Veränderung des Befindens und der Stimmung antwortet.

Von den vielerlei Umständen, die einer guten Verdauung nachteilig sind, ist aber der allerschädlichste das Studium einer höchst wichtigen Person, des eigenen Ichs, und diätetische Experimente, die man an derselben so schwer leidenden Person vornimmt. Die hartnäckigsten Fälle von „Magenverstimmung“, gegen die keine Behandlung einschlagen will, werden nicht etwa durch schlechtes Essen oder durch zu reichliche oder durch zu knappe Nahrung veranlaßt, sondern durch übel angebrachte Bestrebungen des Patienten, die Nahrungsfrage durch Versuche an seinem eigenen Körper zu lösen. Wer viel an seine Verdauung denkt, wird bald an Verdauungsstörungen leiden.

„Ist dieses Gericht für mich schädlich?“ fragte einst ein Gast seinen Tischnachbarn, einen berühmten Arzt.

Ohne hinzusehen, antwortete dieser mit einem kurzen „Ja“.

„Aber Sie haben ja gar nicht gesehen, wovon ich spreche. Woher können Sie also wissen, daß es mir schaden wird?“

„Weil Sie mich gefragt haben, weil Sie also Angst haben,

daß Sie diese Speise nicht verdauen werden. An der Bekömmlichkeit des Essens zweifeln, heißt Verdauungsbeschwerden hervorrufen.“

Um einen gefunden und richtig funktionierenden Magen braucht man sich nicht zu kümmern, er nimmt es sogar übel, wenn man an ihn denkt. Einer der schlimmsten Fälle einer gewissen Herzkrankheit, die der erwähnte Arzt jemals in Behandlung hatte, wurde dadurch hervorgerufen, daß die Patientin, sobald sie zu Bett gegangen war, aufmerksam lauschte, wie ihr Herz schlug.

Fastiges Essen ist auch eine Angewohnheit, die schon viel Unheil angerichtet hat. Beim raschen Essen wird nicht nur die Nahrung ungenügend gekaut und zu wenig mit Speichel durchfeuchtet, sondern es wird sicherlich auch zuviel gegessen. Bei raschem Essen hat man auch häufig ein Gefühl, daß man zu großer Eile angetrieben wird, oder man befindet sich in großer Angst oder Aufregung. Alles das ist von schädlicher Wirkung.

Auch Essen bei zu großer Ermüdung oder unmittelbar nach starker körperlicher Bewegung sollte vermieden werden. Die Verdauung ist auch eine Arbeit, und in ermüdetem Zustande können die Verdauungsorgane ihren Dienst nicht verrichten. Verdauungsstörungen, ernstliche Krankheit, ja sogar der Tod können daraus entstehen.

Das Trinken während des Essens wird vielfach für schädlich gehalten; unsere physiologischen Erfahrungen sprechen indessen nicht dagegen, daß ein mäßiger Genuß von Flüssigkeiten beim Essen schädlich sein soll. Freilich darf die Flüssigkeit nicht dazu dienen, die nur halbgetaute Nahrung hinunterzuspülen.

Viele Leute wollen nicht einsehen, daß Flüssigkeiten nur dann getrunken werden dürfen, wenn der Mund leer ist. Wenn man rasch ißt, den Mund voll Essen nimmt, dazu einen tüchtigen Schluck Bier, Kaffee oder Wasser trinkt, wie kann man dann verlangen, daß der Magen die großen harten Klumpen von Essen in blutbildenden Stoff verwandeln soll! Zur Regel sollte man es sich machen, beim Essen nur wenig und nur bei leerem Munde zu trinken.

Jetzt von einem anderen Faktor der Diät: der Beschaffenheit der Verdauungsorgane. Mag das Befinden noch so gut sein, mag das Essen noch so vollkommen sein, wenn Magen und Eingeweide nicht in Ordnung sind, wird das Essen nicht richtig verdaut. Andererseits aber sind gewöhnlich Magenverstimnungen und Darmerkrankungen die unmittelbare Folge unrichtiger Angewohnheiten beim Essen, und um diese Organe wiederherzustellen, braucht man nur sich daran zu gewöhnen, dem Körper die Nahrung unter normalen Bedingungen zuzuführen.

Gute Nahrung und gute Gedanken machen einen guten Magen.

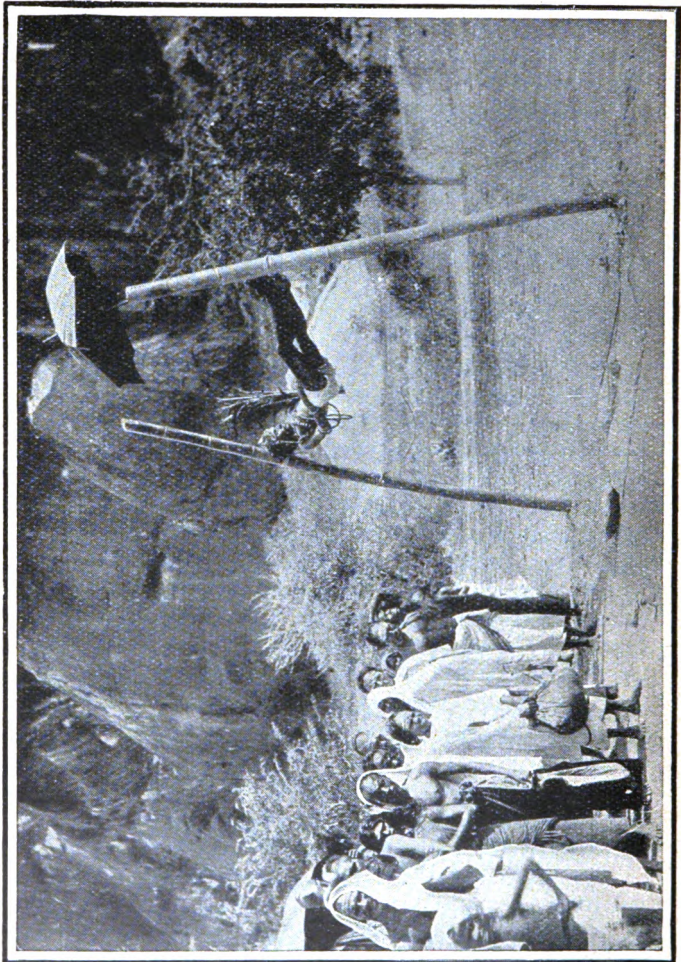
Verdauungsstörungen gibt es der mannigfachsten Art. Manchmal verursachen sie nur wenig Unbehagen und werden wenig beachtet, manchmal aber auch sind sie ernster Natur und recht schmerzhaft. Es kommt vor, daß der Magen so empfindlich wird, daß er nicht einmal Wasser, geschweige denn Essen behalten kann. Magenerkrankungen äußern sich von gelegentlichem Kopfweh oder leichten Schwindelanfällen bis zu plötzlichem Tode. Oft wird die Verstimmung des Magens gar nicht bemerkt, jahrelang bleibt sie unbeachtet, bis sie sich endlich als schwere Erkrankung fühlbar macht. Die Erkrankungen des Magens sind so verschiedenartiger Natur, daß sich Regeln über ihre Behandlung nicht geben lassen, man kann nur sagen, daß richtige diätetische Gewohnheiten die besten Bedingungen schaffen, sich gesunde Verdauungsorgane zu erziehen und zu erhalten.

Alles, was wir von praktischer Diät wissen, läßt sich in zwei Worten ausdrücken, die sich jeder stets mit goldenen Buchstaben vor Augen halten sollte: Mäßigkeit und Einfachheit.

Wer mäßig und einfach lebt, der lebt würdig, zufrieden und lange.

J. C.

Selbstpeinigungen indischer Fakire. — An den indischen Wallfahrtsorten, bei berühmten Tempeln, am Hofe der Fürsten oder auch als Teilnehmer an den religiösen Feiern in Dorf und Stadt trifft man häufig auf Fakire, die sich aus religiösem Fanatismus freiwillig den schmerzlichsten Martern unterziehen.



Ein Fakir auf dem Schwebestrick.

Meist sind es lange, hagere, ausgehungerte Gestalten, denen die dunkle Haut faltig auf den Knochen liegt, mit finsternen Gesichtern und großen, schwarzen Augen, die in unheimlichem

Feuer glühen. In der Erfindung der Selbstpeinigungen bekunden sie eine fast unerschöpfliche Phantasie.

Berührt war ein Fakir, der sechsundzwanzig Jahre hindurch in der Nähe von Benares unbeweglich Tag und Nacht auf einem Stein hocte und sich, da er selbst nicht mehr zu gehen vermochte, zweimal täglich von Freunden zum Ganges tragen ließ, um in dem heiligen Strom ein Bad zu nehmen. Eine öfter geübte Form der Selbstpeinigung ist die, daß sich ein Fakir einen Arm senkrecht hochbinden läßt. Die Muskeln schrumpfen allmählich ein, und das Schulter- sowie das Ellbogengelenk wird unbeweglich. Jetzt werden die Binden gelöst, und nun bleibt der Arm steif nach oben gerichtet von selbst stehen.

Beliebt ist ferner das Martyrium der fünf Feuer. Stundenlang bleibt der Fanatiker einer Bildsäule gleich in dem dichten Rauch und der unerträglichen Hitze der angezündeten Feuer sitzen.

Höchst schmerzlich wird endlich mit der Zeit das Strickschweben. Zwischen zwei Bambusstäben wird ein dünner Strick befestigt, auf dem sich der Fakir der Länge nach ausstreckt. Das Liegen wird allmählich, da der Strick den Körper wund reibt und immer tiefer in ihn einschneidet, so martervoll, daß man es nicht begreift, wie ein Mensch diese entsetzliche Qual auszuhalten vermag. Gleichwohl verzieht der Fakir dabei keine Miene, sondern auf seinem Gesicht liegt ein stiller, friedlicher Ausdruck.

Th. S.

Glanzeistung eines Reporters. — Am 19. November 1874 ging das Auswandererschiff „Cospatria“ in Flammen auf — vierhundert Seemeilen vom Kap der Guten Hoffnung. Bis dahin war kein Schiffsunfall so grausig gewesen wie der der „Cospatria“, bei dem über vierhundert Passagiere mitansahen, wie ihr dem Verderben geweihtes Schiff zwei volle Tage in Flammen stand, wie der umstürzende Hauptmast viele erschlug oder verstümmelte, wie das Vorderteil des Schiffes in die Luft flog, wie der Kapitän ins Meer sprang, um womöglich das Leben seines mit weggerissenen Weibes zu retten, wie zwei Rettungsboote ausgesetzt wurden, von denen eines mit all seinen Insassen umschlug,

während das andere umherirrte, bis die darin Sitzenden teils vor Durst und Hunger starben, teils wahnsinnig wurden.

Die Kunde von dem furchtbaren Ereignis war nach England gedrungen und hatte seine Bevölkerung in Aufregung versetzt, obgleich man noch nichts Näheres wußte. Nur das war als sicher bekannt, daß die wenigen Überlebenden irgendwie nach der Insel St. Helena gelangt waren, und daß der Dampfer „Nyanza“ sie von dort nach England zurückführte.

Die Herausgeber der verschiedenen großen Zeitungen in dem Inselreiche, die da wußten, wie sehr das Publikum auf genaue Nachrichten über die Katastrophe brannte, hielten nun täglich mit ihrem Redaktionsstabe Beratungen darüber ab, auf welche Weise sie wohl am ehesten in den Besitz der heißbegehrten Neuigkeiten kommen könnten. Man sah keine andere Möglichkeit, als daß man nach Plymouth fuhr und die Ankunft der „Nyanza“ abwartete.

Die „Daily News“ aber befanden sich in der glücklichen Lage, einen hervorragend unternehmungslustigen Berichterstatte, Archibald Forbes, unter ihren Mitarbeitern zu haben, und dieser erbot sich, der „Nyanza“ in einem Spezialboote entgegenzufahren, auf irgend eine Art an Bord des Schiffes zu gelangen und die Schiffbrüchigen nach allen Regeln der Kunst auszufragen.

Der Vorschlag des kühnen Mannes wurde mit Freuden angenommen, und Mr. Forbes trat seine Fahrt an. Als er die „Nyanza“ erreicht hatte, sprang er einfach ins Meer, und es gelang ihm, sich an der Schiffskette der „Nyanza“ anzuklammern, worauf er von der Besatzung des Dampfers an Bord gezogen wurde.

Nun hatte der Wagehals sein Spiel gewonnen. Ein gewisser Macdonald war unter den Geretteten der einzige, der kräftig und wohl genug war, um Auskunft geben zu können. Er war aber ganz und gar kein zugänglicher Mensch, und erst als Forbes ihm eine beträchtliche Summe Geld hinzählte, raffte er sich zu den gewünschten Mitteilungen auf, die der erfahrene Journalist sorgfältig niederschrieb.

Sobald der Dampfer in Plymouth anlegte, war er der

erste, der an Land ging und seinen Bericht an die „Daily News“ telegraphierte, während die Kollegen von den anderen Blättern erst Auskunft suchen mußten.

So konnten die „Daily News“ schon im Abendblatt den gespannten Lesern über die schrecklichen Vorgänge berichten, während es die übrigen Zeitungen erst in den nächsten Morgenblättern zu tun vermochten.

Archibald Forbes wurde später durch seine Kriegsberichte aus allen Weltteilen wohl der berühmteste Journalist. C. D.

Bachstelze und Kreuzotter. — An einem sonnigen Nachmittag kam ich — so berichtet ein bayrischer Forstmann — auf einem Spaziergange in die Nähe eines Steinbruches, der aber schon längere Zeit nicht mehr im Betriebe war. Langsam schritt ich an der verlassenen Arbeitsstätte hin, als mich plötzlich eine Bachstelze ängstlich umflatterte und mit kreischender Stimme offenbar auf sich aufmerksam zu machen suchte. Anfangs beachtete ich das Benehmen des Vogels nicht, dann wurde ich aber doch aufmerksam, als er wiederholt auf mich zuslog, und mir das klägliche Geschrei des Tierchens wie Hilferufe erschien. Ich blieb stehen und beobachtete die Bachstelze. Nun flog diese an einen nahen Abhang, umkreiste dort einen Stein, erhob sich dann wieder blickschnell und kam wieder zu mir zurück. Nun hegte ich keinen Zweifel mehr über die Absicht des Vögelchens und erstieg den Rain. Dort gewährte ich unter einem hervorstehenden Steine ein Nest mit zwei noch sehr jungen, nackten Vögelchen. Schon hatte ich die Hand ausgestreckt, um sie mir in der Nähe zu besehen, als ich noch rechtzeitig an der Seite des Nestes eine Schlange wahrte, die den Kopf erhoben hatte und augenscheinlich nach den Vögelchen zielte. Ich sprang zurück, verlor dabei das Gleichgewicht und kollerte eine Strecke den Rain hinab, wobei ich mir eine Hand verletzete. Doch raffte ich mich rasch wieder auf, um den bedrängten Vögeln Hilfe zu bringen. Die Schlange, in der ich nun eine Kreuzotter erkannte, war inzwischen der Öffnung, die das Nest barg, schon sehr nahe gerückt und wandte bei meiner Annäherung drohend ihren Kopf nach mir, wobei ihre Augen funkelten und die gespaltene Zunge fortwährend züngelte.

Die Gefahr, in der die jungen Vögelchen schwebten, war groß, und es galt kein Besinnen. Ich hatte einen starken, mit Eisen beschlagenen Stock bei mir, mit dem ich der Kreuzotter einige kräftige Hiebe versetzte, daß sie den Rain hinabkollerte, worauf ich mit vielem Vergnügen sah, daß der alte Vogel sich alsbald, nachdem die drohende Gefahr beseitigt war, mit großem Eifer der Pflege seiner geretteten Lieblinge widmete. Ich versäumte auch nicht, öfters nach meinen Schülzlingen zu sehen, bis ich sie eines Tages munter auf dem Geäste des nahen Gebüsches erblickte.

E. L.

Anziehungskraft des Verbrechertums. — Zu allen Zeiten konnte man die Vergötterung berühmter Verbrecher durch Frauen der besten Gesellschaft feststellen. Im alten Rom waren es die elegantesten Modedamen, die Beziehungen zu Gladiatoren und Wagenrennern, meist verurteilten Verbrechern, unterhielten. In Amerika ist es ein Modelaster „prominenter“ Damen, die ihrer Hinrichtung hartenden Mörder mit Blumensträußen und Liebesbriefen zu bestürmen und sie um eine Haarlocke zu bitten. Dieselben Freuden erlebten während ihres Aufenthaltes in La Roquette die anarchistischen Massenmörder Ravachol, Vaillant und Henry vor ihrer Hinrichtung. Letzterer hatte durch die Art seiner Verteidigung die Köpfe seiner Verehrerinnen derart verwirrt, daß sogar eine veritable Herzogin den Direktor von La Roquette um die Erlaubnis bat, Henry in seiner Zelle besuchen zu dürfen, denselben Henry, dessen Hände von Blut rot waren! Der Direktor sandte das Gesuch mit der bissigen Randbemerkung: „Wider die Ordnung!“ zurück.

Ähnliches ereignete sich im „Fall Pranzini“. Der Levantiner Henri Pranzini, einer der vielen exotischen Abenteuerer, die in Paris ihr Glück zu machen suchen, oder, wie Aurelien Scholl sich ausdrückt, „eine Blume im Knopfloch, nach irgend einer Beute schnappen, sei es ein Braten, eine Banknote oder eine Frau“, hatte am 17. März 1887 in der Rue Montaigne zu Paris die Marie Regnault und deren Kammerzofe Annette ermordet und beraubt. Die elegantesten und schönsten Pariserinnen rissen sich nicht nur um die Einlaßkarten zu der Schwurgerichtsverhandlung, sondern zahlten sogar hohe Preise dafür.

In den Pausen umdrängten die Damen die Anklagebank mit solcher Energie, daß der Präsident Gendarmen entbot, um die Bewunderinnen des interessanten Mörders in den Schranken des Anstandes zu halten. In diesen Pausen tauschten die Seidenroben, und wenn der Präsident während der Verhandlung die Akten zu Rate zog, da surrten die kostbaren Fächer, als fliege ein Volk Rebhühner auf. Nie zuvor hat man bei einer Schwurgerichtsverhandlung so viel Schmutz und solche Toilettenpracht gesehen. Ein Pariser Journalist versicherte in seinem Bericht, daß ihm am ersten Verhandlungstag eine Dame der besten Gesellschaft, Mutter dreier reizender Kinder, gesagt hat: „Ach, dieser göttliche Pranzini! Ich würde fünfzig Louisdor drum geben, wenn ich ihm die Hand drücken könnte!“

Dieser feige, heimtückische Mörder hat tatsächlich die eleganten Pariserinnen so hysterisch gemacht, daß eine ernste Pariser Zeitung am Abend seiner Verurteilung zum Tode mit Recht die Behauptung aufstellen konnte, daß eine mit Frauen besetzte Geschworenenbank Pranzini sicherlich freigesprochen hätte. Grévy, der damals Präsident der Republik war, erhielt Berge von Briefen aus Damenhand, die die Begnadigung des Mörders forderten, dessen Tat so scheußlich war, daß der Präsident es nicht wagte, ihn zu begnadigen, obschon er selbst ein grundsätzlicher Gegner der Todesstrafe war. Als Pranzini zum Schafott geführt wurde, da sah er vor sich eine endlose Reihe eleganter Equipagen: alle seine Verehrerinnen waren gekommen, um noch einmal den Mann zu sehen, der sie so sehr bezaubert hatte.

Dieselbe Erscheinung trat auch im „Fall Souffé“, der „Leiche im Koffer“, zutage. Der Pariser Huissier Souffé ließ sich eines Tages verlocken, ein ihm bekanntes Mädchen, Gabriele Bompard, ein Stück zu begleiten. Da wurde er von ihrem Liebhaber Eyraud erdrosselt und beraubt und seine Leiche in einem zu diesem Zwecke gekauften großen Koffer geborgen. Die beiden Mörder reisten am anderen Morgen mit dem unheimlichen Koffer nach Lyon, wo sie ihn mit in ihr Hotel nahmen. Tags darauf entledigten sie sich der Leiche in einem Gebüsch bei Millery, wohin Eyraud den Koffer in einem Wagen brachte,

den er selbst kutschierte. Den Koffer zertrümmerte er, die Stücke warf er ins Gebüsch, wo er auch die Leiche verbarg.

Dieses Verbrechen bildete fast ein ganzes Jahr die Sensation der Sensationen und verschaffte dem „kleinen Dämon“, wie man Gabriele allgemein nannte, eine so große Popularität, daß, als sie nach Millery geführt wurde, um dem Gesetz gemäß die Art ihres Vorgehens darzulegen, Kavallerie ausrücken mußte, um den Ausgang des Bahnhofs freizuhalten. In dem Augenblick, in dem sie nach Paris zurückkehrte und den Zug bestieg, durchbrach die Menge die Kette der Gendarmen und Polizisten und stürzte zu dem Wagen, an dessen offenem Fenster die Mörderin lächelnd stand. Man drückte, küßte ihr die Hand, überreichte ihr Blumen und schrie „Hoch!“, als der Zug sich in Bewegung setzte. Gabriele, die später zu zwanzig Jahren Zuchthaus verurteilt wurde, warf ihrem Publikum Ruhmhändchen zu. Dann nahm sie lachend Platz und meinte fröhlich zu den sie begleitenden Polizisten: „Nicht wahr, ich hatte einen großen Erfolg!“

W. F.

Merkwürdige Särge. — In der evangelischen Stadtkirche von Schwedt a. O. ruhen auf beiden Seiten des Altars die Überreste des vorlehten Markgrafen von Schwedt und seiner Gemahlin in zwei großen Särgen, die beide aus einem einzigen Kieselstein hergestellt wurden. Dieser Stein lag auf einem Felde, das einem Kürassierregiment zum Exerzierplatz diente; allein eine aus der Erde hervorragende Spitze des Steines war den Bewegungen des Regimentes hinderlich und veranlaßte schließlich den Befehl zur Ausgrabung des Steines. Als man aber beim Graben die ungeheure Größe desselben erkannte, begnügte man sich damit, den Stein tiefer zu senken. Nach langen Jahren erinnerte sich der vorlehte Markgraf dieses Steines und ließ ihn mit unsäglicher Mühe und großen Kosten ausgraben. Hierauf wurde über dem Stein, der 4,10 Meter breit war, ein hölzernes Dach gebaut. Er sollte in dünne Platten zerschnitten werden. Das wollte aber nicht gelingen, bis ein Bildhauer aus Potsdam es unternahm, für 20,000 Taler den Stein nach Potsdam bringen zu lassen und zwei aus demselben gefertigte Särge nach Schwedt an Ort und Stelle zu liefern.

Ehemals besaß die Domkirche zu Paderborn die Bildnisse der zwölf Apostel aus gediegenem Golde und einen silbernen Sarg, worin der heilige Liborius lag. Während des Dreißigjährigen Krieges nahm der Herzog Christian von Braunschweig beides weg und ließ aus letzterem Taler prägen. Die Familien v. Niefer und v. Westphalen legten nachher eine beträchtliche Summe in lauter solchen Talern zusammen und ließen dem Heiligen einen neuen Sarg machen, der ungemein schön und künstlerisch gearbeitet ist. Der Goldschmied, der diesen Sarg machte, hat sich durch folgende daran befindliche Inschrift zu verewigen gesucht: „Diese Arwet ik Hans Krato, Goldschmidt tom Dringenberge, maket von lauter Talers ose hi bilagt sint. Anno 1635.“

In Lissabon starb im Jahre 1817 der Baron Quatella und hinterließ ein Vermögen von 36 Millionen Franken. Sein Sarg war mit Gold überzogen, zugleich befand sich ein goldenes Schloß daran, dessen ebenfalls goldener Schlüssel nach der Beerdigung den Verwandten übergeben wurde. C. T.

Niggergeschichten. — In Amerika werden viele Anekdoten erzählt, die von den Eigentümlichkeiten des Negers handeln, und nicht die wenigsten davon beziehen sich auf die Dicke seines Schädels. So hätten einmal zwei Farmer in Westindien um eine bedeutende Summe gewettet, daß ein Neger mit seinem Kopfe einen Käse zerbrechen könnte. Ein Käse von mächtigen Dimensionen wurde herbeigeschafft, in Papier gepackt und auf einen entsprechenden Untersatz gestellt. Während die Aufmerksamkeit des einen Wettenden mit etwas anderem beschäftigt war, vertauschte der, der an die Härte des Negerschädels nicht glauben wollte, den Käse mit einem gleichgroßen Mühlstein, der genau ebenso eingepackt war. Der Neger, der von dem Tausche keine Ahnung hatte, rannte aus vollen Leibeskräften gegen den vermeintlichen Käse an, und die Folge war — daß der Mühlstein in tausend Stücke zersplitterte. Sambo soll allerdings später behauptet haben, daß das ein ziemlich harter Käse gewesen sei.

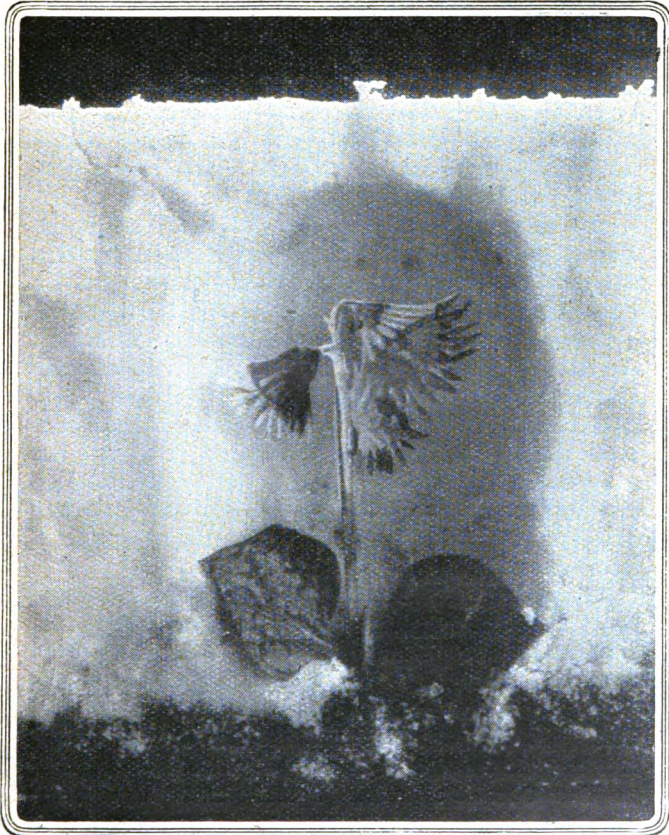
Derartige Geschichten lassen sich duzendweise erzählen. So zum Beispiel von dem Neger, der aus dem zwanzigsten Stockwerk eines New Yorker Wolkenkrägers auf das Straßenpflaster

fiel, aber dank dem glücklichen Umstande, daß er mit dem Kopfe aufflog, sich weiter keine Verletzung zuzog; oder von dem Neger, der, als er durch die Straße ging, ausrief: „Wer spuckt denn hier?“ Aus einer Höhe von fünfundzwanzig Stod waren ihm nämlich mehrere Ziegelsteine auf den Kopf gefallen.

Einen weiteren Stoff zum Lachen geben die unteren Extremitäten des Negers ab. Hat die Natur den Neger mit einer unverwundbaren Schädelbede begabt, so sind dafür seine Schienbeine um so empfindlicher. Ein leiser Schlag auf seine Beine machen ihn vor Schmerzen heulen. Andererseits sind wiederum seine Fußsohlen von einer Unempfindlichkeit, die fast der seines Schädels gleichkommt, wenn man folgender Geschichte Glauben schenken darf. Ein Pflanzer aus den Südstaaten war mit einigen Freunden auf der Jagd und lagerte nachts im Walde. Ein Feuer wurde angezündet, und die Gesellschaft lagerte sich zum Schlafe so darum, daß jeder mit seinen Füßen dem Feuer zugelehrt lag. Mitten in der Nacht erwachte der Pflanzer, und ihm war es so, als röche es nach verbranntem Fleisch. Der Sache wollte er auf die Spur kommen, und er weckte daher seinen schwarzen Diener Pompejus. Pompejus schnüffelte einen Augenblick und erklärte sodann: „Mir ist's so, Massa, als ob von jemand der Fuß brennt.“ Das schien unglaublich, aber bald rief Pompejus erstaunt: „Mein eigener Fuß brennt ja!“ Sein Geruchssinn hatte sich also früher geregt als sein Gefühl.

Wie man sich denken kann, ist die Schulbildung bei den Negern der Südstaaten recht mangelhaft, und nur wenige gibt es unter ihnen, die einen Begriff von Arithmetik haben. Trotzdem sie recht schlau sind und es ihnen auch an Mutterwitz nicht fehlt, werden sie daher oft genug übervorteilt. Ein Neger hatte mit einem Pflanzer ein Abkommen getroffen, ein Stück Land mit Mais zu bebauen, wofür er einen Teil der Ernte bekommen sollte. Als er später einmal davon einem seiner Freunde erzählte, berichtete er: „Der Pflanzer wollte, daß ich den vierten Teil der Ernte nehmen sollte, das war mir aber nicht genug. Ich verlangte den fünften Teil und kriegte ihn auch. Ja, ja, ein Nigger läßt sich nicht so leicht übertölpeln!“ J. C.

Blüten als Wärmequelle. — Wer im Frühjahr die Höhen der Alpen durchwandert, wenn noch der Firnschnee weite



©. Leonard Bastin.

Ein Alpenglöckchen, das im Schnee emporwächst.
(Die vordere Schneewand ist weggenommen.)

Flächen verhüllt, wird erstaunt sein, mitten aus der Schneedecke zierliche blaurötliche Blumenglöckchen hervorragen zu sehen.

Diese von Schnee und Kälte scheinbar unberührte Pflanze ist eine Goldanelle, das Alpenglöckchen.

Ganz von selbst taucht bei dem verwunderlichen Anblick die Frage auf: Wie war es möglich, daß das Pflänzchen nicht nur die dicke Schneeschicht durchbrechen, sondern im Schnee auch seine Blüten entwickeln konnte? Denn daß dieses letztere der Fall ist, lehrt eine nähere Betrachtung des Firnfeldes. An seiner Oberfläche bemerkt man nämlich halbentfaltete Blüten in kleinen, im Schnee ausgeparten Löchern stecken.

Die Existenz des lieblichen Pflänzchens wird dadurch ermöglicht, daß es die zum Auftauen der Schneemasse nötige Wärme selbst hervorbringt. Schon im Vorjahr, wenn der Schnee noch nicht seinen Standort bedeckt, legt das Alpenglöckchen immergrüne, sich dem Boden anschmiegende Laubblätter von lederiger Beschaffenheit an, die winzige Stengelchen umgeben. Diese Stengelchen sind die Stiele der nächstjährigen Blüten. Durchfeuchtet im Frühling das Schmelzwasser das Erdreich, so beginnen die Stengel zu wachsen, und es bilden sich an ihnen die Blütenknospen. Die Baustoffe zur Bildung der wachsenden Stiele und Knospen werden aus dem aufgespeicherten Reservematerial der Laubblätter und Wurzelstöcke bezogen.

Mit dem fortschreitenden Wachstum steigert sich der Atemungsprozeß, das heißt die Verbrennung von Kohlenstoffverbindungen, und hierdurch wird Wärme entbunden. Diese freierwerdende Wärme schmilzt den Schnee. Infolgedessen entsteht in dem Firnlager eine Aushöhlung, in dem das Pflänzchen mit seiner Blüte steht. Je höher die Alpenglocke emporwächst, je höher rückt auch die Aushöhlung hinauf, bis zuletzt die Schneedecke an seiner Oberfläche durchbrochen und nun die Blüte völlig entfaltet wird.

Dieselbe Erscheinung zeigt sich übrigens auch beim Enzian und der Glockenblume, bei denen das Innere der Blüten eine um 2 bis 3 Grad Celsius höhere Temperatur aufweist als die sie umgebende Luft.

Die höchste bis jetzt beobachtete Eigentemperatur entwickelt

aber die Blüte des italienischen Aron. Diese Pflanze ist im Mittelmeergebiet äußerst häufig und wächst an Zäunen und



E. Leonard Bastin.

Messung der Innentemperatur in einem italienischen Aron.

Hecken. Seine von einem grüngelben Hüllblatte umkleideten Blütenkolben schießen Lüten ähnelnd im Frühjahr aus dem Boden hervor, und die Hüllblätter wickeln sich unter Ver-

breitung eines weinartigen Duftes auf. Führt man vorsichtig ein Thermometer in die untere Höhlung des Hüllblattes ein, so ergibt sich, daß hier die Temperatur die der Luft sehr beträchtlich übertrifft. Man hat bei einer Außentemperatur von 15 Grad Celsius im Inneren des italienischen Aron schon 50 und 55 Grad Celsius gemessen. Die Wärmeentwicklung dient in diesem Fall zum Schutz der Blüte gegen Nachtfrost. Th. S.

Zwei Zahlenwunder. — I.

$$\begin{aligned} 1 \times 9 + 2 &= 11 \\ 12 \times 9 + 3 &= 111 \\ 123 \times 9 + 4 &= 1111 \\ 1234 \times 9 + 5 &= 11111 \\ 12345 \times 9 + 6 &= 111111 \\ 123456 \times 9 + 7 &= 1111111 \\ 1234567 \times 9 + 8 &= 11111111 \\ 12345678 \times 9 + 9 &= 111111111 \end{aligned}$$

II.

$$\begin{aligned} 123456789 \times 8 + 9 &= 987654321 \\ 12345678 \times 8 + 8 &= 98765432 \\ 1234567 \times 8 + 7 &= 9876543 \\ 123456 \times 8 + 6 &= 987654 \\ 12345 \times 8 + 5 &= 98765 \\ 1234 \times 8 + 4 &= 9876 \\ 123 \times 8 + 3 &= 987 \\ 12 \times 8 + 2 &= 98 \\ 1 \times 8 + 1 &= 9. \end{aligned}$$

J. C.

Eine unheimliche Gemäldeansammlung befindet sich noch heute im Besitze der Herzöge von Waverley, in deren Stammschloß sie seit zweiundsiebzig Jahren aufbewahrt wird. Die Geschichte dieser Bilder enthüllt eines der dunkelsten Kapitel menschlicher Geschmacksverirrung. Sie beginnt zu einer Zeit, da der von ebenso fanatischen wie phantastischen Köpfen aufgestachelte Volksgeist in Paris jede bestehende Ordnung zertürmerte und das Fallbeil täglich Duzende von sogenannten „Verrätern“ hinschlachtete.

Damals, während der großen französischen Revolution, war

es, als der berüchtigte Wohlfahrtsausschuß eines Tages den Befehl gab, auch die Königsgräber des Geschlechtes der Orleans in der Jesuitenkirche in Paris zu zerstören, damit auch diese Erinnerung an das einst monarchisch regierte Frankreich von der Erde fortgesetzt werde. Unter den Leuten, die diesen Auftrag vollzogen, befand sich ein junger Maler, Hektor Olivier, ein begeisterter Republikaner. Als die Urnen mit den einbalsamierten Herzen einstiger französischer Herrscher unter den Kolbenschlägen der Revolutionsoldaten in Trümmer gingen und die verschrumpften, steinhart gewordenen Herzen auf die Fliesen des Grabgewölbes herabrollten, kam dem jungen Maler ein schauerlicher Gedanke. Auf seinen Befehl sammelte man alle die mumifizierten Herzen, die einst unter königlichem Purpur geschlagen hatten, zusammen und warf sie in einen Sack. Es waren nicht weniger als sechzehn, wie der französische Geschichtsschreiber Lambert berichtet, und diese sechzehn Herzen nahm Hektor Olivier mit in seine Wohnung, um sie dort zu einem sonderbaren Zwecke zu benutzen.

Bekanntlich gebrauchte man schon in alter Zeit die Reste einbalsamierter Körper nicht nur als Heilmittel, sondern verarbeitete sie auch zu einer braunen Farbe, die ihres besonderen Tones wegen sehr begehrt war und die Bezeichnung „Mumie“ führte. Olivier, als Maler mit der Herstellung von Farben gut bewandert, stellte nun aus den Königs Herzen ebenfalls „Mumie“ her und malte damit sieben Bilder, Schreckensszenen aus der französischen Revolution darstellend, die sämtlich denselben dunkelbraunen Ton besaßen. Diese Gemälde erregten, als sie im Winter 1799 in Paris ausgestellt wurden, allseitig Bewunderung. Die Angabe des Malers, daß sie in ihrer Farbe die Herzen der Orleans enthielten, wurde jedoch mehr als eine geschickte Reklame denn als Wahrheit hingenommen. Und doch war es Tatsache.

Olivier starb kurz darauf. Er wurde wahnsinnig. Sein Geist hatte den steten Aufregungen der wechselreichen Revolutionszeit nicht standhalten können. „Vielleicht war es auch etwas anderes, das diesem jugendlichen Feuertopf die Gedanken verwirrte,“ schreibt der erwähnte Chronist Lambert.

„Das Bewußtsein, mit menschlichen Herzen einen so freventlichen Unfug getrieben zu haben, mag Olivier dem Irrsinn überantwortet haben. Das einmal erwachte Gewissen ist eine Folter, die schon größere Geister qualvoll zu Tode gemartert hat.“

Nach Oliviers plötzlichem Ende lagerten die sieben Bilder lange Zeit bei einem Pariser Kunsthändler, der sie von den Erben des Malers erworben hatte. Sie wurden auch Napoleon I. angeboten, dem man zugleich eine handschriftliche Erklärung Oliviers vorlegte, daß die zu den Gemälden benützte Farbe tatsächlich aus den zu Pulver zerriebenen Königsherzen gewonnen war. Napoleon besuchte darauffhin auch das Atelier des Kunsthändlers und betrachtete die Bilder lange Zeit sehr nachdenklich. Schon hoffte der Kunsthändler, Bonaparte würde sie käuflich erwerben; aber der Korsje sagte nur mit einem verächtlichen Lächeln: „Schade, daß dieser Olivier nicht mehr lebt. Ich würde ihm den Respekt vor solchen Reliquien schon beibringen.“ Damit verließ er ohne Gruß das Atelier.

Zwei Jahre darauf kaufte der Londoner Großkaufmann Shephard die sieben Bilder und brachte sie nach London. Er behielt sie jedoch nur wenige Monate und veräußerte sie mit hohem Gewinn weiter. Nachdem sie noch mehrmals den Besitzer gewechselt hatten, erwarb der Herzog von Waverley sie im Jahre 1841 und verleibte sie seiner Gemäldegalerie ein. W. R.

Das gebratene Hühnchen. — Kaiser Napoleon I. mußte unbedingt jeden Morgen zum Frühstück ein gebratenes Hühnchen haben. Das war nun aber keine leichte Sache, denn der Kaiser band sich nicht im geringsten an eine bestimmte Tischzeit. Zwischen acht und elf Uhr klingelte er nach seinem Frühstück, wann er eben Muße dafür gewinnen konnte. Mochte er aber klingeln, wann er auch wollte, unverzüglich wurde ihm ein tadellos frisch gebratenes Hühnchen aufgetragen.

Eines Tages sprach er sich zu einem seiner Generale, der bei diesem ersten Jubiß zugegen war, anerkennend über diesen Mustertoch aus, der ihn nie warten lasse und zu jeder Zeit im Laufe des Vormittags ein köstlich gebackenes frisches Hühnchen für ihn zum Frühstück bereit habe.

„Das muß ja ein wahrer Herrenmeister von Koch sein,“ meinte der General, „denn ein Hühnchen ist doch solch ein zarter Braten, daß es in Grund und Boden ausdörren und wie Stroh schmecken würde, wenn man es stundenlang auf dem Feuer hielte.“

Daran hatte Napoleon noch nie gedacht, und der Einwurf machte ihn stutzig. Er ließ den Koch zu sich rufen. „Wie fangen Sie es an,“ fragte er ihn, „mein Morgenhuhn so wunderschön zart und frisch zu halten, auch wenn ich Sie bis elf Uhr damit warten lasse?“

„Nichts einfacher als das, Sire,“ versetzte der Koch. „Ich lasse jeden Morgen eine ganze Reihe von Hühnchen bratfertig zureichten, und jede Viertelstunde lege ich ein neues auf eine neue Pfanne. Auf diese Weise bin ich zu jeder Viertelstunde, wenn es auch Eurer Majestät belieben möge, zu schellen, imstande, Ihnen mit einem frischen und soeben fertigen Hühnchen aufzuwarten.“

Das war ja nun eine Erklärung, die Napoleon nicht erwartet hatte, und sie machte ihn sehr nachdenklich. Auf diese Weise kostete ja sein Huhn zum Frühstück ein Heidengeld! In solchen Dingen war er aber sehr sparsam. So hatte er zum Beispiel mit großem Mißfallen bemerkt, daß ihm für den Verbrauch an Kaffee im kaiserlichen Haushalt jährlich 54,750 Franken berechnet worden waren. Er rechnete aus, daß also täglich an seinem Hofe 155 Tassen Kaffee müßten getrunken worden sein, wenn ihm die Tasse mit je einem Franken berechnet worden war. Er strich dies Massenkaffeekochen kurzerhand weg und bestimmte für das Hofpersonal eine Entschädigung in Geld, wofür es für seinen Kaffee selber sorgen mußte. Damit hatte er 35,000 Franken erspart.

Unter diesen Umständen wurmte ihn die „ganze Reihe“ täglicher Morgenhühnchen so, daß er seinen Mustertoch anwies, nur noch eines täglich zu braten und es lieber kalt werden zu lassen, wenn er nicht zur rechten Zeit klingelte. C. D.

Die Frühjahrskrautspeise. — Wenn der Osterhase sich wieder zeigt, dann ist die Hochsaison der Eierspeisen da. Man ißt in dieser Zeit oft mehr Eier als im ganzen übrigen Jahre

zusammengenommen. Und mit Recht, denn jetzt sind sie am frischesten und wohlschmeckendsten, namentlich wenn ihre gefiederten Erzeuger daheim nicht im engen Hühnerhof eingesperrt sind, sondern „freien Lauf“ haben.

Man muß aber wohl beachten, daß hartgekochte Eier schwer verdaulich sind; Kinder sollen also nur weiche Eier essen. Je nach dem Zustande der Gerinnung, in dem sich das Eiweiß befindet, sind Eier bald so leicht verdaulich, daß sie für jeden Magenkranken passen, bald so schwer, daß sie auch einem gesunden Magen zu schaffen machen, da der Magensaft nur schwer in die Klumpen der harten Eier eindringen kann.

Bisweilen beobachtet man bei Kindern einen gewissen Widerwillen gegen Eier. Meist richtet sich dieser aber nur gegen das Eiweiß, während der Dotter gern genommen wird. Das ist für die Ernährung der kleinen Kinder sehr gut, denn gerade das Eigelb enthält zwei wichtige Stoffe: Eisen und Lecithin, die zur Bildung von gesundem Blut, Gehirn, Nerven und Knochen unentbehrlich sind. An Eisen enthält das Eiweiß 0,57 Prozent, das Eigelb 1,65 Prozent, also dreimal soviel. Bedenkt man weiter, daß sich im Spinat 3,35 Prozent Eisen befinden, so muß man als eisenreichste Speise Spinat mit Eigelb bezeichnen. Sie ist zum Beispiel beinahe zehnmal so reich an Eisen wie Kuhmilch. Daher sollen Blutarme, Bleichsüchtige, Kinder, Schwächliche, Rekonvaleszenten recht viel solche Natureisepillen, Spinat mit Eigelb, genießen.

Bei kleinen Kindern ist für die Bildung und Kräftigung von Gehirn und Nerven besonders wichtig der Lecithingehalt des Dotters. Aus dem Dotter bildet sich der ganze Vogelembryo, also enthält Eigelb alle zum Körperaufbau nötigen Stoffe. Professor Jung hat viele Versuche mit Dotternahrung bei Kindern gemacht. Er kommt zu dem Schlusse: „Jungen Kindern wird schon vom fünften bis sechsten Monat Eigelb als Beikost mit Vorteil gegeben, und auch in späteren Wachstumsperioden wird man kaum auf Beigabe von Eigelb zur täglichen Kost verzichten. Aber selbst bei Kranken und Schwachen, deren Ernährungszustand gehoben werden soll, bei Blutarmen und Rekonvaleszenten ist Zusatz von Eigelb zu den Speisen

ebenso nützlich wie nötig. Nach vielfältiger Erfahrung wird es besonders in weichgekochtem Zustande, gut durchgekaut, auch von schwachen und angegriffenen Magen sehr gut vertragen.

Hierzu kommt, daß man den rohen Dotter mit den verschiedensten Zusätzen zu appetitlichen und appetitreizenden Mischungen verrühren kann, zum Beispiel mit Zucker, Wein, Bier, Kognat, Milch, Kakao, Bouillon, Suppen. Als Beigabe zu Wein, Bier und Kognat ist der Dotter mit Zucker zu schlagen, worauf man das Getränk darunterührt.

Solche anregenden und sehr nahrhaften Genußmittel sind besonders für Geistesarbeiter vorteilhaft, deren Nahrung zugleich leicht verdaulich sein muß. Wer nach dem Abendessen noch längere Zeit geistig arbeitet, sollte vor dem Zubettegehen zwei mit Zucker und Kognat oder Rum geschlagene Eier genießen. Das ist der geeignetste Kraftersatz für des Gehirnes Kraftverbrauch. Solche Schlägeier dürfen aber nicht getrunken werden, sondern sind löffelweise zu nehmen oder in ganz kleinen Schlücken.

Auch bei Katarrhen der oberen Atemwege, namentlich bei der davon herrührenden Heiserkeit, sind rohe Eier die richtige Diät und ein gutes Heilmittel. Dieser wohlthätige Einfluß auf das Stimmorgan veranlaßt viele Sänger, kurz vor der Vorstellung noch ein rohes Ei zu schlucken, „damit sie besser hinaufkommen.“ Besonders zuträglich ist bei Halsaffektionen das warme Eierbier, das aus Eigelb und gekochtem Bier bereitet wird.

Bei Kinderhusten empfiehlt sich folgendes Rezept: Man verklopft in einer Tasse einen Eidotter mit zwei Eßlöffel Zucker und rührt zwei Eßlöffel feinstes Olivenöl dazu. Sobald ein Hustenanfall sich bemerkbar macht, gibt man dem Kinde hiervon einen Kaffeelöffel voll.

Da schwächliche Kinder, die man mit Eiern „aufzupäppeln“ gedenkt, leicht einen Widerwillen dagegen bekommen, so sei hier noch auf ein Getränk aufmerksam gemacht, das sie immer wieder gern nehmen: Fruchtfaß, dem ein mit Zucker schaumig gequirktes Ei beigefügt wird. Es ist dies für Kinder zuträglicher als Rotwein mit Ei.

Mannigfach ist also die Verwendung der Eier und stets höchst vorteilhaft für Gesundheit und Ernährung. Mögen daher alle mit dieser Frühjahrskraftspeise sich recht reichlich laben und kräftigen!

Dr. Th.

Wie August der Starke mit Gespenstern umsprang. — Als es bekannt wurde, daß August der Starke, Kurfürst von Sachsen, die polnische Krone erringen wolle, da erregte dies natürlich in der ganzen gebildeten Welt ungeheures Aufsehen. Während die meisten deutschen Fürsten auf ihn einzuwirken suchten, doch das gefährliche Wagnis zu unterlassen, war man am kaiserlichen Hofe in Wien mit allen Kräften bemüht, ihn in seiner Absicht zu bestärken. Zu welchen Mitteln man dabei griff, davon erzählt ein Zeitgenosse August des Starcken, der Kammerherr v. Pöllnitz, in seinen Memoiren folgende Geschichte, die sich während der Anwesenheit des Kurfürsten am kaiserlichen Hoflager abgespielt haben soll.

Eines Morgens hatte sich der Kurfürst eben schlafen gelegt, denn er pflegte die Nächte hindurch gewöhnlich zu zechen, als man ihm meldete, daß der Kaiser ihn bitten lasse, sogleich zu ihm zu kommen. Wie sehr war er erstaunt, den Kaiser, den er am Abend vorher noch ganz wohl verlassen hatte, im Bette, bleich, entsetzt und verängstigt zu finden. „Guter Gott,“ rief der Kurfürst, „was ist Eurer Majestät?“

„Das allertraurigste Ereignis ist mir begegnet,“ antwortete mit bebenden Lippen der Kaiser. „Ich muß bald sterben, und, was mich am meisten bekümmert, Ihnen droht ein noch größeres Unglück! Sehen Sie sich einen Augenblick, lieber Vetter, und hören Sie!“

Der Kurfürst setzte sich, und der Kaiser fuhr in seinem Berichte fort.

„Ich hatte diese Nacht die schrecklichste Erscheinung, die vielleicht jemals ein Sterblicher hatte. Zwei Stunden, nachdem ich mich niedergelegt hatte, höre ich es in mein Zimmer treten. Ich meine, es sei jemand von der Dienerschaft, und will schon schellen, da — da hör' ich es mit Ketten rasseln. Ich sehe hin und erblicke — ein Gespenst, ganz weiß, das mir mit furchtbarer Stimme zuruft: ‚Joseph, römischer König, ich

bin eine Seele, welche die Qualen des Fegfeuers aussteht! Ich komme, von deinem Schutzheiligen gesendet, um dich vor dem Abgrunde zu warnen, in den dich der Umgang mit dem Kurfürsten von Sachsen stürzen wird. Entfage seiner Freundschaft oder bereite dich vor zur ewigen Verdammnis! Hier verdoppelte sich das Geklirr der Ketten, und wie der Schrecken mir die Sprache nimmt, sagte das Gespenst: „Du antwortest mir nicht, Joseph? Liebst du dein Heil so wenig? In drei Tagen lehre ich zurück, mir deine Antwort zu holen.“ Mit diesen Worten verschwand der Geist, und man fand mich halbtot vor Schrecken. Mehr aber als für mich, mein Herr Vetter, bin ich für Sie besorgt. Um Sie aber zu retten, gibt es kein anderes Mittel, als daß Sie mit durch Übernahme der polnischen Krone gefällig sind.“

Der Kurfürst fragte: „Waren Eure Majestät auch in der That wach, als Sie den Geist sahen?“

Der Kaiser versicherte, daß er vollkommen wach gewesen sei.

„Dann,“ sagte der Kurfürst, „möchte ich doch wissen, wie ein Gespenst, ein Geist, Ketten tragen kann. Indessen will ich nicht glauben, daß man Eurer Majestät einen Streich gespielt hat, der vielleicht mir gelten soll.“

„Wer könnte dergleichen wagen?“

„Ei nun, Eure Majestät haben Leute, die in Betrügereien erfindungsreich sind. Aber wir wollen dem Gespenst bald auf die Spur kommen. Ich ersuche Eure Majestät, nicht weiter von dem Vorgange zu sprechen, mir aber zu gestatten, die betreffende Nacht in Ihrem Zimmer zuzubringen.“

Damit war der Kaiser einverstanden.

Als beide nun in der dritten Nacht zusammen waren, hörten sie Rettengerassel, eine weiße Gestalt trat herein und rief: „Joseph, römischer König!“ Doch da sprang plötzlich der Kurfürst aus dem Bette und packte den Geist so kräftig an, daß dieser vor Schreck fast den Atem verlor, auf die Knie fiel und winselnd um Gnade bat. Der Kurfürst aber ließ ihn nicht los, riß ein Fenster auf und warf ihn auf den Schloßhof. „Dies ist der kürzeste Weg zum Fegfeuer!“ rief er ihm nach. „Ich wollte dir wenigstens die Treppen ersparen!“

Der „Geist“ hatte ein Bein gebrochen und rief kläglich um Hilfe. Die Schloßwache kam herbei und fand — den Kammerdiener des Kaisers.

—zen.

Verschiedene Wertschätzung der Nationen. — Im Jahre 1791 war zur Auswanderung nach Amerika bei den Europäern noch so wenig Lust vorhanden, andererseits aber waren die jungen Unionsstaaten noch des zuziehenden Menschenmaterials so bedürftig, daß die Regierung der Vereinigten Staaten den Schiffskapitänen für jeden Auswanderer, den sie ihnen zuführten, eine Prämie zahlte. Dabei maß sie aber nicht jeden Eingewanderten nach demselben Maß, machte vielmehr einen starken Unterschied zwischen den Angehörigen der verschiedenen Völkerschaften, je nachdem sie bei der Urbarmachung und Kolonisation des noch sehr dünn bevölkerten Kontinents ihre Dienste mehr oder minder schätzen gelernt hatte.

Es bestand dafür ein richtiger Tarif. Die niedrigste Wertschätzung erfuhr darin der Irländer. Für ihn erhielten die Schiffskapitäne 140 Mark nach unserem Gelde. Für den Engländer gab es 220 Mark, für den Schotten 240 Mark, für den Franzosen 300 Mark. Der Deutsche brachte die höchste Prämie ein, nämlich 400 Mark.

E. D.

Die Amulette gekrönter Häupter. — Über dem Kühler des Automobils des Königs Georg von England sieht man eine kleine Britanniafigur aus Messing, die eine Krone in ihrer ausgestreckten Hand hält und zu deren Füßen ein Löwe liegt. Ohne diese Figur wird der König keine Ausfahrt antreten. Auch die Königin Mary hat einen Talisman, nämlich einen kleinen Hund aus Elfenbein, den sie an einem Armband trägt.

Der Zar Nikolaus besitzt einen Ring mit einem Stückchen Holz, das von dem Kreuze stammen soll, an dem Christus den Tod erlitt. Ohne diesen Ring geht der Zar nie aus.

Von einem Opalring des spanischen Königshauses, der mit vielen Todesfällen in Verbindung gebracht wird, wird folgende Geschichte erzählt. Dieser Ring wurde dem König Alfons XII. von der Gräfin v. Castiglione geschenkt. Als der Herrscher in der Verbannung lebte, hatte er der Gräfin versprochen, sie zu heiraten, wenn er wieder auf den Thron seiner Väter komme.

Nachdem er aber wieder König von Spanien geworden war, hielt er das Heiratsversprechen nicht, sondern heiratete die Prinzessin Mercedes. Die enttäuschte Gräfin sandte dem König den schönen Opatring. Die Königin Mercedes war so entzückt von ihm, daß sie sich den Ring von ihrem Gatten zum Geschenk erbat. Wenige Monate später war sie eine Leiche. Dann trugen des Königs Großmutter und Schwester den unheilbringenden Ring, und auch sie starben. Nun ging der Ring in den Besitz der jüngsten Tochter des Herzogs von Montpensier über, die ebenfalls rasch vom Tode ereilt wurde, nachdem sie ihn trug. Darauf nahm die Königin Christine den Unglücksring, ließ ihn an einer goldenen Kette befestigen und ihn dann um den Hals der Statue der Jungfrau von Almadena hängen, eines Heiligenbildes, das in Madrid in einer vielbesuchten Partanlage steht. So wertvoll auch dieser Ring ist, so verführerisch er sich begehrliehen Augen darbietet, so würde doch der schlimmste Langfinger Spaniens ihn nicht zu stehlen wagen.

Ein Talisman der Napoleoniden stammte von Napoleon I. her. Es war das ein Ring, der sicheren Schutz gegen einen vorzeitigen Tod gewähren sollte. Napoleon III. trug diesen Ring, aber sein Sohn weigerte sich, ihn anzulegen, und man hat dies später in Zusammenhang gebracht mit seinem frühzeitigen Ende unter den Speeren der Zulus. Außer diesem Ring trug Napoleon III. lebenslang noch ein zweites Amulett, ein Stüchchen französischer Erde in einer Kapsel.

Auch der verstorbene König Eduard von England trug einen Talisman, nämlich ein Armband am linken Arm, von dem er sich nie trennte. Dasselbe hatte dem unglücklichen Kaiser Maximilian von Mexiko gehört und war nach dessen Hinrichtung in den Besitz des damaligen Prinzen von Wales gelangt. C. S.

Schmetterlingsfälscher. — Die Fälscherindustrie unserer Zeit beschränkt sich nicht mehr darauf, Möbel, Bilder und andere Kunstgegenstände zum Schaden der Sammler zu fälschen, sie ist bereits dazu übergegangen, der Natur ins Handwerk zu pfuschen. Darüber belehrt ein Prozeß, den ein Londoner Entomologe gegen einen Schwindler angestrengt hat, der ihm

gefälschte Schmetterlinge verkaufte. Die Flügel eines Falters wurden mit einer dünnen Schicht Gummi arabikum bestrichen, und dieser Gummiüberzug wurde mit dem Staube von Pastellstiften oder anderen Farbstoffen überstreut. Auf diese einfache Weise erzeugten die Fälscher nicht nur seltene Abarten, sondern auch ganz neue, den Gelehrten bisher unbekannt gebliebene. So hatte der in Frage kommende Entomologe einen roten Schmetterling mit blauen Punkten gekauft, der eine so seltene Art vertrat, daß der hohe Kaufpreis durchaus angemessen erschien.

D. v. B.

Die Rätsel des Herzogs von Altenburg. — Dem Herzog Joseph von Sachsen-Altenburg war es bekannt, daß er, so oft jemand das erste Mal bei ihm Gast war, die Gewohnheit hatte, seinem Gaste zwei Scherzrätsel aufzugeben. Das erste lautete: „Was würden Sie tun, wenn Sie ein Zahnarzt wären?“ Von seiten des Befragten blieb natürlich stets die Lösung aus, und der Herzog rief lachend: „Wenn man ein Zahnarzt wäre, so würde man der Zeit den Zahn ausziehen.“ Dann ging er zum zweiten Rätsel über: „Was würden Sie tun, wenn Sie ein Taucher wären?“ Natürlich wußte man auch diese Frage nicht zu beantworten, und voller Befriedigung gab der Herzog selbst die Auflösung: „Wenn man ein Taucher wäre, würde man in das Meer der Ewigkeit tauchen.“

Auch König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen hatte von dieser Gewohnheit des Herzogs gehört, und als er bei einem Besuche in Altenburg war, dauerte es auch nicht lange, so rückte der Herzog mit seinen Rätseln heraus. Nachdem er die erste Frage gestellt: „Was würden Sie tun, wenn Sie ein Zahnarzt wären?“ versank sein Gast anscheinend in tiefes Nachdenken und sagte dann: „Wenn ich ein Zahnarzt wäre, dann würde ich in das Meer der Ewigkeit tauchen.“

Überrascht blickte der Herzog den witzigen König an und meinte dann lachend: „Da brauche ich Ihnen ja das zweite Rätsel gar nicht mehr aufzugeben!“

A. Sch.

Gerausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Oesterreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

Frauen-Schönheit

verleiht ein rosiges, jugendfrischer
Antlitz und ein reiner, zarter, schönes
Teint. Dies erzeugt die allein echte

Stechenpferd- Seife

die beste Lilienmilchseife
v. Bergmann & Co. Radebeul.
Stück 50 Pf. überall zu haben.
Ferner macht der Lilienmilch-Cream
„Dada“ rote und spröde Haut in einer
Nacht weiß u. sammetweich. Tube 50 Pf.

Jeder spielt sofort Klavier!

Das Klavier ist heute nicht nur das Lieblingsinstrument der deutschen Familie, sondern ein Luxusgegenstand jeder gut bürgerlichen Einrichtung. Gerade dem letzteren Umstande ist es zuzuschreiben, daß heute ein großer Teil aller Instrumente ihren eigentlichen Zweck nicht erfüllen, denn es gibt Tausende und Abertausende, die das Klavierspiel wohl schon versucht haben zu erlernen, es aber trotzdem nicht zu dem bringen konnten, was sie ersehnten. Der hauptsächlichste Grund, weshalb die Meisten nach kürzerer oder auch längerer Zeit ihre Versuche wieder einstellen, dürfte in allererster Linie auf das umständliche Erlernen des seitherigen Notensystems zurückzuführen sein. Außerdem empfinden sehr viele, namentlich solche Leute, die ihrem Erwerbseleben nicht allzuviel freie Zeit abzugewinnen können, es als einen lästigen Uebelstand, beim Lernen sich systematisch fremder Hilfe zu bedienen. Es dürfte wohl nur wenige geben, deren Zeit es erlaubt regelmäßig Musikunterricht zu nehmen. Ueber alle Uebelstände, die also bisher das Klavierspiel erschwerten, hilft nun mit einem Schlage die rühmlichst bekannte und tausendfach bewährte „Tastenschrift“ hinweg. Der Hauptwert dieser Methode, nach der man das Klavierpiel wirklich individuell und in aller kürzester Zeit ohne fremde Hilfe erlernen kann, liegt darin, daß man vorheriger Notenkenntnis keineswegs bedarf. In der Tastenschrift hat das bisherige Notensystem eine ungeahnte Vereinfachung gefunden; sie macht sich dadurch von dem früheren System unterschiedlich, daß sie weder Vorzeichen, noch Auflösungs- oder Erniedrigungszeichen hat. Hier sieht man bei der eigenartigen Anordnung der fünf Notenlinien jede Taste, die anzuschlagen

ist, auf dem Notenblatt bildlich vor sich. Wer nach der Tastenschrift lernt, treibt nicht einseitige Musikstümperei, sondern bildet sich genau, wie nach den Schulen des bisherigen Notensystems zu einem perfekten Klavierspieler aus, wie er überall beliebt ist und auch gern gehört wird. Natürlich ist die Tastenschrift auch für das Harmonium zu verwenden. Für den hervorragenden Wert der Tastenschrift zeugt am besten die Tatsache, daß unlängst bereits die 5. Auflage (31. bis 40. Tausend) herausgegeben werden konnte. Aus den Kreisen der nach Tausenden zählenden Anhänger der Tastenschrift gehen dem untenstehenden Verlag täglich die glänzendsten Anerkennungschriften zu, von denen nur ein einziges an dieser Stelle Veröffentlichung finden soll:

Herr Friedrich G. aus Berlin schreibt am 9. 12. 12:

„Das Werk habe ich erhalten und teile mit, daß es uns sehr gut gefällt; es ist alles leicht begreiflich und muß einer schon schwer von Begriff sein, wenn er mit Ihrer Tastenschrift nicht einig wird.“

Das komplette Werk, das neben allen zur Erlernung notwendigen Einzelheiten auch noch etwa 30 vollständige Musikstücke, wie Vieder, Märsche, Tänze usw. enthält, kostet 5 Mk. und kann gegen vorherige Einsendung des Betrags oder Nachnahme von dem Musik-Verlag Euphonie, Friedenau 11 bei Berlin, sowie durch alle Buch- bzw. Musikalienhandlungen bezogen werden. An Interessenten, die es für erforderlich halten, sendet der Verlag gegen Einsendung von 50 Pf. in Briefmarken Aufklärung und einige Probestücke der Tastenschrift.

Das jetzt etwa 350 Nummern umfassende Musikalienrepertoire der Tastenschrift wird ständig und speziell auch mit den neuesten Schlagern erweitert.

Gratis erhalten diejenigen, die das **komplette Werk** sofort beziehen, **15 Choräle.**

Die Choräle können auch gegen 1.50 Mk. inkl. Porto bezogen werden.



Nasenformer „Zello“ Die Wirkung kann jedermann an obenstehenden Bildern ersehen. Es sind weder Original-Photographien, welche bei mir zur Einsicht liegen. Der Erfolg wurde in 5 Wochen erzielt. Mit meinem orthopädischen Nasenformer „ZELLO“ können alle Nasenfehler beseitigt werden, mit Ausnahme der Knochenfehler. Preis einfach M. 2.70, scharf verstellbar M. 5.—, mit Kautschuk M. 7.—. (Nachbestellungen von Prinzessinnen und höchsten Herrschaften.) + 25000 Stück im Gebrauch. + Spezialist **L. M. BAGINSKI, BERLIN 119, Winterfeldstraße 34.**

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Vom Stift zum Handelsherrn. Ein deutsches Kaufmannsbuch von **F. W. Stern.** 9.—13. Auflage. Elegant gebunden 5 Mark. **Empfohlen von Handelskammern und kaufmännischen Korporationen.** — Zu haben in allen Buchhandlungen.

Licht-Hingfong Essenz
1000000 fach im Gebrauch und bewährt!
 Als Hausmittel unersetzlich!
 Btz. 3.88, 3071. Franka, nur en gros aus dem
Laboratorium L. Lichtenheldt,
 Meuselbach 4 a. Th. Wald.
Allen anderen Behelfen weit überlegen!

Viele Tausende Anerkennungs-schreiben sind unaufgefordert bei der Firma eingegangen. Z. B.:

Herr Missionar John (Gossner-sche Mission) schreibt aus Brit. Ost-indien: Hoffe Ihre „Licht-Hing-fong“ hier in Indien sehr verbreiten zu können, unter den Eingeborenen tut sie geradezu Wunder. Ein von Diarrhöe Geheilter sagte mir, Herr, ich glaube, das macht nicht nur Kranke gesund, das weckt Tote wieder auf.

Uhren aller Art schon v. 1 Mk. an. Hochmod. Salonuhren, in belieb. Farbe zu den Möbeln passend. **J. M. Jädle,** Uhrenfabr. u. Verlanbh., Schweningen A 107 a. N. (württemb. Schmarzw.) Berl. Sie Katalog üb. Uhren all. Art, Gold- und Silberw.



Elektrische Lichtanlagen komplett von Mk. 4.95 an. Elektrisch-Klingelanlagen komplett von Mk. 1.95 an. Elektrischer-Apparate kompl. v. Mk. 2.45 an. Elektr. Experimentierkästen v. Mk. 2.95 an. Taschenlampen von Mk. 0.65 an. Taschen-Feuerzeug Mk. 0.35. Elektr. Spielwaren etc. in großer Auswahl. Hochinteressante, belehrende Preisliste gratis.
Wilh. Ravené, Elektrotechn. Spezialhaus, **Berlin-Schöneberg 11.**

Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Erbes Wörterbuch der deutschen Rechtschreibung. — Enthält über 100000 Wörter. Amtlich empfohlen! Preis M. 1.60. Zu haben in allen Buchhandlungen.

